

TORSTEN KLAFFT

IM MACHEN DER WELT ZU- GEWANDT



REPARIEREN UND BETEILIGEN
ALS PRAKTIKEN
DER WELTBEZIEHUNG



[transcript] urban studies

Torsten Klafft
Im Machen der Welt zugewandt –
Reparieren und Beteiligen als Praktiken der Weltbeziehung

Urban Studies

Torsten Klafft, geb. 1987, ist Architekt, Soziologe, passionierter Fahrradschrauber und stadtpolitisch aktiv. Er hat langjährige Erfahrung in Architektur, in der partizipativen Stadtentwicklung und in der universitären Lehre. Als Teil der sozialen und ökologischen Transformation des Bauens beschäftigt er sich z.B. mit der Zukunft von Einfamilienhäusern, dem Berufsbild von Architekt*innen in der Bauwende oder der Entwicklung konvivaler Orte im Bestand.

Torsten Klafft

Im Machen der Welt zugewandt – Reparieren und Beteiligen als Praktiken der Weltbeziehung

[transcript]

Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln des Publikationsfonds Niedersachsen-OPEN, gefördert aus zukunft.niedersachsen, unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Torsten Klafft

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Johanna Gehring

Font Umschlag: Degheest Abordage (Ange Degheest / Eugénie Bidaut,
Velvetyne Type Foundry)

Illustrationen: Johanna Gehring

Lektorat: Johanna Gehring

Satz: Jan Gerbach, Bielefeld

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839466155>

Print-ISBN: 978-3-8376-8084-3 | PDF-ISBN: 978-3-8394-6615-5

Buchreihen-ISSN: 2747-3619 | Buchreihen-eISSN: 2747-3635

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einführung: Amateur*innen, Selbstwirksamkeit und Überraschungen 9

Teil 1: Lebenswelt eines Fahrradschraubers

1.1 Die Revolution des Selbermachens 35

Fahrradselbstreparatur als ästhetische Praxis 38

Suche nach einer Methode 41

Gefahren autoethnografischer Untersuchungen 44

Möglichkeiten der Autoethnografie 45

1.2 Autoethnografie der Fahrradselbstreparatur 49

 I Articulation Work 49

Fahrrad fahren und reparieren 51

 II Verbindungen von Praktiken 51

 III Rekrutierung neuer Praktiker*innen 54

Eigene Schritte 56

 IV Bricolage 57

 V Vergangenheit 63

Wissen, Kollektiv und Sinn 64

 VI Die Amateur*in 65

 VII Do it yourself als häusliche Männlichkeit 66

 VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur 70

 IX Der relevante Andere und das Ichideal 74

 X Sprache 76

Werkstätten 80

 XI Regime of familiarity 82

 XII Fahrrad-Werkzeuge 83

 XIII Sammelsurium 84

 XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid 88

Zeit und Geld	91
XV Zeitlichkeit und Geschwindigkeit von Reparatur	92
XVI Squeezing time	93
Der Körper lernt	96
XVII Körpertechniken und Probleme der Verbalisierung	97
Erfolg und Fehlschlag	101
XVIII Taktiken und Strategien	102
XIX Intrinsische Motivation	105
XX Black Boxes öffnen	108
XXI Capabilities	112
1.3 Drei Fragen zum (vorläufigen) Abschluss	117
Was hat die autoethnografische Methode sichtbar gemacht (und was nicht)?	118
Wie kann mit den theoretischen Fragmenten weitergearbeitet werden?	119
Was ist denn nun politisch an der Fahrradselbstreparatur?	124

Teil 2: Zusammen Mitmachen

2.1 Die Seelenverfassung der Siedler*innen des gemeinschaftlichen Hauses	131
Was ist Partizipation?	132
Aufbau der Arbeit	140
2.2 Stadtmitmacher*innen	159
Die Stadt	160
Das Gewebe der Stadt	170
Die Kollektive der Stadtmitmacher*innen	187
Die Körper der Stadtmitmacher*innen	207
2.3 Mitmachen braucht Resonanz	229
Was ist also Partizipation?	230
Wer partizipiert nicht?	234
Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?	239
Danksagung	241
Literaturverzeichnis	243

*Dieses Buch widme ich Karl und allen Bricoleur*innen,
die die Welt zusammenhalten.*

Einführung

Amateur*innen, Selbstwirksamkeit und Überraschungen

»Wenn man etwas wollte, musste man es selbst machen!«

Meine Mutter war schon immer eine Person, die sich einmischt. Sie ist eine Amateurin der Politik. Seit 1995 engagiert sie sich in der Gemeindevertretung des Dorfes, in dem ich aufgewachsen bin. Im Prinzip, seit ich denken kann. Der damalige Bürgermeister hatte sie angesprochen, da sie ihm durch ihr Engagement im Jugendclub und in der Elternvertretung aufgefallen war. Sie zögerte, doch dann scheiterte ein Vorschlag in der Gemeindevertretung, den sie in der Schulkonferenz mit ausgearbeitet hatte. Das Projekt wurde schon abgelehnt, bevor es vorgestellt wurde und als Besucherin ohne Rederecht hatte sie keine Möglichkeit einzugreifen. Da beschloss sie, für die Gemeindevertretung zu kandidieren. Sie tritt seitdem als parteilose Kandidatin in der lokal starken Gruppe der *Freien Wählergemeinschaft* an. Es gab viele Entwicklungen und Vorhaben in der Gemeinde, die meine Mutter mitgetragen hat. Doch auch wenn sie von Entscheidungen nicht überzeugt war, konnte sie die vorangegangenen Debatten nachvollziehen und hinter den Beschlüssen stehen.

Bis 2019. In der Gemeindevertretung war es ungemütlich geworden. Der langjährige Bürgermeister war zuvor verstorben und gegen seinen Nachfolger wurde – nicht zuletzt homophob – intrigiert. Meine Mutter stand inhaltlich oft an seiner Seite und somit auch im Fokus dieser Attacken. Sie spürte den Stress und brauchte ihre Kraft für private Themen. Sie trat nicht wieder zur Wahl an, blieb aber als sogenannte *sachkundige Einwohnerin* in einem Ausschuss, um weiter die Projekte zu unterstützen, die ihr wichtig waren. Ganz zurückziehen wollte sie sich dann doch nicht. Und 2024 erfolgte ihr Rückzug vom Rückzug. Insbesondere im Osten Deutschlands stiegen die Umfragewerte der rechtsextremen AfD. Anfang des Jahres fanden in vielen kleineren Städten Demonstrationen statt und im Juni standen die nächsten Kommunalwahlen an. Meine Mutter beschloss, sich noch einmal aufstellen zu lassen, um den Rechtsradikalen einen Platz wegzunehmen.

Wenn ich mit ihr über die Projekte spreche, für die sie sich einsetzt, dann spüre ich die Energie, die sie in diese Arbeit steckt, aber auch zurückbekommt. Ihr ist es wichtig, dass es sozial gerecht zugeht, insbesondere für behinderte Menschen,

mit denen sie beruflich immer viel zu tun hatte. Es treibt sie an, »dass man auch was erreichen kann!« Die Begründung für ihre Reaktion auf das Erstarken der AfD ist in ihrer Beteiligungsbiografie zu finden. Sie hat über Jahre hinweg erfahren können, dass sie in der Lokalpolitik etwas bewirken kann. Im Moment der erstarkenden Rechten hat sie überlegt, was sie selbst tun kann und wo sie sich am wirksamsten fühlt. Die Demonstrationen hatten sie motiviert, es noch einmal zu versuchen, auch wenn es vorher anstrengend war. Sie hat sich in dieser Arbeit immer auch als stellvertretend für andere verstanden. Diese Menschen hätte sie sonst ohne Stimme im Stich gelassen.

Und im Gespräch mit meiner Mutter ist mir eine Sache aufgefallen, die ich auch in der Arbeit für dieses Buch immer wieder wahrgenommen habe: die Beteiligungsbiografie meiner Mutter hat nicht mit der politischen Wende 1989/90 angefangen. Sie war 28 Jahre alt, als die Mauer fiel und hat die DDR in Teilen als Mitmachgesellschaft erlebt. Während es auf politischer Ebene nichts mitzureden gab, konnte sie im Kleinen durchaus mitwirken. »Wenn man etwas wollte, musste man es selbst machen!« Dieses partizipative Prinzip im Kleinen und Lokalen war Teil des autoritären Staates und vielleicht ein Grund dafür, dass viele Menschen sich nach dem Zerfall der DDR an einen besonderen Zusammenhalt erinnern.

→ Die vertikale Resonanzachse, S. 222

Im Machen der Welt zugewandt

Der Begriff Amateur*in¹ wird häufig eher abwertend für eine Person verwendet, die etwas nicht richtig, nicht professionell kann. Also im Gegensatz zu Profis, die ihr Handwerk beherrschen. Doch für mich ist Amateur*in sehr wertschätzend. Im besten Sinne ist es eine Liebhaber*in, angetrieben von ihrer Leidenschaft. Und darum geht es in diesem Buch: um die Liebhaberei und wie wichtig sie für unsere Gesellschaft ist. Für diesen positiven Begriff der Amateur*in beziehe ich mich auf Antoine Hennion, einen französischen Soziologen. Er forscht über Amateur*innen des Musikhörens, des Weintrinkens und des Drogenkonsums, wobei er eigentlich keine klare Definition von Amateur*innen anbietet. Hennion beschreibt Amateur*innen anhand dessen, was sie tun: *Schmecken*. Wer nur nebenbei ein Glas trinkt, ist noch keine Amateur*in, sondern erst, wer sich dem Geschmackserlebnis gegenüber öffnet.

1 Ich habe in diesem Buch eine vereinfachte Variante des Genders verwendet, um den Lesefluss zu fördern. Substantive habe ich mit Sternchen als geschlechtsneutral markiert. Artikel und Personalpronomen sind im generischen Femininum formuliert. Dieses Modell hat im Detail sprachliche Unschärfen und grammatische Grauzonen. Es ist ein Experiment.

If one drinks a glass casually while thinking about something else, one is not an amateur. Beautiful things only give themselves to those who give themselves to them. (Hennion 2005: 4)

Das Schmecken steht für Amateurpraktiken als Ganzes. Ich muss zugeben, dass das Wort im Kontext dieses Buches immer etwas irritierend bleibt. Schmecken heißt zunächst essen *und* den Geschmack wahrnehmen. Bei Hennion wird *Schmecken* jedoch weiter gefasst und meint das *Machen* gepaart mit dem aktiven *Wahrnehmen und Reflektieren*. Er grenzt das aktive Schmecken der Amateur*innen vom passiven Geschmack ab, den er bei den Soziolog*innen um Pierre Bourdieu findet (Hennion 2005: 4). Schmecken ist eine aktive und vor allem *reflexive* Tätigkeit. Wer etwas nicht einfach nur tut, sondern diese Tätigkeit aktiv und selbst-reflektiert ausübt, ist eine Amateur*in. Hennion sieht den Begriff gar nicht im Gegensatz zum professionellen Handeln, sondern vielmehr können auch Profis Amateur*innen sein, wenn sie ihre Arbeit leidenschaftlich ausüben.

An der Geschichte meiner Mutter sieht man, dass zum Schmecken auch bittere, saure und eklige Geschmackserlebnisse gehören. Sie handelt von Momenten, in denen es sich trotz aller Widerstände gelohnt hat, sich zu beteiligen, weil etwas erreicht wurde. Amateur*in zu sein, ist immer sehr individuell und die Gründe für das Engagement sind tief in der eigenen Biografie verankert. Dabei sind Amateur*innen überall. Im Sportverein, bei den Tafeln, in der Feuerwehr oder bei den Lesepat*innen. Alle ehrenamtlichen Tätigkeiten funktionieren nur, wenn sich Menschen dort mit ihren Leidenschaften wiederfinden und mit allen Sinnen wahrnehmen und reflektieren, was um sie herum passiert. Das gilt nicht zuletzt für die Basis der Demokratie. Wahlen werden von Wahlhelfer*innen durchgeführt, die Parteien von ihren Mitgliedern getragen und die Gemeindevertretung besteht aus ehrenamtlichen Vertreter*innen. Doch auch der Protest auf der Straße oder die Gründung einer Bürger*inneninitiative ist leidenschaftliches Engagement für die Gesellschaft. Mittlerweile basiert sogar ein großer Teil unserer Informationsbeschaffung und Kommunikation auf Netzwerken von Amateur*innen. Auf Social Media kursieren Inhalte, die nicht von professionellen Autor*innen, Journalist*innen oder Redaktionen erstellt wurden, selbst die Fernsehnachrichten berichten von Tweets. Schon 2007 hat Andrew Keen diesen medialen *Cult of the Amateur* kritisch betrachtet (Keen 2007). In den fast 20 Jahren seit seinem Buch ist die Menge an Inhalten im Internet, die von Amateur*innen erstellt wurden, unüberschaubar explodiert.

All diese Arbeit braucht Zeit und Ressourcen. Deutschland ist eine freizeitliche und individualisierte Gesellschaft (Stiftung für Zukunftsfragen 2025). Das bedeutet nicht, dass alle Menschen gleich viel Freizeit haben. Viele Menschen haben keineswegs das Gefühl frei über ihre Zeit zu verfügen. Care-Arbeit, Lohnarbeit und Beziehungsarbeit fordern all ihre Energie. Dennoch kann ein großer

Teil der Menschen in der sogenannten westlichen Welt frei über ein mehr oder weniger großes Zeitkontingent verfügen.² Viele Menschen nutzen diese Zeit für Entspannung oder Konsum, wie aus dem Freizeitmonitor für Deutschland hervorgeht (Stiftung für Zukunftsfragen 2025). Doch es gibt eine Vielzahl von Menschen, die sich engagieren, etwas (auf-)bauen, sich kümmern oder einmischen. Sie verwenden ihre Zeit nicht einmal besonders effizient. Anne Honer hat bei drei Heimwerkern beobachten können, dass sich die Wahrnehmung der Zeit im Schrauben und Basteln umkehrte. Es ging dann nicht unbedingt darum, dass etwas fertig wird, sondern darum, möglichst viel Zeit für die Tätigkeit an sich zu haben (Honer 1993: 189f).

Schmecken und Resonanz

Manche Tätigkeiten mögen eine drängendere Notwendigkeit haben, aber das Reflexive der Amateur*innen ist immer freiwillig und nicht erzwingbar. Ob sie über ihr Tun nachdenken und darin einen Sinn suchen, steht ihnen frei. Es mag hoch gegriffen klingen, aber in der reflexiven Praxis der Amateur*innen – dem *Schmecken* ihrer Umgebung – verorten sie sich als Individuen in der Welt. Im Machen wird die Welt um uns herum spürbar. Wir adressieren unser Umfeld und schauen, ob es reagiert. Darin liegt eine elementare Verdrahtung jedes Individuums mit der Welt an sich. Hennion formuliert, dass wir im Schmecken unsere Zugehörigkeit zur Welt verhandeln:

[...] taste is first and foremost a problematical modality of attachment to the world. (Hennion 2005: 1)

Der hier verwendete Begriff vom Schmecken ist eng verwandt mit der *Resonanz* bei Hartmut Rosa. Rosa beschreibt Resonanz als wechselseitige Antwortbeziehung zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Dingen oder der Welt an sich. Dabei nennt er seine Resonanztheorie eine »Soziologie der Weltbeziehung« (Rosa 2019). Je näher ich Hennion und Rosa zusammen betrachte, desto klarer wird mir ihre Verwandtschaft. Hennion bietet das praxistheoretische Werkzeug, um resonante Praktiken zu analysieren. Die Welt zu *schmecken* heißt, sie aktiv zu fühlen, zu sehen, zu riechen, auf eine körperlich passionierte Art und Weise. Und in diesem aktiven und reflexiven Machen wenden wir uns der Welt zu.

2 Über eine andere Gesellschaft als das mir vertraute Westeuropa kann ich hier nicht sprechen. Ich kann nur vermuten, dass individuell verfügbare Zeit für die Lebenswelt vieler Menschen auf der Welt, insbesondere im globalen Süden, einen grundsätzlichen Unterschied zur Lebenswelt der westlichen Gesellschaften darstellt. Das ist sicherlich eine Schwäche dieses Buches.

→ Was dieser Text nicht (gut) kann, S. 28

Rosa hebt vier Merkmale von Resonanzbeziehungen hervor: (1) Man muss sich berühren lassen und (2) selbst berühren. (3) Es findet eine Transformation statt und (4) Resonanz kann man nicht erzwingen, sie ist unverfügbar (Rosa 2017). Wenn ich Hennion und Rosa übereinanderlege, erscheinen mir drei Aspekte bei beiden zentral: Kollektivität, Transformation und Unverfügbarkeit. Die Offenheit für Andere und das Spüren der eigenen Selbstwirksamkeit bei Rosa finden notwendigerweise im Kollektiv statt. In der steten aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis, wirkt das Schmecken immer auch transformativ. Und die Unverfügbarkeit, die Rosa intensiv verhandelt hat (Rosa 2020b), findet sich bei Hennion, wenn er über die *sur-prise* schreibt (Hennion 2015).

Kollektiv

Meine Mutter sagt, sie macht die Arbeit in der Gemeindevertretung auch, weil sie etwas zurückbekommt. Es freut sie, wenn Bürger*innen mit ihren Anliegen auf sie zukommen, damit sie sie in die Gemeindevertretung mitnehmen kann. Die Zustimmung im Dorf für abgeschlossene Projekte nimmt sie als Anerkennung wahr. Der Fokus ihres Engagements liegt auf der Jugend- und Senior*innenarbeit. Da die Wiedereröffnung des Jugendclubs, für die sie mehrere Jahre kämpfte, an finanziellen Mitteln scheiterte, setzte sie sich für die Anstellung einer Streetworker*in ein. Seit über zwei Jahrzehnten organisiert sie die Senior*innenweihnachtsfeier mit, bei der sie die Besucher*innen persönlich bewirtet und sich mit ihnen unterhält. Aber es gibt auch negative Rückmeldungen. Auf der Straße wurde sie verbal angegriffen, weil sie für die Realisierung eines betreuten Wohnens in der Gemeinde arbeitet, das in der Nachbar*innenschaft umstritten ist.

Für Hennion ist das Kollektiv ein entscheidendes Element jedes Schmeckens. Ohne den Austausch mit anderen gäbe es kein Schmecken, denn es besteht als relationale Tätigkeit nur im Verhältnis zu anderen. Aus sich selbst heraus weiß niemand, wie man gute Dinge schätzt oder was einem gefällt.

There is no taste as long as one is alone, facing objects; no amateur knows from the outset how to appreciate good things, or simply what she/he likes. Taste starts with the comparison with others' tastes. (Hennion 2005: 5)

Wir lernen unsere Beziehung zur Welt von anderen und wir lehren wiederum andere, was es für uns bedeutet Teil einer Gesellschaft zu sein. Somit ist jede Handlung, auch wenn sie zunächst allein stattfindet, immer sozial eingebettet. In der Weiterentwicklung seiner Überlegungen hat sich Hartmut Rosa nicht zufällig der Erforschung der *sozialen Energie* zugewandt (Rosa 2024). Es lässt sich aufzeigen, dass wir Energie gewinnen können, wenn wir in kollektives Handeln investieren, sei es ein gemeinsamer Abend in der Kneipe oder ein produktives Vereinstreffen

nach einem stressigen Tag. Interessant sind dazu auch die Ausführungen Richard Sennetts zur Zusammenarbeit. Er schreibt, dass wir nicht mit jeder Person befreundet sein müssen, damit durch Kooperationen stabile und belastbare soziale Verbindungen entstehen (Sennett 2018: 320ff). Dabei sind wir abhängig von resonanten Beziehungen. Fehlen sie, drohen Burnout oder Einsamkeit, Symptome einer Entfremdung von der Welt (Rosa 2019: 316).

Transformation

Amateur*innen sind qua Definition aktiv. Hennion fokussiert seine Studien zwar auf konsumierende Praktiken, aber vordergründig, um aufzuzeigen, dass selbst hier das Schmecken eine *aktive* und *reflexive* Tätigkeit ist. Amateur*innenpraktiken müssen ständig reproduziert werden und sind so in stetem Wandel. Rosa folgend ist Resonanz auch immer Transformation. In Selbstwirksamkeit steckt bereits, dass wir etwas bewirken, also etwas verändern. In Momenten der Resonanz kommt etwas Neues in die Welt.

Trotz der Möglichkeit des (vermeintlichen) Nichts-Tuns³ oder des Konsums, entscheiden sich viele Menschen dazu, ihre Zeit explizit *produktiv* zu nutzen. Eine scharfe Definition von Produktion ist dabei weniger zielführend. Die Produktion der Amateur*innen ist in den seltensten Fällen autark und unabhängig von einer professionellen Produktionssphäre. Dabei geht es mir nicht um die Auflösung von Produktion und Konsum in eine Prosumption, bei der Konsument*innen Tätigkeiten der Wertschöpfungskette übernehmen und dafür auf günstigere Preise hoffen (Toffler 1983). Dieses Phänomen der sogenannten *McDonaldization* zielt nicht auf reflexive und resonante Schmeck-Erlebnisse ab (Ritzer 2013). Hennion sieht Produktion und Konsum viel grundlegender miteinander verwoben. Für ihn ist der Wein ohne Konsument*innen überhaupt kein Wein (Hennion 2005: 9). Erst die passionierten Weinliebhaber*innen machen aus dem gegorenen Traubensaft den beliebten und empfehlenswerten Wein. Heavy Metal wäre ohne die Fankultur ein distinktionsloses Produkt der Musikindustrie (Hennion 2005: 9; Rosa 2023). In diesem Sinne wird auch Demokratie *immer* im Wechselspiel der professionellen Politik mit den Bürger*innen hergestellt. Letztere wirken mit, indem sie sich informieren, sich am Küchentisch aufregen oder sich für Programme begeistern, in denen sie eine Verbesserung für die Gesellschaft erkennen.

Meine Mutter könnte sich um schönere Dinge kümmern, als Debatten in der Gemeindevertretung zu führen. Doch es hat für sie immer wieder Sinn ergeben, sich aktiv einzubringen und die Dinge nicht passiv hinzunehmen. Sie ist der tiefen Überzeugung, dass eine Gesellschaft durch die Teilhabe der Einzelnen zusammenhält und sich verändert. Die Selbstwirksamkeit, die sie spürt, ist für sie die Be-

3 Wirkliches Nichts-Tun ist theoretisch fast unmöglich (Ehn/Löfgren 2013).

stätigung, dass sie damit recht hat. Sie muss mitwirken, um körperlich zu spüren, dass ihre Erzählung von der Welt stimmig ist. Wir sind alle an der Produktion der Welt beteiligt, aber nur Menschen mit einer aktiven Resonanzbeziehung zu ihrem Umfeld haben auch das Gefühl in ihrem Sinne mitzuwirken zu können.

Unverfügbarkeit

Der Begriff Unverfügbarkeit ist nicht leicht zu verstehen. Rosa widmete ihm ein eigenes Buch. Darin gesteht er ein, dass es gar nicht darum geht, dass etwas völlig unverfügbar ist, sondern spricht selbst von *Halbverfügbarkeit* (Rosa 2020b: 48 und 52ff). Der englischen Übersetzung stellt er einen Exkurs zur Suche der richtigen Formulierung im Englischen voran, die letztlich zum Begriff *uncontrollability* geführt hat (Rosa 2020a: VII ff). Sieht man von der poetischen Dimension von *Unverfügbarkeit* ab, so könnte meines Erachtens die Rückübersetzung *Unkontrollierbarkeit* in mancher Hinsicht sogar treffender ausdrücken, was Rosa damit meint. Ihm zufolge ist die Essenz unserer Weltbeziehung, dass wir sie uns nicht verfügbar machen können. Wenn wir das, was wir uns wünschen in einem aggressiven Akt einfach nehmen, dann geht die Resonanz verloren, weil wir dann das andere nicht mehr spüren können. Reicht unsere Selbstwirksamkeit so weit, dass wir alles kontrollieren können, dann wird sie nutzlos, weil wir das Gegenüber dabei unterwerfen und das Antwortverhältnis verstummt.

Bei Hennion ist der Aspekt der Unkontrollierbarkeit weniger offensichtlich. Er versucht sie mit dem Begriff der *sur-prise* zu greifen. Mit *prise* betont er das Festhalten des Moments in dem das Schmecken in seiner aktiven und seiner passiven Dimension stattfindet. Während man sich bewusst für den Geschmack öffnet, gibt man sich gleichzeitig der Wahrnehmung hin; lässt sich also halten.

[...] there is *prise* (meaning »grasp« or »hold« in French), in the dual, active and passive sense of the word, making it perfectly adapted to talk about taste: the hold of the object, refined in the act of grasping, but also, on the amateur's side, the act of holding and allowing oneself to be held, each calling for, and not conflicting with, the other. (Hennion 2015: 50)

Mit *sur* weist er auf ein Extra hin, ein »more than we can ever expect« (Hennion 2015: 50). Wenn wir bewusst schmecken, gibt es immer etwas Neues zu entdecken, aber wir können es nicht fest einplanen. Es kommt, so Hennion, als *surprise* im klassischen Sinne einer Überraschung daher. »The surprise comes from what is being added, above and beyond what is done and expected [...]« (Hennion 2015: 50). Hennion sieht den Ursprung dieser *sur-prise* im Objekt, während Rosa ihn im resonanten Austausch verorten würde. Jedoch machen beide deutlich, dass der Mehrwert unkontrollierbar auftaucht. Und hier liegt in Bezug auf die oben an-

gesprochene Transformation, die Amateur*innen anstreben, ein grundlegendes Paradoxon: der Mehrwert, das Extra, das sie produzieren wollen, ist nicht garantiert. Hennion und Rosa sind sich sogar darin einig, dass genau darin der Reiz liegt. Wir machen etwas, gerade weil wir nicht wissen, ob wir damit Erfolg haben werden. Es geht nicht um etwas, das wir einfach bekommen können, sondern die Welt spüren wir dann, wenn wir uns einer Situation aussetzen und nicht wissen, was dabei herauskommt. Anschaulich wird das vielleicht am Beispiel von Fußballfans. Sie gehen ins Stadion und auch wenn die Rolle der Favorit*innen klar verteilt sein mag, ist der Ausgang des Spiels völlig ungewiss.

In einer Gemeindevertretung wird – wie in jedem politischen Gremium – die Zukunft verhandelt. Es geht also per se um die kollektive Aushandlung von Transformationsprozessen. Hier kommt das Neue in die Welt, aber nicht, weil eine Person entscheidet, sondern weil es aus allen gemeinsam hervorgeht. Ob die ausgehandelten Beschlüsse wie gewünscht wirken oder ob sich die Zukunft anders entwickeln wird, ist nach jeder Sitzung ungewiss. Meine Mutter war stets offen für Entwicklungen und Ideen, die sie erst in der Diskussion kennenlernte. Dann konnte sie ihre Überzeugungen spontan einbringen und am Beschluss in ihrem Sinne mitwirken. Sie musste immer nach außen mit dem Kollektiv und nach innen mit sich selbst in Verhandlung treten. Auch wenn die politische Sphäre nicht so unterhaltsam wie ein Fußballspiel sein mag, ist sie für jede*n, der sich einbringt, stets unverfügbar und unvorhersehbar.

Passionierte Amateur*innen (er)forschen

Die Reihe möglicher Tätigkeiten, die eine *sur-prise* in Aussicht stellen, ist unvorstellbar lang. Politische Aktivist*innen treten in Parteien ein, werden Wahlhelfer*innen oder protestieren. Aktive Ruheständler*innen bieten Lesehilfe an oder singen im Chor. Musiker*innen verbringen oft Tage in abgedunkelten Proberäumen oder am Rechner mit Produktionssoftware. YouTuber*innen und Influencer*innen mischen sich in der digitalen Welt in Diskurse über alles Erdenkliche ein. Heimwerker*innen bauen Teile der Inneneinrichtung oder ganze Häuser. Passionierte Köch*innen stellen gutes Essen her, das sie dann mit Freund*innen genussvoll verspeisen. Ich könnte wohl endlos fortfahren.⁴ Ebenso vielseitig sind aber auch die Fragen, die mir dazu in den Sinn kommen:

4 Vielen dieser Tätigkeiten widmen sich bereits ethnografische Studien: zum Musik hören (Hennion 2001, 2010), zum Platten sammeln (Bartmański/Woodward 2014), zu Blogger*innen (Keen 2007), zum Heimwerken (Honer 1993; Shove et al. 2007), zum Kochen und zum Essen (Hayes-Conroy/Martin 2010; Voß et al. 2023; Voß/Guggenheim 2019) und viele mehr.

*Geht es den Menschen um eine Flucht vor den Zwängen des Alltags?
Suchen sie gezielt Abwechslung von der Lohnarbeit?
Suchen sie gesellige, abgeschiedene oder angstfreie Räume?
Finden diese Tätigkeiten abseits der Kapital- und Leistungslogik statt?
Handeln sie aus Langeweile, Neugier oder Überdruß?*

Die Amateur*innen sind in all diesen Tätigkeiten immer individuell handelnde Subjekte. Sie leben ihre persönlichen Passionen aus und ihre Aktivitäten beruhen auf subjektiven Entscheidungen. Es sind aber auch Erfahrungen, die sie mitbringen, erlerntes (Körper-)Wissen oder (begrenzte) Ressourcen, auf die sie zurückgreifen können. Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin haben die Slow-Food-Bewegung untersucht und plädieren für eine Auflösung des Gegensatzes zwischen Körper und Geist zugunsten einer *viszeralen* Ganzheit aus beiden (Hayes-Conroy/Martin 2010). Die Beteiligungsbiografie meiner Mutter zeigt, dass ihre heutigen Einstellungen und Haltungen nur aus den Erfahrungen heraus zu verstehen sind, die sie über die Jahrzehnte gemacht hat. Während der Körper Erfahrungen und erlerntes Wissen verinnerlicht hat, sind die Gedanken von körperlichen Wahrnehmungen geprägt, sodass eine Trennung von Körper und Geist die gegenseitigen Abhängigkeiten verschleiert.

Es ist unmöglich diese komplexen Verzahnungen von außen zu durchdringen. Wenn wir verstehen wollen, was alles zur jeweiligen Praxis gehört, dann müssen wir uns den Blick der aktiven Praktiker*innen aneignen. In der empirischen Untersuchung von Amateur*innenpraktiken liegt ein Schlüssel zu einem besseren Verständnis der intrinsischen Motivationen. Wir müssen die Menschen selbst befragen, denn nur sie können aus dem Handeln heraus die Frage nach ihrem eigenen Antrieb beantworten. Auch Hennion sieht die Amateur*innen als Ausgangspunkt für die Erforschung des Schmeckens:

The explained becomes the explainer. (Hennion 2005: 3)

Hennion kritisiert, dass zu lange versucht wurde Musik oder guten Wein aus der objektiven Sicht der Profis zu erklären. Immer schon waren dort Konsument*innen, Zuhörer*innen oder Genießer*innen, sprich Amateur*innen involviert, die einen nicht wegzudenkenden Teil kultureller Praktiken darstellen.

What is new is not the public execution of artistic activities by professionals; it is the rise of the amateur, the spectator, the fan, the creation of a »targeted« public that attends precisely for a particular performance. (Hennion 2005: 9)

Die erforderlichen empirischen Untersuchungen in der Breite der vielfältigen Praktiken, die ich oben aufgeführt habe, passen nicht zwischen diese zwei Buch-

deckel. Daher will ich mich hier auf zwei konkrete Fallbeispiele beschränken, die jeweils einen in sich geschlossenen Teil dieses Buches darstellen. Im ersten Teil geht es um die Praxis der Fahrradreparatur – im Folgenden *Fahrradarbeit* genannt – und im zweiten um Praktiken der Bürger*innenbeteiligung – die *Mitmacharbeit*. Zu beiden Feldern wird bereits intensiv debattiert. Die Fahrradarbeit bezieht sich auf die DIY- und Repair-Bewegung. Die konsumorientierte Praxis des Do It Yourself der Nachkriegszeit (Goldstein 1998) wird immer stärker als subversive Konsumkritik gelebt und diskutiert (Ramge/Friebe 2008; Baier et al. 2016; Jaeger-Erben/Hielscher 2022). Die Mitmacharbeit knüpft neben stadtplanerischen Diskursen zu Partizipation (Bock et al. 2018; Maikämper et al. 2024) auch an Fragen des sozialen Zusammenhaltes im öffentlichen Raum an (Manthe 2024). Aus diesen Fallbeispielen können Rückschlüsse und Querverweise zu anderen Passionen gezogen werden. Meine Arbeit ist offen für die Verbindungen und Parallelen zu anderen Feldern gedacht. Ich hoffe, dass die Leser*innen selbst auf Parallelen und Bezüge aus ihrer eigenen Erfahrung stoßen.

Die Wahl auf diese beiden Felder fiel nicht zufällig. Ich war schon vor der Untersuchung mit ihnen vertraut. Ich bin selbst ein engagierter Fahrradschrauber und verstehe mich immer mehr als aktiver Bürger in einer demokratischen Gesellschaft, seit ich zu Partizipation forsche. Mein Interesse für Beteiligung war aber zunächst ein berufliches, da ich unter anderem in einem Planungsbüro für Partizipationsprozesse arbeite. Bei mir verbindet sich also Passion und Profession, Beruf und Berufung, was gar nicht so untypisch ist. Nicht zuletzt sind Wissenschaftler*innen immer auch selbst aktive Subjekte innerhalb ihres Kontextes. Während ich hier meine Passion im Fahrradschrauben verewigt habe, hat Hartmut Rosa 2023 ein Buch über seine Leidenschaft zum Heavy Metal herausgebracht. Es überrascht angesichts der Parallelen zwischen Hennion und Rosa nicht, das Rosa ein Buch geschrieben hat, in dem er sich so intensiv mit Musik-Amateur*innen beschäftigt, dass es auch Hennion gefallen müsste.

[...] es gibt eine entscheidende Differenz zwischen dem Weltzugang über Auge und Kopf, den das Buch und der Film bedienen, und der unmittelbaren Teilhabe an der Welt, die über das Ohr und den ganzen Körper erfolgt. (Rosa 2023: 13)

Diese sinnliche Wahrnehmung des schmeckenden Körpers ist notwendigerweise individuell. Und so ist auch meine Forschung eine reflexive Suche eines passionierten Amateurs. In Anlehnung an Bruno Latour wäre ich versucht zu sagen: Wir *sind nie professionell gewesen*.

Aufbau des Buches: eine Erkenntnisreise

Es ist mir wichtig, nachvollziehbar darzustellen, wie dieses Buch entstanden ist. Es war keine lineare Wissenssammlung auf dem Weg zu Antworten, sondern eine Reise mit immer neuen Fragen und Extraschleifen. Mein Vorgehen steht in der Tradition der *Grounded Theory*, die Barney Glaser und Anselm Strauss 1967 begründet haben (Strübing 2014). Jörg Strübing nennt *Grounded Theory* einen Forschungsstil und nicht – wie häufiger in der Sekundärliteratur – Methode oder Methodologie. Grundlegend ist dabei die Offenheit für die Erkenntnisse, die aus der Empirie hervorgehen. Die Forscher*in fängt also nicht mit einer Theorie an, die es zu bestätigen oder zu widerlegen gilt, sondern direkt im Feld. Die *Grounded Theory* ist dabei ein pragmatischer, anwendungsorientierter Forschungsansatz. So können Praktiken verschiedener Art direkt in ihrem jeweiligen Kontext erforscht werden (Strübing 2014: 460). Von Beginn standen die Akteur*innen im Mittelpunkt meiner Untersuchung. Das gilt sowohl für ihre individuellen Handlungen selbst als auch für ihre eigene Perspektive auf ihre Tätigkeiten. Der Forscher*in kommt dabei eine besondere Verantwortung zu, denn *Grounded Theory* erfordert Selbstreflexion in der Erhebung und Kreativität in der Analyse. Hennion fordert von Forschenden eine Reflexivität, die den Praktiken der Amateur*innen entspricht (Hennion 2005: 4). Wir müssen unsere Forschung also selbst als reflexive und passionierte Tätigkeit verstehen und bei der Untersuchung immer offen für Neues sein. Die Erläuterung dieses Forschungsprozesses ist wichtig, da die Ergebnisse nur nachvollziehbar sind, wenn auch das Vorgehen dokumentiert wurde (Strübing 2014: 471). Mein Ton ist dabei bewusst sehr persönlich. Damit möchte ich die Individualität meiner Erkenntnisreise betonen und die Leser*innen einladen, diese nachzuempfinden (Stegkemper et al. 2018). Doch das *Ich* steht im Laufe des Buches nicht immer für die gleiche Perspektive. Die Fahrradarbeit habe ich vor acht Jahren geschrieben und der Text der Mitmacharbeit ist, während ich diese Einleitung schreibe, fünf Jahre alt. So ist insbesondere der autoethnografische Bericht als Zeitdokument zu verstehen. Ich habe mich – und nicht zuletzt auch meinen Schreibstil – während der Arbeit an diesem Buch verändert.

Meine Untersuchung habe ich trotz des *Grounded-Theory*-Ansatzes von Beginn an mit der Amateur*innentheorie von Antoine Hennion konzipiert. Das ist durchaus im Sinne der *Grounded Theory*, wenn das Vorwissen, sei es praktischer oder theoretischer Natur, nicht den Erkenntnissen vorgreift, sondern der »Sensibilisierung für generative Fragen« dient (Strübing 2014: 470). Man könnte also sagen, die Amateur*innentheorie war meine Suchmaske. Ich hatte Hennions Texte bereits für eine Analyse von Heimwerker*innen genutzt und einen entscheidenden Vorteil erkannt: ich kann Praktiken mit Hennion auseinandernehmen, analysieren und sezieren, aber sie bleiben ein Ganzes. Die einzelnen Tätigkeiten sind in einem relationalen Verhältnis voneinander abhängig. Dabei können die einzelnen Kompo-

nenten nacheinander betrachtet werden und das Verständnis der Praxis als Ganzes bereichern, statt isoliert zu werden. So stellt die Amateur*innentheorie einen Rahmen dar, der wenig inhaltliches vorwegnimmt. Sie bot mir einen Startpunkt für die Untersuchung der oben beschriebenen, heterogenen Motivationen und Zugänge. Hennion beschreibt die Praktiken von Amateur*innen als relationales Zusammenspiel aus vier Elementen: das Kollektiv, die Rahmenbedingungen, der schmeckende Körper und das geschmeckte Objekt. [→ Amateur*in, S.65](#) Diese Systematik bezeichnet er als *infra*-Theorie, denn sie ermöglicht es, eine minimalistische Sprache für die Konstellationen des Schmeckens zu finden, die hauptsächlich dazu dient, verschiedene Amateur*innentätigkeiten miteinander zu vergleichen ohne eine übergeordnete Theorie zu entwickeln.

In our comparative analysis the four elements just serve as a framework to reveal various aspects of the configurations of spaces equipped and corporated, that the world of taste constitutes. The proposed grid is a minimal language, aimed more at providing *infra*-theory than *supra*- or *meta*-discourse: more at going »down«, closer to actors' categories, than »up«, towards a systematic, external model. Its main purpose is to allow comparisons to be made between various forms of attachment. (Hennion 2005: 8)

Die zwei Teile dieses Buches repräsentieren einen zweistufigen Prozess der Annäherung. Während die Fahrradarbeit der Sensibilisierung und Schärfung der Analysewerkzeuge diente, habe ich meine so verfeinerte Suchmaske für die Mitmacharbeit in das Feld mitgenommen. Dabei folgte ich dem Rat Billy Ehns, der eine empirische Betrachtung an sich selbst empfiehlt, bevor es ins Feld geht (Ehn 2011). In der Fahrradarbeit habe ich mich mittels einer Autoethnografie selbst beforscht und herausgearbeitet, welche Punkte besonders relevant oder vielleicht sensibel sind. Mit diesem Wissen konnte ich in der Mitmacharbeit meine Gesprächspartner*innen entlang der an mir erprobten Check-Liste befragen. Dieses Gerüst auf der Basis der vier Elemente Hennions strukturiert beide Texte. Die Leser*innen können das Thema vermutlich auch ohne dieses Gerüst nachvollziehen, was für mich nicht leicht zu akzeptieren ist. *Mein Hennion* ist mir durchaus ans Herz gewachsen.

Die Fahrradselbstreparatur: eine Praxis, 1000 Doings

Reparaturtätigkeiten durch Amateur*innen haben in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit erhalten. Dabei wird ihnen vielfach ein politisches Potential zugeschrieben. Do it Yourself wird als Selbstermächtigung in einer konsumorientierten Warenwelt betrachtet (Ramge/Friebe 2008) oder sogar als Teil der Welt- und Systemreparatur im Angesicht der ökologischen Krise gesehen (Baier et al. 2016; Jaeger-Erben/Hielscher 2022). Teilweise widersprechen diese Texte meiner eigene



Wahrnehmung, wenn ich mit anderen Schrauber*innen über ihre (teils verzweifelten) Reparaturversuche spreche. In meinem Umfeld wird das Reparieren selten explizit als politische Tat verstanden. Es wird zwar stolz betont, dass etwas nicht weggeworfen werden muss, weil man es erfolgreich reparieren konnte. Oft ist der Grund aber die nervige Notwendigkeit etwas wieder zum Laufen bringen zu müssen, dessen Reparatur im Fachgeschäft unnötig teuer wäre. Ist das schon politisch oder eher nicht? Das Beispiel der Fahrradreparatur ist dabei exemplarisch. Abgesehen von finanziellen Gründen, ist in Deutschland angesichts der Vielzahl von Werkstätten niemand gezwungen selbst zum Inbusschlüssel zu greifen. Dennoch ist es eine weitverbreitete Praxis, Defekte am eigenen Rad selbst anzugehen. So stellte ich mir für den ersten Teil des Buches zunächst die Forschungsfrage:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

Nach einigen methodischen Versuchen habe ich mich dazu entschieden das Feld anhand meiner eigenen Schrauber-Biografie zu untersuchen. → Methode, S. 41 Der Bericht über meine Entwicklung zum Fahrradschrauber ist mit Einschüben aus sozialwissenschaftlichen Theorien angereichert, die einzelne Aspekte aufgreifen und an Diskurse anschließen. In diesem Einblick in meine individuelle Praxis wird deutlich, dass es wohl keine zwei Schrauber*innen gibt, die beim gleichen Defekt auch gleich vorgehen würden. Jede*r hat andere Werkzeuge zur Hand, andere Erfahrungen gemacht oder einfach andere Freund*innen die gefragt werden können. Die Praxis der Fahrradreparatur durch Amateur*innen ist sehr heterogen. Obwohl alle an der grundsätzlich gleichen Technik arbeiten, werden im Detail die Unterschiede sichtbar. Die Art und Weise, wie eine Reparatur angegangen wird, die Ausstattung, die Fähigkeiten und sogar die Ziele können sehr unterschiedlich sein. Dennoch ist es eine zusammengehörende Praxis. Verbunden durch das Objekt des Fahrrades und den wiederkehrenden Handgriffen und Werkzeugen entsteht ein Netzwerk von Fahrradschrauber*innen mit überschneidendem Wissen und Prinzipien.

Die Reparatur des eigenen Fahrrads steht stellvertretend für andere Reparaturarbeiten oder heimwerkliche Produktionstätigkeiten. Ob ich koche oder im Garten grabe, Kunst herstelle, als Fußballtrainer*in mit Jugendlichen arbeite oder ob ich mich stadtpolitisch engagiere: anhand der detaillierten Beschäftigung mit der spezifischen Praxis der Fahrradreparatur ist ein theoretischer Rahmen entstanden, in den sich auch andere Praktiken einhängen und untersuchen lassen, um sie in ihrer Heterogenität ausleuchten zu können. Im Anschluss an die Autoethnografie widme ich mich dem zweiten Teil der Forschungsfrage: *Was ist daran politisch?* Wie sind die Zuschreibungen zu bewerten, die Reparaturtätigkeiten eine per se politische Komponente zuweisen, auch wenn diese nicht von allen Praktizierenden artikuliert wird?

Wir müssen über Qualität von Partizipation sprechen

Nachdem die Fahrradarbeit abgeschlossen war, habe ich meine Erkenntnisse zu produktiven Amateur*innenpraktiken auf das Engagement in der Stadtentwicklung übertragen. Das war so nicht geplant, aber hat sich als nächster Schritt angeboten. Hier spielten auch meine Erfahrungen aus der Praxis in einem Büro für partizipative Planungsprozesse hinein. Ich habe festgestellt, dass Verantwortliche in der Politik, der Planung und der Verwaltung oft einfach sich selbst meinen, wenn sie sagen: »Wir machen Partizipation!« Das eigentliche Subjekt von Bürger*innenbeteiligung, die aktive Bürger*in, wird gar nicht richtig mitgedacht. Daher ergab sich die Forschungsfrage:

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Dafür habe ich sechs Personen interviewt, die sich auf ganz verschiedene Arten in der Stadtentwicklung in Berlin einmischen. Mein Sampling beschränkt sich auf ein konkretes Stadtquartier in Berlin, während die Tätigkeiten der Befragten sehr vielseitig waren: sie reichten von Urban Gardening oder Aktivismus für mehr Ate-lierräume und Wohnen für Geflüchtete über Mitwirkung im Nachbarschaftsverein bis zu unregelmäßigem situativem Engagement. Ich bin durch meine Gespräche dazu übergegangen vom *Mitwirken* oder *Mitmachen an der Stadtentwicklung* zu sprechen. Noch vor dem ersten Interview sagte mir mein Gesprächspartner, dass er das Wort Partizipation nicht mag, weil er sich damit nicht identifizieren kann. Diese Arbeit versucht weniger eine Definition von Partizipation oder Bürger*innenbeteiligung zu erarbeiten als aufzuzeigen, welche diverse Praktiken die aktiven Bürger*innen darunter verstehen. Ebenso wie das Reparieren ist auch das Engagement sehr heterogen. Menschen bringen sich dort ein, wo sie spüren, dass sie *wirksam* werden können. Sehen sie keinen Sinn in einem Treffen oder einer Aktion, dann suchen sie andere Wege, denn schließlich sind sie niemandem verpflichtet. Ihre Einschätzungen sind von ihren individuellen Beteiligungsbiografien abhängig. Sie sind geprägt von positiven Erlebnissen und Frusterfahrungen. Dieses subjektive und relationale Verständnis von Partizipation zieht sich durch alle Interviews und stellt eine zentrale Erkenntnis der Arbeit dar.

Weigern sich die Verantwortlichen die Perspektive der Teilnehmer*innen an ihren Beteiligungsangeboten mitzudenken, laufen sie Gefahr, Menschen nur um des Labels der Beteiligung willen in Prozesse einzubeziehen. Dies könnte man als *Participation Washing* bezeichnen. Schlecht durchgeführte Veranstaltungen oder aufwendige Beteiligungsevents deren Ergebnisse dann in der Schublade verschwinden, produzieren Frusterfahrungen und unterwandern spätere Angebote zur Mitwirkung (Klaufft 2025). Daher fände ich es wichtig mehr über die Qualität von Beteiligungsprozessen zu sprechen und sich dafür intensiv mit der Perspek-

tive der sich Beteiligten selbst auseinanderzusetzen. Die Mitmacharbeit bietet dafür Anknüpfungspunkte, indem sie sichtbar macht, was die Bürger*innen über ihr Engagement denken und was sie antreibt.

Vom Machen, vom Zusammenarbeiten und von der Stadt — Warum gehören die beiden Texte inhaltlich zusammen?

Haben Fahrradreparatur und Mitmachen genug miteinander gemein, dass sie in einem Buch bearbeitet werden können? Ich würde sagen, die beiden Themen liegen in einem gemeinsamen Spannungsfeld. Bei beiden Praktiken fokussiere ich die freizeitliche und nicht die professionelle Ausübung der Tätigkeiten, sodass sie sich gut als Amateur*innenpraktiken im Sinne Hennions untersuchen lassen. Allerdings gibt es einen grundsätzlichen Unterschied: das Reparieren von Fahrrädern ist zumindest potenziell eine individuelle Tätigkeit, während das Mitmachen in der Stadt notwendigerweise im Kollektiv geschieht. Die Kollektive des Reparierens sind eher Wissenskollektive, die sich untereinander austauschen und sich manchmal helfen. Ein Fahrrad kann man letztlich immer nur allein fahren. Die Stadt erfordert die Aushandlung einer gemeinsamen Nutzung, um Koexistenz überhaupt zu ermöglichen. Niemand wird versuchen mir vorzuschreiben, wie mein Fahrrad auszusehen hat, solange ich mich an die Straßenverkehrsordnung halte. Aber ich bin sofort in einem Konflikt mit anderen, wenn ich mir öffentlichen Raum aneigne.

Zudem sind beide Themen Teil eines größer gefassten Diskurses zu Care-Arbeit. Dieser bewegt sich über das Spektrum der häuslichen Sorgearbeit hinaus hin zu anderen Pflögetätigkeiten (Zibell 2022a: 80ff). Die Reparatur von Fahrrädern ist, insbesondere, wenn es um die Vermeidung von Neuteilen geht, die Pflege von Bestehendem, also per Definition Pflegearbeit (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 99ff). Doch auch die basisdemokratische Teilhabe an der Stadt, an der gebauten Umwelt und am öffentlichen Raum wurde schon früh im Kontext von feministischen Stadtdebatten als Care-Arbeit diskutiert (Zibell 2022b). Bereits in den 1970er und 1980er-Jahren wurde mehr Beschäftigung mit dem Bestand gefordert und dem Tabula rasa der Nachkriegsmoderne entgegengetreten (Holm 2023). Dabei ging es immer auch um die Achtsamkeit für soziale Strukturen. Um die vielfältigen Perspektiven und Lebenswelten in die Analyse des Ist-Zustandes mit einbeziehen zu können, ist Partizipation ein wichtiges Werkzeug der »behutsamen Stadterneuerung« (Holm 2023). Das wachsende Bewusstsein für die ökologischen Kollateralschäden der Bauwirtschaft und die daher notwendige Beschäftigung mit dem Bestand, verstärken jedoch auch in der Stadtentwicklung den Fokus auf die materielle Komponente der Care-Arbeit und der Stadtreparatur (ARCH+ 2023).

Im Laufe der Mitmacharbeit tauchte ich tiefer in die Bücher von Richard Sennett ein, die ich davor noch nicht beachtet hatte. Einigermmaßen überrascht stellte

ich fest, dass sich der Spannungsbogen meiner Forschung dort genauso wiederfindet. Seine Bücher *Handwerk*, *Zusammenarbeit* und *Die offene Stadt* waren von vornherein als Trilogie angelegt (Sennett 2008, 2012, 2018).

Ich bezeichne diese drei Bücher als das »Homo-Faber-Projekt«, im Blick auf die alte Vorstellung, wonach der Mensch sein Leben und sich selbst durch konkretes praktisches Handeln erschafft. Ich möchte zeigen, wie die Menschen persönliche Anstrengung, soziale Beziehungen und physische Umwelt gestalten. (Sennett 2012: 11)

Sennett zieht einen Faden vom praktischen Werken zur Stadtgesellschaft. Mein Weg vom handwerklichen Reparieren zum kollektiven Handeln in der Stadt ist dem sehr ähnlich und das ist kein Zufall. Handwerk oder Do it Yourself stellen eine individuelle Ermächtigung gegenüber der materiellen Welt dar. Die kollektive Zusammenarbeit ist die Grundlage von demokratischer Gesellschaftlichkeit. In der offenen Stadt kommt beides zusammen. Sie ist nicht nur Voraussetzung für die kollektive Ermächtigung gegenüber der materiellen Welt, sondern gleichzeitig ihr Ergebnis. Die offene Stadt baut auf der Zusammenarbeit der Vielen auf und bietet doch Raum für Individuen sich selbst in ihr wiederzufinden, ohne allein zu sein.

Kooperation dient als Schmierstoff für jene Maschinerie, mit deren Hilfe wir es schaffen, dass Dinge getan werden, und indem wir uns mit anderen Menschen zusammentun, können wir individuelle Mängel ausgleichen. (Sennett 2012: 9)

Diese Parallele zu Sennetts Arbeit bestärkt mich darin, in der Kombination beider Texte, wichtige Erkenntnisse für unser Zusammenleben zu sehen. Der körperlich spürbare, aktiv anpackende Aspekt, verknüpft mit der Kooperation ist ein Schlüssel zur Stadt von Morgen. Die Gesellschaft wird körperlich spürbar. Sie wird durch Einzelne verändert, aber nur durch das gemeinsame Agieren entsteht daraus Stadt. → Stadt, S. 160 Ob es das Schrauben und Basteln ist oder die Einmischung in die Stadt: diese Möglichkeiten der Selbstwirksamkeit stärken die individuelle Weltbeziehung (Rosa 2019: 269ff). Auf diesem Weg, auf dem durch eigenes Handeln die Beziehung zur Welt hergestellt wird, liegt ein Teil der Antwort, was Menschen dazu motiviert, mitzuwirken.

Auf der Suche nach einer inneren Aufregung — Was verbindet die beiden Texte auf einer theoretischen Ebene?

Es scheint eine Art Zauber zu sein, der die Menschen dazu bringt, sich freiwillig, unbezahlt und gegen Widerstände in Projekte zu stürzen, die mal mehr, mal weniger aussichtsreich erscheinen. Hennion spricht von *sur-prise*, etwas mysti-

schem, das bei Amateur*innen entsteht, wenn sie tief in Tätigkeiten versinken (Hennion 2015: 50). Hartmut Rosa beschreibt diesen Zauber als Resonanz, als körperlich spürbare Verbundenheit mit der Welt. Ähnlich wie bei der physikalischen Kopplung von Schwingungen entsteht auch im Sozialen eine Wechselwirkung zwischen Subjekten beziehungsweise Subjekten und Objekten. Wenn wir andere berühren und uns von anderen berühren lassen, kann ein »vibrierender Draht« zwischen uns entstehen (Rosa 2019: 24). Diese Verbindung zu spüren, zeigt uns, dass wir eine eigene Wirksamkeit in der Welt haben. Die Abwesenheit dieser Rückkopplungen nennt Rosa Entfremdung. Wenn wir nicht verstehen, was um uns herum geschieht, keine Verbindung spüren und uns selbst nicht als Teil von etwas wahrnehmen, sind wir von der Welt entkoppelt und isoliert. Um den Zauber der produktiven Amateur*innen zu verstehen, müssen wir noch etwas tiefer in die Resonanztheorie einsteigen. Rosa benennt drei Resonanzachsen, entlang derer sich Resonanzen entwickeln können (Rosa 2019: 331ff):

- horizontale Resonanzachse: Resonanz mit Mitmenschen
- diagonale Resonanzachse: Resonanz mit Dingen
- vertikale Resonanzachse: Resonanz mit der Welt als Ganzem

Während bei der Fahrradreparatur die diagonale Resonanzachse im Fokus steht, gerät beim Engagement in der Stadt auch die horizontale Achse in Vibration. Bei genauerer Betrachtung fällt zudem auf, dass in beiden Tätigkeiten eine Vorstellung von einer Welt als Ganzes mitschwingt. Im eigenständigen Reparieren steckt das Bild einer nachhaltig organisierten Welt, in der die Dinge nicht zu Müll werden sollen, sobald einzelne Komponenten versagen. Die Dinge sollten den Menschen dienen und nicht andersherum. Ivan Illich nennt diese Objekte *tools for conviviality* (Illich 1980). → [Black Boxes, S. 108](#) Im gemeinsamen Mitwirken in der Stadt schwingt die Vorstellung einer basisdemokratischen Gesellschaft mit, in der durch das gemeinsame Handeln die Umwelt geformt wird. Luc Boltanski und Laurent Thévenot beschreiben in *Über die Rechtfertigung* die staatsbürgerliche Welt (Boltanski/Thévenot 2014: 254ff). Damit beschreiben sie das Grundverständnis der Gesellschaft als eine gemeinschaftlich getragene Struktur, in der auch das Mitmachen in der Stadt sinnhaft wird. Sowohl Illich mit dem Begriff der Konvivialität⁵ als auch Sennett, stellen eine Verbindung zwischen Handwerk und Reparatur auf der einen und der demokratischen Gesellschaft auf der anderen Seite her. Die vertikalen Resonanz-

5 Im konvivialistischen Manifest wird der Begriff Konvivialität als Kunst des Zusammenlebens definiert (Les Convivialistes 2014: 47). Der Wortstamm kommt vom lateinischen *con vivere*, was als *mit(einander) leben* übersetzt werden kann. Daraus hat sich der Konvivialismus als eine Denkströmung des Postwachstumsdiskurses entwickelt.

achsen zum Thema Reparatur und Engagement in der Stadt sind eng miteinander verwandt, wie Sennett es in *Die offene Stadt* formuliert:

Wie im Handwerk ist eine gut gebaute Umwelt eine, die sich reparieren lässt. (Sennett 2018: 353)

Man könnte sagen, die offene Stadt ist eine veränderbare, eine reparierbare Stadt und ihre Handwerker*innen sind die Bewohner*innen und Nutzer*innen. Wenn sie den vibrierenden Draht der Resonanz zwischen sich, den Nachbar*innen und der Stadt spüren, erwächst aus dem dezentralen Engagement die demokratische Gesellschaft.

Die Leser*in als aktive Produzent*in von Sinn — Was verbindet die Texte in ihrer Darstellung?

Es war mir wichtig, dass das Buch trotz seiner wissenschaftlichen Tiefe gut lesbar ist. Akademische Texte fokussieren meist auf die präzise und akkurate sprachliche Darstellung der Erkenntnisse. Doch jede*r weiß, dass solche Texte oft nicht einfach zu verstehen sind. Gerade in Anbetracht des Forschungsthemas der Amateur*innen – einer Akteursgruppe, bei denen nicht die professionelle oder akademische Ausbildung im Vordergrund steht – scheint es angebracht, dieses auf Präzision fokussierte wissenschaftliche Schreiben zu hinterfragen. Der Text soll Resonanzmomente beim Lesen befördern und nicht sprachlich ausgrenzen. Dafür muss er verschiedene Leser*innen auch unterschiedlich ansprechen.

Zu diesem Zweck muss ich meine Herangehensweise, meinen Zugang zum Feld, meine Überlegungen zur Forschungsmethodik und meine Zweifel offen darlegen. Diese Ausführungen fehlen meist in wissenschaftlichen Arbeiten. Schon wegen der sehr persönlichen Vorgehensweise der Autoethnografie in der Fahrradarbeit, aber auch aus der Logik der Grounded Theory heraus, war es erforderlich die Vorüberlegungen zu erläutern. Der Text transportiert nicht nur meine Erkenntnisse, sondern macht meine subjektive Erkenntnisreise nachvollziehbar.

Doch auch über die Herangehensweise hinaus bleiben beide Arbeiten – wie jede wissenschaftliche Untersuchung – subjektiv (Latour 1987). Meine Schlussfolgerungen, Verbindungslinien und Bezugnahmen habe ich gründlich durchdacht und fundiert, aber sie sind keineswegs die objektiv einzigen möglichen Wege zur Reflexion. Sie können von den Lesenden hinterfragt, angenommen oder abgelehnt werden. Ich möchte die Leser*in und ihr eigenes Urteilsvermögen ernst nehmen. Aus diesem Grund stelle ich die theoretischen Ausführungen, die ich aus verschiedensten Texten zu meinen Themen zusammengetragen habe und die empirischen Narrative, denen ich im Feld begegnete, getrennt voneinander zur Verfügung. Durch die offene Nebeneinanderstellung biete ich meine Kontextualisierung als

Analyse an. Das bedeutet nicht, dass dem auch gefolgt werden muss. Durch die unterschiedliche Formatierung sind die Abschnitte klar zu erkennen, sodass einzelne Ausführungen einfach übersprungen werden können. Zudem verweisen Pfeile → auf Abschnitte, die an anderer Stelle den Aspekt aufgreifen und weiterführen. Der subjektive Zugang der Lesenden rückt in den Vordergrund, wenn sie sich entschließen, nur die Aspekte zu lesen, die ihrem Erkenntnisinteresse dienen. Ich hoffe, dass sich die erwünschte Flexibilität auch erfüllt und sich das Buch jeder Leser*in anders öffnet. Niemand soll sich an meine Sortierung halten müssen. Vielmehr soll es Leser*innen da fesseln, wo sie tiefer eintauchen möchten!

So verbindet beide Teile schließlich auch ihre Darstellung, wobei sie sich inverteert gegenüberstehen. Die Empirie wird jeweils in eher narrativer Form und in alltäglicher Sprache präsentiert. In der Fahrradarbeit ist es der autoethnografische Fließtext, der ohne wissenschaftliche Bezüge erläutert, was mir an der Tätigkeit wichtig und berichtenswert erscheint. In diesen Textfluss sind theoretische Exkurse in grauen Boxen eingeschoben. In der Mitmacharbeit sind es die theoretischen Ausführungen, die von anekdotischen Auszügen aus den Interviews unterbrochen werden. Dabei ist das Prinzip der Einschübe einem historischen Roman entlehnt: in den *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* von E.T.A. Hoffmann wechselt der Text zwischen der Perspektive des Katers und der eines Freundes seines Besitzers (Hoffmann 1968). Werden die Einschübe aus der Menschenwelt übersprungen, kann man den Ausführungen des Katers in einem fort folgen. Ebenso können beim ersten Teil das autoethnografische Narrativ und beim zweiten Teil die theoretischen Erläuterungen hintereinander weggelesen werden.

Beide Arbeiten trägt die Überzeugung, dass ein Buch nach dem Schreiben nicht fertig ist, sondern erst durch das Lesen vervollständigt wird. In dem Moment, wo Sie als Leser*in das Buch in den Händen halten, geht die Erkenntnisreise bei Ihnen weiter. Und schließlich soll das Buch offen für all diejenigen sein, die nur reinschauen, einzelne Stellen lesen, vielleicht finden, was sie suchen und das Buch wieder weglegen; ich weiß, dass es Euch gibt.

Was dieser Text nicht (gut) kann

Ich möchte zum Abschluss meiner einleitenden Worte auch anführen, dass ich mir über einige Schwächen meiner Forschung im Klaren bin. Das ist keine Verteidigung oder Rechtfertigung. Ich will nicht sagen, dass ich es nur besser hätte machen müssen, um diese Schwächen beheben zu können. Sie sind zum Teil meiner individuellen Perspektive samt meiner blinden Flecken geschuldet, teils resultieren sie aus dem Fokus der Forschung oder der Struktur der herangezogenen Theorien. Eine vollständige Liste aller Schwächen dieses Buches zu liefern, ist mir

sicher nicht möglich oder ich erkenne sie womöglich gar nicht. Dennoch möchte ich hier drei Schwächen bzw. blinde Flecken anführen, da sie aus der Struktur meiner Arbeit heraus entstanden sind.

Aspekte des Geschlechts im Sinne von *Gender* werden als kulturelle Prägungen erlernt und verinnerlicht. Um es klar zu sagen: es gibt weder für das Reparieren von Fahrrädern noch für das Mitwirken in der Stadt körperlich bedingte Vor- oder Nachteile, die durch das Geschlecht bedingt sind. Dennoch sind beide Praktiken von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen überlagert. Nach Hennion sind sie als Teil der durch das Kollektiv vermittelten Werte und Sichtweisen zu deuten. Sie gehen aber in dieser Perspektive etwas unter, was ihrer Bedeutung in unserer Kultur nicht gerecht wird. Mit Bourdieu lässt sich Geschmack mit der sozialen Herkunft und dem gelernten Habitus erklären. Dem widerspricht Hennion, indem er das *Schmecken* als aktive individuelle Praxis betont (Hennion 2005: 1). Das darf jedoch nicht dazu führen, dass diese Themen übersehen werden. Leider führte bei mir auch die Methode der Autoethnografie zusätzlich zu einer Blindheit für Genderaspekte. Ich spürte als Mann die Relevanz des Themas nicht in meiner eigenen Schrauberbiografie, sodass ich diesen Punkt nicht eigenständig in die Untersuchung aufgenommen habe. Schraubende Frauen und nicht-binäre Personen kommen kaum umhin sich mit Geschlechterwartungen auseinanderzusetzen. Sie werden regelmäßig damit konfrontiert (Gräff 2025; Michalik 2018). Ich musste erst von außen auf diese Leerstelle in meiner Arbeit hingewiesen werden. Das zeigt zum einen, wie wichtig es ist, gerade als männlich sozialisierter Forscher auf Genderaspekte in der Forschung und im Feld zu achten. Andererseits zeigt es auch die Schwächen der Autoethnografie auf. Sie ist ein gutes methodisches Werkzeug, um für komplexe Themen zu sensibilisieren, aber es bringt die Forscher*in kaum zu relevanten Faktoren, die außerhalb ihres eigenen Wahrnehmungsfeldes liegen.

Ähnlich verhält es sich mit der Frage von *Klasse* und ökonomischen Ressourcen. Natürlich sind diese, ebenso wie Genderaspekte, prägend für Amateur*innenpraktiken. Nur Menschen mit ausreichend Wohlstand können Zeit in Hobbys investieren. Meine Entscheidung, die theoretische Brille von Hennion zu nutzen war dabei implizit eine Entscheidung gegen den Fokus auf Klasse. Bourdieu hat in vielen seiner Studien relevante Hinweise auf die Abhängigkeit von Geschmack und Klasse gefunden, denen ich kaum widersprechen möchte. Hennion hat sich als französischer Soziologe der Generation nach Bourdieu hier jedoch explizit abgrenzen wollen und formuliert seine Amateur*innentheorie ausdrücklich als Gegenentwurf zu Bourdieu. Seines Erachtens ist die sozialdeterministische Perspektive Boudieus so dominant geworden, dass die Vorlieben von Amateur*innen nur noch als soziale Anzeiger für Herkunft und Sozialisation gedeutet werden. Um die Passionen wieder als aktive Entscheidungen von handelnden Individuen zu analysieren muss die Soziologie die klassischen sozialen Fragen bewusst ausklammern. Sie muss die Amateur*in *entsoziologisieren*, um die Praxis überhaupt betrachten zu können.

The challenge of the analysis is growing: the idea is to explain the amateur's attachments, tastes, ways of acting and pleasures, as an activity in its own right and an elaborate competence, capable of self-criticism - instead of seeing it only as the passive play of social differentiation. The latter view is now generalized to the point where amateurs often present their own tastes exclusively as pure social signals, determined by their origin, that they know to be relative and historical, pretexts for diverse rituals - and, paradoxically, it is the sociologist who must »de-sociologize« the amateur for her/him to talk about her/his pleasure, or the amazing techniques she/he develops to (sometimes) attain felicity. (Hennion 2005: 4)

Hennion hat sich also seine Blindheit für die omnipräsente Frage von Klasse und sozialem Status selbst auferlegt, um an seinen Forschungsschwerpunkt der individuellen Passion herankommen zu können. Klasse und Gender wirken aber auch auf der materiellen Ebene auf die Amateur*innen ein. In der Fahrradwelt gibt es viel mehr Gegenstände, die explizit für Männer hergestellt werden. Das Fahrrad, insbesondere als Sportgerät, wird teilweise als *männliches* Life-Style-Produkt betrachtet. Mit den steigenden Preisen für Rennräder und E-Bikes wird das Fahrrad zudem immer mehr zu einem Anzeiger sozialer Distinktion. Ebenso werden Werkstätten als *männliche* Orte gelesen, was soweit geht, das Frauen in Werkstätten übersehen oder nach dem (männlichen) Chef gefragt werden (Gräff 2025). Ich würde den Ursprung dieser Asymmetrie aber klar in der kulturellen Konnotation des Radsports und des Schraubens als *männliche* Tätigkeiten verorten. In den materiellen Voraussetzungen sehe ich keine geschlechtsspezifische Limitation. Dafür spricht auch, dass sich diese Asymmetrie in meiner Wahrnehmung auch in (langsamer) Auflösung befindet und immer mehr nicht männlich sozialisierte Personen das Radfahren und das Reparieren als Selbstverständlichkeit betrachten. Ganz ähnlich verhält es sich in der Stadtplanung. Die männliche Konnotation ist der Dominanz des Patriachats in Planung und Politik geschuldet. Wohlhabende Männer haben ungleich mehr Zugänge zu politischen Entscheidungen. Dass es Räume und Beteiligungsstrukturen gibt, die sowohl gender- als auch klassenbezogene Ausgrenzungen reproduzieren, ist eine Folge des Patriarchats und keineswegs bei den beteiligten Personen zu suchen.

Die dritte und schwerwiegendste Schwäche dieses Buches ist sein *Eurozentrismus*. Das Vorhandensein freier Zeit – die Grundlage meiner Forschungsperspektive – ist ein westliches Wohlstandsphänomen. Es ist der postkolonialen Verteilung von Macht und Kapital geschuldet, dass es in der westlichen Welt Dinge im Überfluss gibt, die man aus Passion reparieren kann, ohne auf sie angewiesen zu sein, während in anderen Teilen der Welt, wo diese Gegenstände oftmals hergestellt wurden, kapitalistische Ausbeutung keine Luft für individuelle Freizeit lässt. Ebenso sind die untersuchten Infrastrukturen, Kulturen und Diskurse

des Mitmachens und des politischen Reparierens westliche Phänomene. Hinzu kommt, dass mein persönlicher Blick ein dezidiert mitteleuropäischer ist. Es bräuchte längere Aufenthalte in anderen Kulturkreisen, um diesen Blick zu erweitern. Daher muss ich zum einen konstatieren, dass das Buch außerhalb Europas vermutlich nutzlos ist, zum anderen, dass ich zur drängenden Debatte der globalen Ausbeutung, die auch mich emotional berührt, nichts beizutragen habe.

Ich konnte in diesem Buch nicht allen drei Schwächen Rechnung tragen. Während ich versucht habe den Gender-Aspekt aufzunehmen, auch wenn dieser eine zentralere Stellung verdient hätte, bleibt das fehlende Klassenbewusstsein Hennions auch meine Leerstelle. Ich teile jedoch mit Hennion die Befürchtung, dass der ökonomische Aspekt allzu schnell alle anderen feinen Unterschiede überdeckt und somit leider für die selbst gewählten Passionen der Amateur*innen blind macht. Den Eurozentrismus kann ich nicht aus mir heraus ablegen, insbesondere in Bezug auf derart kulturell geprägte Praktiken. Es wäre wünschenswert, wenn hier ein Austausch zwischen Wissenschaftler*innen aller Kontinente entstehen könnte, der meine Perspektive in einen größeren Zusammenhang stellt.

Und falls sich jemand erhofft hat in diesem Buch zu lernen, wie man sein Fahrrad reparieren kann, muss ich da leider ebenfalls enttäuschen. An meiner verworrenen jahrzehntelangen Reise zum Fahrradschrauber sollte man sich eher kein Beispiel nehmen, wenn das Fahrrad schon kaputt ist und schnell repariert werden muss.

Teil 1:

Lebenswelt eines Fahrradschraubers

Autoethnografische Lebensansichten
des Autors als Fahrradamateureur nebst
fragmentarischer begleitender theoretischer
Perspektiven auf das Fahrradreparieren

1.1 Die Revolution des Selbermachens

Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion steckt hinter Independentlabels in Musik und Mode, einer neuen Vielfalt auf dem Zeitschriftenmarkt und dem Boom auf dem Kunstmarkt. Er äußert sich in der Wiederbelebung alter, längst ausgestorben geglaubter Handwerkstechniken und Gewerke. [...] Er verbindet Tüftler und Hobbybastler mit Künstlern und Kunsthandwerkern, Post-New-Economy-Start-Up-Gründer mit Polit- und Sozial-Aktivisten der nächsten Generation. Vielleicht ist er nur deshalb noch nicht als Massenbewegung erkannt worden, weil er verstreut stattfindet und mannigfaltige Formen annimmt. Aber die Revolution des Selbermachens, der Eigeninitiative und der Selbstorganisation wird mittelfristig auch die Landschaft der Organisationen und die Wirtschaftsstruktur verändern.

(Ramge/Friebe 2008: 16)

Holm Friebe und Thomas Ramge scheinen sich schon 2008 mit ihrem Buch *Marke Eigenbau* sicher gewesen zu sein, dass dem Do it yourself¹ das Potential innewohnt, eine Veränderung unserer Gesellschaftsstruktur, wahrscheinlich zum Guten, zu bewirken. Auch die Feuilletons der großen Zeitungen sehen in dem Trend eine große Sprengkraft: Selbermachen ist antikapitalistische Subversion und somit per se politisch (vgl. beispielsweise Lyons 2018; sowie Sievers 2015).

Dabei ist der Diskurs über die Massenproduktion und die notwendige Revolution keinesfalls neu. Bereits 1973 veröffentlichte Ivan Illich mit *Tools for Conviviality* eine Kritik an der entfremdeten Maschinenwelt, die vom Menschen nicht mehr kontrolliert wird, sondern ein Eigenleben entwickelt und die Menschen manipuliert (Illich 1980: 53). Alvin Toffler beschrieb 1980 die Auflösung zwischen Produk-

1 In der Literatur werden für die nichtprofessionelle Auseinandersetzung mit handwerklichen Tätigkeiten verschiedene Begriffe verwendet. Nachdem im deutschsprachigen Raum zunächst die englische Bezeichnung Do it yourself (kurz DIY) übernommen wurde, diente später die Bezeichnung Heimwerken als deutsches Synonym (Voges 2017: 40f). In dieser Arbeit werden, ohne damit eine Wertung zu implizieren ebenso die Bezeichnungen Hobby-Handwerk, Selbermachen oder Fahrradselbstreparatur verwendet.

tion und Konsumption als dritte Welle der Transformation der Wirtschaftswelt, deren neue Protagonist*in die Prosument*in ist, die aktiv an der Produktion ihrer Güter teilnimmt und nicht mehr passive Konsument*in der Massenproduktion ist (Toffler 1983: 285ff). Diese Prosument*in wird in der Postwachstumstheorie zur Träger*in einer entkommerzialisierten Subsistenzwirtschaft, die nicht auf globalisierten Warenströmen aufbaut, sondern kurze regionale Versorgungsketten und nachhaltigen Ressourceneinsatz dazu nutzt, ihren ökologischen Fußabdruck auf ein global verträgliches Maß zu senken (Paech 2015: 113ff).

Doch dieser Darstellung steht eine rationalisierte, arbeitsteilig strukturierte und wachstumsorientierte Gesellschaft gegenüber. Selten bieten die Anforderungen des Arbeitslebens Raum für ineffizientes Basteln an kaputt gegangenen Gegenständen, für das ein umfangreiches Angebot an professionellen Dienstleister*innen zur Verfügung steht. Knappheit an Zeit, Kompetenz und Werkzeugen lässt es unsinnig erscheinen, seine Freizeit dafür aufzuwenden, mit unzureichendem Wissen und ungeeigneten Gerätschaften selbst Hand anzulegen (Matzig 2013; Rohwetter 2016). Dennoch hat das Heimwerken einen festen Platz in der Geschichte der modernen Gesellschaft gefunden, der von einer klaren Trennung der Geschlechterrollen bestimmt ist. Während von der bürgerlichen Hausfrau erwartet wurde, dass sie sich um Essensversorgung, Kinderbetreuung und die Reinheit im Haushalt kümmerte (Rulfes 2024), richtete sich der Familienvater im Keller eine Werkstatt ein und wählte somit einen männlichen Weg, sich an der Hausarbeit zu beteiligen (und anderen Tätigkeiten zu entgehen) (vgl. Shove et al. 2007; sowie Ehn 2011, die sich beide auf Gelber 1997 beziehen). Der Aufschwung des DIY in Deutschland war eng mit der Einführung fordistischer Arbeitsmethoden, kürzeren Arbeitszeiten und somit zunehmender Freizeit verbunden, sodass die Förderung des Heimwerkens mit dem Anspruch verbunden war, diese zusätzlich verfügbare Zeit sinnvoll zu nutzen (Voges 2017: 51ff). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde daraus ein eigener Wirtschaftszweig für Werkzeuge und Maschinen für den Eigenbedarf (Goldstein 1998). Do it Yourself ist tief im Kapitalismus verankert. Warum sollte es jetzt plötzlich eine Revolution des Selbermachens sein? Und warum sollte sich eine urban lebende, flexibel beschäftigte Angestellte* ohne Werkstatt im Keller, ohne einschlägige Kenntnisse und mit einer Vielzahl diverser Interessen, die ihre Zeit in Anspruch nehmen, daran beteiligen? Es scheint, als würde die antikapitalistische Kritik allzu leichtfertig eine subversive Praxis ausrufen, die ihr willkommene Bilder liefert; oder, wie man mit Rancière sagen könnte:

Die Künste leihen den Unternehmungen der Herrschaft oder der Emanzipation immer nur das, was sie ihnen leihen können, also das, was sie mit ihnen gemeinsam haben: Position und Bewegungen von Körpern, Funktionen des Worts, Verteilung des Sichtbaren und des Unsichtbaren. (Rancière 2006: 34)

Von beiden Seiten des öffentlichen Diskurses über Do-it-yourself-Praktiken wird wenig Empirie zum Beleg der Aussagen herangezogen. Auf welche Prozesse beziehen sich die Diskursbeiträge? Um mehr Klarheit zu schaffen und den Beweggründen des aktuellen DIY-Trends auf den Grund zu gehen, lautet die Forschungsfrage dieses Projektes:

Was bringt Menschen dazu, selbst zu reparieren und zu basteln?

Aufgrund meiner eigenen Betätigung im Bereich der Fahrradreparatur wollte ich meine Untersuchungen auf eben diese Tätigkeit innerhalb des Heimwerkens und DIY fokussieren. Dieses Feld umfasst ein enormes Spektrum, dass vom Möbelbau über Automechanik oder Textilarbeiten bis hin zum Kochen reicht. Der Fokus auf einen Teilbereich des Selbermachens ermöglicht es, ihn als Praxis zu isolieren und mithilfe der Praxistheorie zu analysieren. Im Sinne von Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson wird hier also zunächst die Fahrradselbstreparatur als *practice-as-entity* verstanden (Shove et al. 2012: 101ff) und ich präzisiere meine Frage zu:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren?

Hierbei scheint mir vor allem die sinnliche Perspektive auf die Praxis des Reparierens wichtig. Die Tätigkeiten des Schraubens, Putzens und Schmierens erfordern eine reflexive Aufmerksamkeit, damit das richtige Drehmoment, die geeigneten Putztechniken und der gut geschmierte, leichtläufige Gang erspürt werden können. In diesem Sinne soll die Praxis des Reparierens als ästhetische Praxis verstanden werden. Hierzu ziehe ich Andreas Reckwitz (2015) heran, der zudem einen Ausblick auf die Politisierung solcher Praktiken bietet. Zieht man die Untersuchungen von Antoine Hennion zur Amateur*in als Liebhaber*in und nichtprofessioneller genussorientierter Träger*in von Praktiken hinzu (vgl. Gormart/Hennion 1999; Hennion 2005, 2010, 2015), kann die eigenständig reparierende Fahrradamateure*in als Akteur*in verstanden werden, die ihre Freizeit dazu nutzt, sich mit Tätigkeiten auseinanderzusetzen, die ihr Interesse erregen und ihr Spaß machen. Mit diesem Zugang über die tatsächlich ausgeübten Praktiken kann dem diskursiv ausgerufenen Bild der subversiven Tätigkeiten des Do it yourself eine Innenperspektive entgegengestellt werden, die einen Abgleich mit den Thesen möglich macht, die medial verhandelt werden. Ich möchte die Frage nach der politischen Bedeutung des Selbermachens am Ende des Untersuchungsprozesses stellen und nicht mit der Proklamation einer vermeintlichen Wirkung des Reparierens starten. So lautet die umrahmende Forschungsfrage wie folgt:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

Fahrradselbstreparatur als ästhetische Praxis

Andreas Reckwitz führt fünf Punkte an, mit denen er den ästhetischen Aspekt gegenüber zweckrationalen Praktiken definiert:

1. Selbstreferenzialität sinnlicher Wahrnehmung vs. instrumenteller Wahrnehmung [...]
2. ›Kreative‹ Gestaltung vs. regelorientiertes Handeln [...]
3. Affiziertheit vs. Affektneutralität [...]
4. Interpretationen vs. Informationen [...]
5. Spiel vs. Ordnung (Reckwitz 2015: 25ff)

Reckwitz beschreibt ästhetische Praktiken als solche, »[...] deren basales Ziel das sinnliche Wahrnehmen *selbst* ist, Praktiken, die um das Wahrnehmen in seiner Eigendynamik zentriert sind.« (Reckwitz 2015: 25). Dass das Radfahren selbst eine sinnliche, auf die Wahrnehmung selbst bezogene Tätigkeit ist, wird schnell deutlich, wenn man auf ein Fahrrad steigt, wie es beispielsweise Marc Augé beschreibt:

[...] an dem Tag, als die Autonomie des Velozipeds mir zuteilwurde, erweiterte sich auf wundersame Weise mein Revier. In der Bretagne eröffneten mir die wenigen solcherart gewonnenen Kilometer Welten: auf der einen Seite das Meer [...], auf der anderen das Land und die Wälder [...]. Dieser Kampf mit dem Raum war eine unvergleichliche und erhabene Übung in Einsamkeit. Der Kampf mit mir selbst war eine intime Erfahrung, ich lernte meine Möglichkeiten und meine Grenzen kennen: Mogeln ist beim Fahrradfahren nicht möglich. (Augé 2016: 31f)

Das Reparieren dient zunächst lediglich dazu, wieder fahren zu können, sodass zunächst angenommen werden muss, dass es nicht auf die sinnliche Wahrnehmung selbst abzielt:

In solchen nichtästhetischen Praktiken dienen sinnliche Wahrnehmungen allein dem Zweck, Informationen zu gewinnen, damit Handeln kompetent vollzogen werden kann. Sinnliches Wahrnehmen wird hier zweckrational in den Dienst der ›Wirkwelt‹ (A. Schütz) der Lebenswelt des Alltags gestellt. (Reckwitz 2015: 25)

Allerdings soll hier nicht auf das Reparieren als zweckrationale Tätigkeit in der arbeitsteiligen Welt der Moderne eingegangen werden, sondern auf die spezifische Form des eigenständigen Reparierens. Laut Reinhild Kreis ändert sich durch die Option des Delegierens, und somit der Option des Selbermachens als einer von mehreren, die Bedeutung der Tätigkeit als solcher (Kreis 2017: 19).

Praktiken des Selbermachens lassen sich als Modi der ›Fremd- und Selbstführung‹ diskutieren, die auf Körper und Geist einwirken, um sie zu disziplinieren. In dieser Perspektive zielten Auseinandersetzungen um das Selbermachen darauf, solche Praktiken als ›Technologien des Selbst‹ (Foucault) zu etablieren. Das Kompositum ›Selbermachen‹ verweist auf dieses doppelte Machen: Der Einzelne ›machte‹ etwas im Sinne eines materiellen Herstellungsprozesses, gleichzeitig wirkte das Subjekt auf sich selbst ein und ›machte‹ sich selbst entsprechend eigener Vorlieben und gesellschaftlicher Normen zum ›guten‹ Elternteil, Bürger, Jugendlichen, zur Umweltaktivistin oder zum Erfinder. (Kreis 2017: 20)

Mit der Fokusverschiebung auf das Selbermachen geht es nicht nur darum, dass die Reparatur irgendwie stattfindet, sondern darum, wie und durch wen sie ausgeführt wird. Damit wird aus der Reparatur eine selbstreferentielle Praxis, die sich auf die Wahrnehmung der sinnlichen und ästhetischen Elemente des Reparierens bezieht. »Nicht die Weltbearbeitung, sondern die Weltverarbeitung, das psychisch-leibliche Erleben, ist ihr Kern« (Reckwitz 2015: 26).

Deutlicher wird der selbstreferentielle Aspekt der Selbstreparatur, wenn die Heimwerker*in als Amateur*in im Sinne Antoine Hennions verstanden wird. Für Hennion produziert das wiederholte aktive Genießen eines Glases Wein Gewohnheiten. Diese sensibilisieren für weitere Gelegenheiten des Genusses. In diesem Prozess wird aus einem einzelnen Moment des Genusses eine routinierte Amateur*innentätigkeit.

If one drinks a glass casually while thinking about something else, one is not an amateur. Beautiful things only give themselves to those who give themselves to them. But if one stops even just for a fraction of a second and observes oneself tasting, the act is established. From an isolated chance event one moves on to the continuity of an interest, and the moment becomes an opportunity among others in a course based on past opportunities. That is the difference between liking and »being an amateur', even to a minimal degree. (Hennion 2005: 4)

Gleichzeitig verschiebt sich mit dem Fokus auf das Selbermachen die Bedeutung des regelorientierten Handelns. Ist die professionelle Reparatur an Regeln des Handwerks und juristische Vertragsbeziehungen des Handels gebunden, so zeichnet sich die eigenständige Reparatur durch einen kreativen Umgang mit diesen Regeln aus. Dies sollte dabei weniger als kreatives Handeln für ein künstlerisches Endprodukt verstanden werden, sondern vielmehr als kreativer Umgang mit Handlungsoptionen im Prozess des Werkens und Bastelns an sich. In diesem Sinne ist der Titel des Buches *Die Kunst des Handelns* von Michel de Certeau wortwörtlich zu nehmen, wenn anstelle der Reim- und Metrikregeln in der Lyrik, die Regeln des Handwerks gesetzt werden: »ein Vorschriftenregister, das zu Ideen

anregt, ein Regelkanon, auf dessen Grundlage die Improvisationen ablaufen.« (de Certeau 1988: 28).

Ebenso unterscheidet sich die professionelle Reparatur in Bezug auf die Affiziertheit zu ihren Objekten grundlegend von der Selbstreparatur. In einer kommerziellen Werkstatt bleibt die Schrauber*in den Objekten gegenüber distanziert, während in der Selbstreparatur eine Beziehung gepflegt wird. Die Selbstreparatur richtet sich per definitionem auf die eigenen Gegenstände, die bereits eng mit dem eigenen sinnlichen Erleben und affektiven Erinnerungsbezügen belegt sind (hierzu siehe auch Halbwachs 2013). Des Weiteren zielen Tätigkeiten des Selbermachens oftmals darauf ab, eine persönlichere, individualisierte Gestaltung zu erzielen (Shove et al. 2007: 48).

Die Wichtigkeit der Selbstreflexion für das heimwerkliche Schaffen wird deutlich, wenn man betrachtet, was Heimwerker*innen unter einem erfolgreichen Werk verstehen. Keineswegs kann nur von einer zweckrationalen, auf Kostenersparnis abzielenden Tätigkeit gesprochen werden, wenn man die enormen Investitionen in die Maschinenausstattung einzelner Heimwerker*innen betrachtet (Honer 1993: 192ff). Darüber hinaus symbolisieren fertiggestellte Werke für die Heimwerker*in auch die Art und Weise ihrer Herstellung, wobei das eigene Handeln mit einem höheren Ideal des Handwerks abgeglichen wird (Honer 1993: 195f). Für andere Heimwerker*innen kann diese Bewertung gänzlich anders aussehen, wenn das Heimwerken auf die soziale Mobilisierung (beispielsweise der Familie) oder der Spitzfindigkeit der Lösungsfindung im Rahmen der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und des Budgets gerichtet wird (Honer 1993: 161). Hier wird das Heimwerken zu einem Spielfeld kreativen Handelns mit über die Tätigkeit selbst hinausweisenden Bezügen. Je nach Wertvorstellung und Handlungsprämisse wird Erfolg demnach unterschiedlich interpretiert und beeinflusst den Moment des Genusses und des Stolzes gegenüber dem eigenen Werk.² In diesem Sinne wird die Fahrradselbstreparatur hier als ästhetische Praxis verstanden. Daher lassen sich auch Reckwitz' politischen Schlussfolgerungen im Anschluss an die Untersuchung heranziehen. → Politische Fahrradselbstreparatur, S. 124

2 Im Zuge dieser Arbeit kann dabei lediglich auf die Situation und Situierung des Heimwerkens in Deutschland in der Gegenwart eingegangen werden. Diese zeichnet sich eher durch die Unabhängigkeit von ökonomischen Zwängen aus und steht in einer historischen Relation zu unterschiedlichen Einbettungen in die Alltagskulturen der BRD und der DDR (Kreis 2017; sowie Voges 2017). Die hier vorangestellte Rahmung als nichtprofessionelle Betätigung in der erwerbsfreien Zeit ist dabei bereits eine Abgrenzung zu anderen historischen und geografischen Situationen (Ahmed et al. 2015; sowie Houston et al. 2016).

Suche nach einer Methode

Andreas Reckwitz macht deutlich, dass die Soziologie den ästhetischen, also sinnliche Aspekten der Konstitution der Gesellschaft wenig Bedeutung zugemessen hat. Das körperliche Wahrnehmen wurde auf der individuellen Ebene verhandelt und somit nicht als Teil des Sozialen betrachtet. Der soziologische Diskurs über die Moderne, über Kapitalisierung und Naturbeherrschung führte zu einem entästhetisierenden Verständnis vom Sozialen, dem somit eine von vornherein entästhetisierende Struktur unterstellt wird (Reckwitz 2015: 16ff).

Sinnliche Wahrnehmungen, affektive Gestimmtheit, leibliches Erleben, ein offener Umgang mit Interpretationen und ihren Mehrdeutigkeiten – alle Merkmale ästhetischer Praktiken sehen sich entsprechend an den Rand des mit der soziologischen Begrifflichkeit Fassbaren geschoben. Regelmäßig werden diese Phänomene im soziologischen Diskurs nicht dem Sozialen, sondern vielmehr dem Psychischen, dem Körperlichen oder dem Individuellen zugeschrieben. Das Ästhetische ist dann nicht nur das Andere der Moderne, es ist auch das Andere des Sozialen, es bezieht sich vermeintlich »nur« auf das individuelle, psychisch-leibliche Erleben. (Reckwitz 2015: 19)

Der methodische Werkzeugkasten, der dieser Soziologie entstammt, ist folglich für die Untersuchung einer ästhetischen Praxis ungeeignet, da die entsprechende Sensibilität für das Sinnliche des Sozialen fehlt. Michel de Certeau schließt aus dem gleichen Grund quantitative Forschungsansätze für die Untersuchung von Alltagspraktiken aus, da nur gemessen werden kann, was zuvor als relevanter Indikator identifiziert wurde.

Sie [die Statistik] erfaßt das Material dieser Praktiken und nicht ihre *Form*; sie bezieht sich auf die verwendeten Elemente und nicht auf die »Satzform«, die sich aus der Bastelei, aus dem »handwerklichen« Erfindungsreichtum und aus der Diskursivität ergibt, welche all diese »vorgegebenen« und sich ihrem Hintergrund anpassenden Elemente kombinieren. Indem die statistische Untersuchung dieses »Umhervagabundieren« in Einheiten zerlegt, die sie selber definiert hat, und indem sie die Ergebnisse ihrer Zerstückelungsarbeit entsprechend ihren eigenen Codes wiederzusammensetzt, »findet« sie nur Homogenitäten. Sie reproduziert nur das System, dem sie selber angehört, und läßt die Ausbreitung der heterogenen Geschichten und Aktivitäten, die das Patchwork des Alltäglichen bilden, beiseite. (de Certeau 1988: 22)

Aufgrund der Bedeutung haptischer Aspekte beim Reparieren und der Möglichkeit objektzentrierte Kommunikation nachvollziehbar zu machen, versuchte ich

es zunächst mit einer Videografie (Tuma et al. 2013). Dafür werden die Handlungen zunächst gefilmt und das Material im Anschluss ausgewertet. Der geeignete Ort, an dem eine Vielzahl von reparierenden Akteur*innen anzutreffen sind, war eine mir gut bekannte Selbsthilfwerkstatt.³ Die Erkenntnisse aus der Reflexion dieses Versuches waren zunächst ernüchternd. Die Helfer*innen, die die Gäste der Werkstatt bei der Selbsthilfe unterstützen sollten, nahmen den Gästen viele Handgriffe ab und somit hatte ich weniger Beobachtungsmaterial von Akteur*innen, die das Feld gerade erschließen, als von langjährigen, erfahrenen Schrauber*innen gesammelt. Zudem ließen sich zwar große Unterschiede in der Ausübung der Handgriffe zwischen den einzelnen Helfer*innen und Gästen feststellen, jedoch wurde deutlich, dass diese Beobachtungen nicht für die Fragestellung verwertbar waren, ohne Hintergrundwissen über die jeweilige Person und ihre Erfahrungen in der Fahrradselbstreparatur zu erheben.

Wäre es also möglich, die Akteur*innen, von denen ich Videomaterial gesammelt hatte, über ihren spezifischen biografischen Bezug zum Fahrrad und zur Reparatur zu befragen? Oder sie erzählen zu lassen, was sie selbst zu diesem Thema als relevant betrachten? Zur Erprobung der Möglichkeiten von qualitativen Interviews bat ich einen Freund, ihn befragen zu dürfen. Da ich bereits mit ihm an seinem Fahrrad geschraubt hatte, war mir seine Positionierung im Feld – also sein Wissen, seine Erfahrungen und seine Kompetenzen – vertraut. So konnte ich einen Eindruck gewinnen, welche Daten auf diesem Weg gesammelt werden könnten. In diesem leitfadengestützten Interview wurde deutlich, dass viele einzelne Situationen und Entscheidungen in der Vergangenheit die heutige Positionierung im Feld beeinflussten. Auch Shove et al. hatten mithilfe zahlreicher Interviews die Karrieren von Akteur*innen des DIY untersucht und konnten die heterogenen Aspekte beleuchten, aus denen sich einzelne Momentaufnahmen von Positionierungen im Feld erstellen lassen (Shove et al. 2007: 50). Problematisch erscheint es jedoch, in diesen komplexen Geflechten von materiellen und sozialen Abhängigkeiten, kulturellen Bewertungen und andererseits konkreten praktischen Projekten und Anekdoten verlässliche Antworten auf die Fragen zu finden, warum Akteur*innen sich engagieren und auch nicht. Zudem sollte aber auch die sinnliche Ebene dieser Tätigkeiten bedacht und erfasst werden. Auch die Kombination aus videografischer Beobachtung und qualitativem Interview lieferte keine ausreichend dichten Daten. Die Lücken zwischen beobachteten Handlungen im Video und der Beschreibung durch die interviewte Person waren zu groß.

3 In dieser Selbsthilfwerkstatt des ADFC (Allgemeiner Deutscher Fahrrad-Club Berlin e.V.) bieten ehrenamtliche Helfer den Gästen ihre Hilfe beim Fahrradreparieren an. Die Nutzung der Werkstatt ist auch für Gäste kostenfrei, die nicht Mitglied im ADFC sind, wobei um Spenden gebeten wird. Ich besuchte die Werkstatt erstmals 2012.

Ein weiterer Versuch eines Zugangs zum Feld, den ich eher aus der Gelegenheit der technischen Ausstattung und der Verlegenheit, keinen überzeugenden Ansatz zu haben, unternahm, zeigte eine weitere Schwäche der bisherigen Versuche auf. Da ich an meinem eigenen Fahrrad die Gangschaltung reparieren wollte und zu dem Zeitpunkt auch eine Videokamera zur Verfügung hatte, beschloss ich eine Autovideografie zu versuchen und mich selbst zu filmen. Bei der Betrachtung der entstandenen Daten wurde mir klar, wie gering der Informationsgehalt der Videoaufzeichnungen von Reparaturarbeiten ist, da nur schwer zu erkennen war, was ich überhaupt tat.⁴ Ein entscheidender Aspekt ist aber gar nicht erfasst worden: die gesamte Reparatur hatte sich im Anschluss als kompletter Fehlschlag herausgestellt. Ich konnte zwar korrigieren, was mich gestört hatte, jedoch funktionierte die Rücktrittbremse nicht mehr richtig. Daraufhin suchte eine Lösung für mein neues Problem. Fatal ist dabei nicht nur, dass auf dem gesammelten Datenmaterial von den neuen Problemen überhaupt nichts zu erkennen ist. Der durch den Fehlschlag der Reparatur erzeugte Lernprozess ist ein essenzieller Moment der Wissensproduktion der Fahrradselbstreparatur. Für fundierte Aussagen über die Motivation von Schrauber*innen, darf dieser Aspekt auf keinen Fall unter dem Radar der Methodik verschwinden. Vielmehr muss das Scheitern besonders durchleuchtet und fokussiert werden.

Wie kann die Forschungsfrage also bearbeitet werden? Es erscheint notwendig eine potenzielle zukünftige Akteur*in auf ihrem Weg in das Feld zu begleiten, sie in den basalen Momenten zu beobachten und ihre situativen Glücksmomente und Frustrationen, Ekstasen und Schmerzen, sowie Stolz und Scham in eine Datensammlung zu übertragen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie viele Jahre eine solche Karriere sich langsam und gebrochen hinzieht und in welchen alltäglichen Momenten – unter der Dusche oder beim Einschlafen – Varianten, Pläne und Projekte durchdacht und beschlossen werden. Selbst ein langfristig angelegtes Forschungsprogramm wäre wohl nicht in der Lage eine solches *Shadowing* einer Akteur*in zu unternehmen.⁵

Aber während meine eigenen Erfahrungen die Schwächen der jeweiligen Methode aufzeigten, wiesen sie auch auf eine alternative Datenquelle: mein eigenes Wissen über das Feld und meine Entwicklung als Träger der Praxis der Fahrradselbstreparatur.

4 Bereits Tuma et al. machten deutlich, dass die Videografie als Methode vor allem zur Untersuchung intersubjektiver Interaktionen geeignet ist (Tuma et al. 2013: 63ff).

5 *Shadowing* ist als Methode der empirischen Sozialforschung bisher kaum eingesetzt. Erfahrungen stammen aus dem Bereich der Konsumforschung (Weise 2012).

Gefahren autoethnografischer Untersuchungen

Mein eigenes Erfahrungswissen als Datenmaterial nutzbar zu machen, bedeutet den methodischen Weg der Autoethnografie zu beschreiten. Dieser bietet zwar Potentiale aber auch viele Fallstricke, die für die wissenschaftliche Verwertbarkeit disqualifizierend sein können. Ich will die Reflexion von Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer zur Autoethnografie als Methode der Volkskunde (Ploder/Stadlbauer 2013) nutzen, um die eigenen Rollen als Forschender und Beforschter kennenzulernen und mich für das Schreiben zu sensibilisieren.

Die Autoethnografie bewegt sich an den Grenzen des klassischen Wissenschaftsverständnisses mit neutralen Datenerhebungen. Die Verwertung der eigenen Biografie läuft Gefahr zu einer Selbstinszenierung zu werden. Soll eine Autoethnografie als gelungen anerkannt werden, ist es ihre immanente Aufgabe Glaubwürdigkeit zu erzeugen (Ploder/Stadlbauer 2013: 384f). Dieser Anforderung liegt eine Haltung einer performativen Wissensproduktion zugrunde. Demnach ist nicht das Schreiben selbst der Moment der Entstehung von neuem Wissen, sondern erst das »sinnliche[n] und emotionale[n] Erleben der jeweiligen LeserInnen« (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Darüber hinaus ist insbesondere die Anschlussfähigkeit der autoethnografischen Erzählung für eigene Assoziationen und selbst Erlebtes bei den Leser*innen Aufgabe einer guten Autoethnografie (Ploder/Stadlbauer 2013: 376). Folglich steht nicht die Theoriebildung selbst im Zentrum des Forschungsinteresses, sondern die Anschlussfähigkeit sowohl für weiterführende Narrative als auch für anschließende Theoriebildung. Die Grenze zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Schreiben erscheint bei autoethnografischen Erzählungen unklar (Ploder/Stadlbauer 2013: 386). Das verdeutlicht umso mehr, dass evokatives Schreiben, das den Versuch unternimmt, die Leser*in zum Weiterdenken zu animieren, selbst als Kunstform oder zumindest als anspruchsvolles Handwerk verstanden werden muss. Das wird beim wissenschaftlichen Schreiben nur allzu selten reflektiert. Wenn de Certeau betont, dass der Alltagskunst des Lesens als »einem flüchtigen Tanz« (de Certeau 1988: 26) mit einem Text mehr Anerkennung zukommen sollte, wird klar, dass ein Text als solcher Tanzpartner ebenfalls »schneidig« mittanzen muss.

Zudem verweisen Ploder und Stadlbauer auf die Gefahr, aus einem akademisch privilegierten Umfeld heraus nur das eigene spezifische Milieu zu thematisieren, was zu einer Blindheit der Sozialwissenschaften (oder des männlichen Forschers) gegenüber anderen gegebenenfalls weniger privilegierten Akteur*innengruppen führen würde (Ploder/Stadlbauer 2013: 382). Ploder und Stadlbauer argumentieren aber auch, dass dieser Vorwurf jedem sozialwissenschaftlichen Text gemacht werden könnte. Ich denke, dass einer sorgfältig reflektierten Beschreibung des Umfeldes bis zu einem gewissen Grad auch die Möglichkeit innewohnt, die sozialen Bedingungen für ein Engagement im betreffenden Feld

sichtbar zu machen und somit die eigene Positionierung und die Abhängigkeit von Privilegien zu erkennen.

Des Weiteren stehen autoethnografisch Forschende in der Kritik, sich selbst und ihre Erfahrungen ganz im Sinne einer neoliberalen Wirtschaftslogik zu verarbeiten und auszubeuten (Ploder/Stadlbauer 2013: 389f). Es war mir wichtig meine Alternativen darzulegen, um nachzuweisen, dass nicht das Bedürfnis, einer Selbstinszenierung im Vordergrund steht. Ich habe mich aufgrund des Mangels an überzeugenden Forschungszugängen für die Selbstbeforschung entschieden. Umso mehr will ich mich bemühen keine »gesäuberte Erzählung« (Ploder/Stadlbauer 2013: 390) zu erstellen, sondern mich ehrlich selbst zu befragen, welche Gefühle und Begehren mich auf meinem Weg in das Feld der Fahrradselbstreparatur begleitet haben. Das soll auch und gerade für Momente gelten, die eher Peinlichkeit und Scham auslösen, wobei sie nicht zum Zweck der Selbstreinigung und Beichte aufgenommen werden, sondern nur, wenn sie dem Erkenntnisprozess dienen können.

Möglichkeiten der Autoethnografie

Ploder und Stadlbauer betonen das Potential der Autoethnografie, »körpernahe Forschungsfelder« (Ploder/Stadlbauer 2013: 400) zu erschließen. Hierzu ist es besonders wichtig, dass die Forschenden selbst die sinnlichen Erfahrungen des Feldes miterlebt haben. Eugster und Schwarz (2017) fordern in diesem Sinne, dass sich Forschende zunächst einem Selbstversuch unterziehen sollten, wenn sie sich mit DIY beschäftigen, sodass sie zur Erforschung von DIY-Praktiken selbst eine DIY-Methodik entwickelt haben:

Dieser Beitrag versteht das Akronym DIY als methodischen Aufruf zum Selbermachen als einem Bestandteil des wissenschaftlichen Selbstverständnisses: Do it yourself bedeutet aus methodischer Sicht konkret, die analysierten Tätigkeiten selbst mitzuerleben, um sie beschreiben zu können. (Eugster/Schwarz 2017: 172)

Im Normalfall geht eine Forscher*in für eine lebensweltliche Ethnografie in ein Feld, um es kennenzulernen, Wertsetzungen zu erkennen und seine Sprache zu verstehen, gegebenenfalls sogar um selbst Teil des Feldes zu werden (Hitzler/Eisewicht 2016). Ich hingegen bin schon Teil des Feldes. Bereits als Jugendlicher habe ich mich mit der Reparatur von Fahrrädern beschäftigt und kann heute eine Vielzahl von Reparaturen eigenständig durchführen, ohne eine strukturierte Ausbildung durchlaufen zu haben. Dieses Wissen habe ich mir schrittweise an einer Anzahl eigener Fahrräder angeeignet, aber auch an Rädern von Freund*innen, die mich um Rat fragten. Daher bin ich überzeugt, einschlägige Erfahrungen gemacht zu haben, die einen authentischen Ausschnitt des Feldes repräsentieren.

Dabei soll diese Autoethnografie keinesfalls eine dialogische Forschung ersetzen, die sich mit der Vielzahl der heterogenen Akteur*innen im Feld auseinandersetzt. Vielmehr ist sie als Vorstufe solcher Untersuchungen zu verstehen. Billy Ehn, der sich in seinem Text *DOING-IT-YOURSELF, Autoethnography of Manual Work* (2011) mit der Verwandtschaft zwischen Handwerkstätigkeiten und dem ethnografischen Forschen auseinandersetzt, schlägt vor, sich über die Autoethnografie einem Feld anzunähern, um sich so mit den Idealisierungen und Auslassungen des eigenen Schreibens auseinanderzusetzen. So wird klarer, wie man forschen muss, damit die sensiblen Aspekte des Feldes erfasst werden können:

In these exercises you will moreover have the time and opportunity to experiment with different ways of looking, listening and writing. For example, what happens if I write about my actions without mentioning anything about thoughts and feelings? What if you look at the present from a historic point of view? What would a sensory ethnography of DIY look like, taking into account smells, tastes and touches? These are only a few of all the possible autoethnographic try-outs. (Ehn 2011: 61)

Kurzgesagt eröffnet die Autoethnografie eine gute Möglichkeit, sich im Zusammenspiel von Gefühlen und Reflexionen selbst zu einer sensibleren Feldforscher*in weiterzubilden:

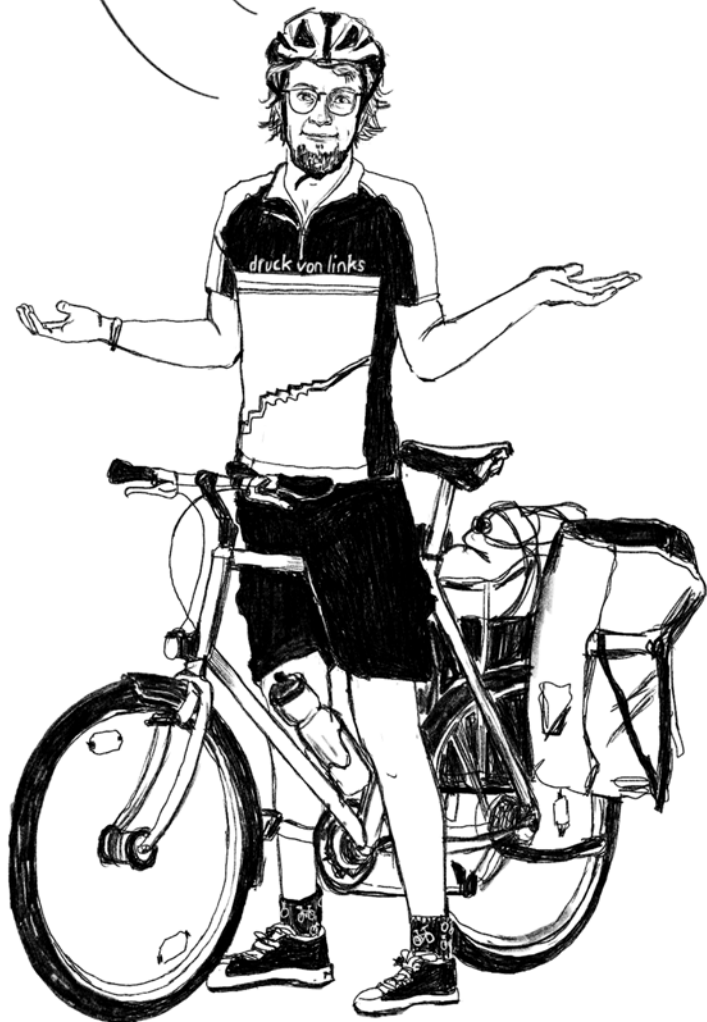
My experience is that autoethnography is a good way to practice the crisscrossing between feelings and reflections and make you a more sensitive fieldworker. (Ehn 2011: 60)

Die Autoethnografie ermöglicht es die Innensicht der Praktiker*innen zu erleben und verschiedene Perspektiven und Darstellungen auszuprobieren. Mit diesem Einblick ist die Forscher*in im Anschluss für die vielfältigen Dimensionen des Innenlebens der Akteur*innen im Feld sensibilisiert. Auf dieses Verständnis eines vorbereitenden Einsatzes der Autoethnografie will ich meine Arbeit hier zunächst beschränken und lediglich diese Vorstufe für weitere Feldforschung herstellen. Ich will Einblicke in die flüchtigen Momente und fragilen Gleichgewichte meiner Lebenswelt als Fahrradamateure ermöglichen, sodass daran anschließend untersucht werden kann, ob diese Momente auch für weitere Karrieren von Amateur*innen relevant sind oder welche heterogenen Erscheinungsformen sie im Feld annehmen können. Genaugenommen verschiebt sich mit dieser Intention die Forschungsfrage ebenso zu einer vorgelagerten Fokussierung, sodass sie nun lauten müsste:

Was machen andere Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

WAS MACHEN MENSCHEN,
WENN SIE FAHRRÄDER
REPARIEREN?

WAS MACHE ICH
DA EIGENTLICH GENAU?



Um aber wirklich Material und Ansätze für die Bearbeitung dieser Forschungsfrage zu liefern, erscheint der evokative Ansatz einer reinen Autoethnografie ohne theoretische Bezüge unzureichend. Da auch meinem Schreiben ein intensives theoretisches Lesen vorausging, das mich auf bestimmte Aspekte meiner Reparaturkarriere hingewiesen hat, möchte ich der Leser*in die Möglichkeit geben, diese theoretischen Bezüge mitzuverfolgen, abzulehnen oder weiterzudenken. Wie ist ein Text zu organisieren, der eine derartige Zweigleisigkeit aus biografischen und theoretischen Ansätzen logisch und nachvollziehbar präsentieren soll? Mir erscheint es erstrebenswert, beide Elemente voneinander zu trennen und die Entscheidung, was relevant und spannend ist, der Leser*in zu überlassen.

Zur hier vorliegenden Form inspirierte mich schließlich ein literarisches Werk, in dem ein Kater seine Sicht auf die Welt erläutert: *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* von E.T.A. Hoffmann (Hoffmann 1968). Die Lebensansichten des Katers sind dabei stets unterbrochen von einem scheinbar unabhängigen biografischen Text über den Kapellmeister Johannes Kreisler, der jedoch nicht chronologisch sortiert ist. Durch diesen technischen Kniff verwebt Hoffmann zwei Perspektiven auf eine Szenerie einer Provinzstadt, ohne dass sie sich konkret aufeinander beziehen.

Ohne mir anzumaßen zu wollen, es mit der Kunst eines E.T.A. Hoffmann aufnehmen zu können, soll der Leser*in auch hier stets die Möglichkeit offengehalten werden, sich an der theoretischen Rahmung zu beteiligen oder diese zu überspringen und dem Narrativ zu folgen. Ebenso soll es möglich sein, sich bewusst auf die theoretischen Ausblicke zu beschränken, ohne sich direkt mit dem autoethnografischen Text befassen zu müssen. Ganz im Sinne einer tanzenden Leser*in.

Hiermit schließt die Einleitung ab und es folgt der Hauptteil mit der autoethnografischen Erläuterung. Dass diese Ausführlichkeit nötig war, soll mit den Worten E.T.A. Hoffmanns betont werden:

Keinem Buche ist ein Vorwort nötiger, als gegenwärtigem, da es, wird nicht erklärt, auf welche wunderliche Weise es sich zusammengefügt hat, als ein zusammengewürfeltes Durcheinander erscheinen dürfte. (Hoffmann 1968: 7)

1.2 Autoethnografie der Fahrradselbstreparatur

Die Besonderheit beim Reparieren ist, dass man es vor allem um einer anderen Tätigkeit Willen macht. Man repariert, damit man den Gegenstand wieder benutzen kann. Das Fahrrad wird repariert, um Fahrradfahren zu können. Wie kann dieses Reparieren Selbstbefriedigung erzeugen? Ist es die Vorfreude auf das spätere Fahren? Ist es der Stolz auf das Erreichte oder liegt die Befriedigung im Lösen von Problemen? Es erscheint mir, dass sich eine Passion für das Fahrradschrauben im Umfeld von zwei anderen Leidenschaften entwickeln kann: dem Radfahren und dem Handwerken oder Schrauben im Allgemeinen. Beide waren bereits früh in meinem Leben wichtig.

I Articulation Work

Um die allgegenwärtigen konstruierten und designten Infrastrukturen zu illustrieren, die das Leben in der Moderne erst möglich machen, wählt Bruno Latour im Anschluss an Peter Sloterdijk das Bild einer großen Kuppel, die an die *Truman Show* erinnert. Die Modernist*innen setzen laut Latour voraus, dass jederzeit genügend Luft, Raum, Wasser und Wärme vorhanden sind. Doch woher kommen diese lebensnotwendigen Dinge?

A modernist is someone who lives under a vast dome, and who sees things as though sitting under a huge architecture, the Globe of Science, the globe of Reason, the globe of Politics. [...] except that in the modernist architecture, the life supports necessary for this Dome or this Globe to be sustainable have not been explicitated. A modernist takes for granted that there will always be air, space, water, heat, for the development of his or her »global view«. [...] It means that none of the elements necessary to support life can be taken for granted. To live under a huge inflated Globe you need a powerful air conditioning system and powerful pumps to keep it inflated. (Latour 2008: 9)

Instandhaltung und Pflege sind Aspekte dieser Technik, die in der Technik- und Innovationsforschung oftmals unbeleuchtet bleiben. Susan Leigh Star und Anselm Strauss bezeichneten diese Prozesse als *articulation work*. Der Begriff bezeichnet die notwendige Anpassungsleistung an sich stetig ändernde Bedingungen. Laut Star und Strauss ist sie jedoch für die Rationalisierung der Arbeit unsichtbar.

Articulation work is work that gets things back ›on track‹ in the face of the unexpected, and modifies action to accommodate unanticipated contingencies. *The important thing about articulation work is that it is invisible to rationalized models of work.* (Star/Strauss 1999: 10)

Bereits Alvin Toffler stellte heraus, dass nicht nur die »Produktion von Gütern und Dienstleistungen, die zum Verkauf oder Tausch auf den Markt kommen« (Toffler 1983: 273) Bestandteil der Wirtschaft sind, sondern neben der Güterproduktion, die er als Sektor B bezeichnet, eine »unsichtbare Ökonomie« (Toffler 1983: 274), der Sektor A, existiert.

Wäre niemand zu Hause geblieben und hätte auf die Kinder aufgepaßt, so hätte es auch keine nachfolgende Lohnarbeiter-Generation für Sektor B gegeben und das System wäre unter seinem eigenen Gewicht zusammengebrochen. (Toffler 1983: 274)

Star und Strauss machen deutlich, dass es eine Frage der Macht ist, welche Arbeiten sichtbar gemacht werden und welche unsichtbar bleiben und somit auch ohne öffentliche Anerkennung von außerhalb erfolgen (Star/Strauss 1999: 22ff).

Aufgrund des einseitigen Fokus der Technikforschung auf Innovation fordert Steven J. Jackson ein »broken world thinking« (Jackson 2014: 221), das nicht nur die Aufmerksamkeit auf einen bisher vernachlässigten Bereich lenkt, sondern vielmehr das Grundverständnis des Forschungsfeldes verschiebt. Laut Jackson ist die Frage nicht, ob wir in der Spätmoderne oder der Postmoderne leben. Wir sollten uns vielmehr vergegenwärtigen, dass wir, wie jede Generation vor uns mit den Folgen des Vergangenen leben.

So: do we live in late modernity, postmodernity, alternative modernity, or liquid modernity? Knowledge societies, information societies, network societies, or risk societies? New media, old media, dead media, or hypermedia? The world of information, the world of search, the world of networks, or the world of big data?

The answer is simple: like every generation before, we live in the aftermath.
(Jackson 2014: 237)

- IV Bricolage, S. 57
- V Vergangenheit, S. 63
- XV Zeitlichkeit und Geschwindigkeit von Reparatur, S. 92

Fahrrad fahren und reparieren

Fahrradreparaturen haben immer etwas mit Radfahren zu tun – und umgekehrt. Besonders erinnere ich mich an die Nachmittage, in denen ich zuhause vor dem Fernseher saß und die Etappen der Tour de France verfolgt habe. Oftmals waren das recht langweilige Flachetappen, in denen sogenannte Ausreißer stundenlang vor dem großen Feld fahren, nur um auf den letzten Kilometern noch von den schnellsten Sprintern im Feld eingeholt zu werden. Alle fuhren Geschwindigkeiten, die mein Mountainbike aus dem Baumarkt nie erreichen würde. Die spannenden Bergetappen verpasste ich meist, da ich zu dieser Zeit immer ins Ferienlager fuhr. Dort gab es weder Fahrräder noch Nachrichten und die dramatischen Szenen im Nachhinein im Internet nachzuschauen, war damals noch nicht möglich. Die Tour 1997, in der mein großes Idol Jan Ullrich gewann, habe ich also verpasst. Die wirklichen Dramen hatte ich nie am Bildschirm verfolgt, sondern nur davon gehört. Nichtsdestotrotz war ich angestachelt und nahm mir in den Ferien häufig nach den Übertragungen der Etappen mein Fahrrad und stoppte die Zeit, die ich brauchte, um über eine Schotterpiste bis zu einer Schrebergartenanlage zu rasen. Das dauerte knapp sieben Minuten. Mein eigenes kleines Zeitfahren. Das hatte in Mecklenburg, wo ich aufwuchs, natürlich nichts mit den überwältigenden Bergpanoramen zu tun, in denen die spannendsten Etappen der Tour de France stattfanden, aber es war irgendwie etwas anderes, als mit dem Fahrrad zur Schule zu fahren.

II Verbindungen von Praktiken

Die mediale Aufmerksamkeit, die Sportidole in der Hochzeit ihrer Erfolge erhalten, kann zu einem Zuwachs an Nachwuchssportler*innen führen. Hierfür wird der Begriff Trickle-Down-Effekt aus der Wirtschaftstheorie verwendet (Frick/Wicker 2016). Meist auf einzelne Sportler*innen und Sportarten bezogen wird das Phänomen häufig im Sportteil der Zeitungen thematisiert (vgl.

Mustroph 2014; vgl. Fry 2015). Während hier vorrangig vom Einfluss auf den Vereinssport die Rede ist, lassen sich solche Effekte auf Alltagspraktiken, wie der des alltäglichen Radfahrens nur schwer empirisch greifen. Im Bezug auf Mobilität wird die abnehmende Bedeutung des Radfahrens eher in Relation zum Aufstieg des Autos als verbreitetes Massenverkehrsmittel gesehen (Penn 2012: 21) und der heutige Trend zum Radfahren mit steigendem ökologischen Bewusstsein erklärt (Penn 2012: 14).

Auch Shove et al. (2012: 88) gehen auf die Relation zwischen Profi- und Amateursport ein, ohne sie weiter auszuführen. Ihr Interesse liegt weniger im Engagement der Fernsehzuschauer*innen in den lokalen Vereinen, sondern in der Verbindung der Praxis des Fernsehens und der Motivation zur eigenen sportlichen Betätigung. Dies steht für sie beispielhaft für die lose Verbindung zweier Praktiken, die sich gegenseitig beeinflussen, ohne dass eindeutige kausale Verbindungen erkennbar werden. Die Autorin Anne Weiss berichtet im Spiegel über ihre Kindheit und ihre Versuche Tennis zu spielen, nachdem es in der Familie eine große Begeisterung für Steffi Graf und Boris Becker gegeben hatte. Davon ist heute nur ihre Vorliebe für Tennissocken geblieben (Weiss 2017). Dies gibt einen Eindruck davon, welche Assoziationen die Sportbegeisterung noch Jahrzehnte später hervorrufen können.

→ III Rekrutierung neuer Praktiker*innen, S. 54

→ IX Der relevante Andere und das Ichideal, S. 74

Ein paar Jahre später unternahm ich mit Freunden eine Fahrradtour in der Umgebung. Bepackt mit einem großen Zelt, einem Kofferradio, einem Grill und ein paar Bieren in einem alten schweren Fahrradanhänger zogen wir los. Unsere Etappen waren nie sehr weit und durch den Anhänger waren wir wirklich langsam unterwegs. Unsere Grundregel lautete, dass die Tour nicht im Voraus geplant werden sollte. So hieß sie bald nur noch *Anarchotour*. Drei Jahre in Folge fuhren wir so eine Woche lang im Landkreis umher und zelteten wild an Orten, die einer von uns bereits kannte und für geeignet hielt. Da der Hänger an meinem Fahrrad hing und wir uns mit dem Ziehen abwechselten, fuhr ich streckenweise mit dem teuren Rad desjenigen Freundes, der auf meinem Rad den Hänger zog. Er achtete natürlich darauf, dass ich sein wertvolles Rad vorsichtig und korrekt benutzte und ich kann mich gut erinnern, dass ich für mein Schaltverhalten gerügt wurde. Bis dahin war eine Schaltung für mich etwas, dass zwar nett gemeint sein konnte, aber eigentlich nie funktionierte. Daher war ich es gewohnt irgendwie herumzuschalten, bis die Kette einmal nicht wild hin- und hersprang. Während des Fahrradtauschs wurde ich recht harsch darauf hingewiesen, dass man die Kette nicht

zu diagonal laufen lassen dürfe, da sonst alles kaputt gehe. Ich weiß nicht, ob ich die Erklärung verstand, aber natürlich versuchte ich das Rad des Freundes nicht kaputt zu machen.

Einmal führte ein platter Reifen zu einer stundenlangen Pause, da wir keinen geeigneten Schlüssel für die Achsmuttern dabei hatten. Wir hatten einen Knochen, doch die Schraube war so fest angezogen, dass er einfach durchbrach. Wir kauften im Supermarkt nebenan einen neuen Knochen, doch der brach gleich wieder. Wir mussten einen Passanten fragen, der uns einen stabilen Ringschlüssel mit längerem Hebelarm leihen konnte, sodass wir das Rad endlich flicken konnten. Als am nächsten Tag das gleiche Rad wieder platt war, riefen wir den Bruder des Freundes an, der geeignetes Werkzeug mit dem Auto vorbeibrachte. Acht halbstarke Mecklenburger Jungs hätten es wohl nur schwerlich zugegeben, aber ein platter Reifen hätte beinahe das Ende unserer Tour bedeutet.

Als Mentor für meine ersten Erfahrungen beim Bauen, Schrauben und Basteln hätte ich spontan meinen Vater genannt. Er ist in der DDR auf einem Bauernhof aufgewachsen und hat immer viel selbst geschraubt. Bei genauer Betrachtung wird diese Einschätzung meiner Kindheitsprägung jedoch nicht gerecht. Aber auch für meine Mutter war das Selbermachen selbstverständlich und sie animierte meine Geschwister und mich beständig zu überlegen, wie etwas nach, um- oder weitergebaut werden könnte. Ihr Motto »Das kann man alles selbst machen!«, klingt mir noch immer im Ohr. Das Spektrum meiner Mutter reichte von komplexen Nähprojekten über Holzbau bis zu schweren Arbeiten auf der Baustelle unseres Hauses, dass meine Eltern zur Wendezeit hauptsächlich in Eigenleistung bauten. Damals war ich noch klein und es gibt Bilder, auf denen ich einen einzelnen Ziegelstein mit meiner bunten Plastikschubkarre umherfahre. Eine größere Hilfe war ich bei einem Neubau von Freunden der Familie im gleichen Dorf und auch später, als meine Eltern wieder in Eigenleistung ein Haus für meine Großeltern in unserer Straße bauten. Diese Bautätigkeiten in meiner Jugend haben vielleicht noch mehr damit zu tun, dass ich später Architektur studierte, aber das Selbermachen war dadurch immer präsent. Mein Vater und ich versuchten uns immer wieder an Reparaturen des Baumarktfahrrades,⁶ mit dem ich täglich zur Schule fuhr. Wie man einen platten Reifen flickt, hatte ich bereits an einem Projekttag

6 Ein solches, in einem Baumarkt gekauftes Fahrrad, besteht meist aus günstigen und wenig robusten Teilen, sodass man schon beim Kauf weiß, dass sicher schon früh etwas kaputt gehen wird. Auch uns war das bewusst, aber die Räder sind preiswert in der Anschaffung. Ich kenne die Bezeichnung zum Beispiel aus Fahrradläden meist abwertend, aber oftmals ist es die einzige Möglichkeit ein modernes Fahrrad anzuschaffen, da die bessere Qualität erheblich teurer ist.

in der Grundschule gelernt,⁷ aber für die Reparatur eines modernen Rades mit Kettenschaltung gab es in unserer Familie kein technisches Wissen. In der DDR hatte keiner meiner Verwandten ein Fahrrad mit Schaltung gehabt und somit gab es auch kein Wissen, wie eine solche Schaltung zu reparieren wäre. Wenn etwas Komplexes an meinem Fahrrad kaputt ging, mussten wir das Rad in ein Fachgeschäft bringen, das nur mit dem Auto erreichbar war. Als mir die Achse des Tretlagers brach, wollten mein Vater und ich trotzdem versuchen, diese Aufgabe selbst zu lösen. Wir fuhren mit den Überresten in den Laden und fragten nach den nötigen Ersatzteilen. Die waren nicht problematisch zu bekommen, doch man brauchte ein spezielles Werkzeug zum Einschrauben des neuen Tretlagers. Ein ziemlich futuristisches Teil, das uns wertvoller erschien als mein ganzes Fahrrad, aber da uns der Besitzer mittlerweile gut kannte, ließ er es uns und wir konnten mit etwas Tüftelei das Tretlager alleine wechseln. Das war wohl unser kompliziertestes Projekt und ich kann nicht behaupten, dass wir völlig verstanden, wie das alles funktionierte. Aber das Fahrrad fuhr wieder und ich glaube, wir waren auch stolz, dass es uns gelungen war.

III Rekrutierung neuer Praktiker*innen

Shove et al. betonen, dass soziale Netzwerke oftmals für die ersten Begegnungen einzelner Individuen mit bestimmten Praktiken sorgen. Dabei sind die einzelnen Praktiker*innen gar nicht notwendigerweise kollektiv organisiert, sondern können allein über ihre Tätigkeit als Gruppe von Träger*innen dieser Praxis verstanden werden. Sie prägen die Praxis gemeinsam, auch wenn sie nicht untereinander vernetzt sind.

Whether they are aware of it or not, [photocopy repair] technicians in effect belonged to a cross-cutting community that had no formal organization but which had a texture and a structure that was itself important for how practices were reproduced and for how they changed. (Shove et al. 2012: 67)

Weiter heißt es, dass neue Praktiker*innen durch etablierte Netzwerke in die Szene eintreten (Shove et al. 2012: 68). Bedenkt man die oben genannte Struk-

7 Mein Vater benutzte beim Wechseln des Schlauches immer etwas Talkum zur Trennmittel zwischen Schlauch und Mantel. Das ist ein feines weißes Pulver zur Schmierung. Er hatte davon noch eine große Dose aus DDR-Zeiten. Später habe ich nie wieder einen Mechaniker getroffen, der extra Talkum im Mantel verteilt, was wahrscheinlich an der Gummimischung der modernen Schläuche und Mäntel liegt. Dennoch habe ich mir mittlerweile eine kleine Tube besorgt, die ich, wenn ich daran denke, beim Wechsel des Schlauches benutze.

tur von Techniker*innen, die nicht persönlich oder institutionell, aber über die Praxis selbst verbunden sind, so wird deutlich, dass diese etablierten Netzwerke nicht nur als intersubjektive Netzwerke zu verstehen sind, sondern als soziotechnische Netzwerke aus unterschiedlichen Elementen. Dabei können die drei Elemente Material, Kompetenz und Sinn, aus denen sich für Shove et al. Praktiken konstituieren, zwischen verschiedenen Praktiken zirkulieren. Dadurch entsteht ein Bindegewebe, dass soziale Strukturen zusammenhält, sie aber auch wieder auseinanderreißen kann.

[...] diverse elements circulate within and between many different practices, constituting a form of connective tissue that holds complex social arrangements in place, and potentially pulls them apart. [...] Something similar happens when forms of competence circulate (as when skills transfer) and when material elements figure in more than one practice at a time. (Shove et al. 2012: 36f)

In diesem Sinne verstanden, können also auch die Kompetenzen und Werkzeuge, die die Heimwerker*in oder Automechaniker*in zur Verfügung hat, dazu führen, dass sie sich im Bereich der Fahrradreparatur versucht, ebenso wie der Sinn, den sie im Reparieren von Gegenständen im Allgemeinen sieht.

→ II Verbindungen von Praktiken, S. 51

→ VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur, S. 70

Als ich später auf die Schule in der Stadt wechselte, musste ich täglich zehn Kilometer fahren. Zudem war der Weg zur Schule der gleiche, den am Wochenende die Jugendlichen aus der Stadt benutzten, um zur Disko in unserem Dorf zu kommen. Aufgrund der Glasscherben, die sie hinterließen, wurde das Flickten des platten Reifen zur alltäglichen Routine. Irgendwann erbarmten sich meine Eltern und kauften in unserem angestammten Fahrradgeschäft ein gebrauchtes, aber recht hochwertiges Fahrrad für mich. Die hier verbauten Komponenten waren wesentlich zuverlässiger und robuster als an meinen vorherigen Rädern. Es war vom Vorbesitzer nur zwei Jahre gefahren worden, doch er kaufte sich alle zwei Jahre ein neues Rad. Ich fand das ziemlich unsinnig, freute mich jedoch sehr über mein erstes gutes Fahrrad. Zum ersten Mal hatte ich eine funktionierende Schaltung, die ich sorgfältig benutzte. Da ich mit 16 Jahren keinen Moped-Führerschein machte, war es für mich normal, meine Wege mit dem Fahrrad zurückzulegen. Ich hatte bis dahin noch nie 50 Kilometer an einem Tag zurückgelegt, aber da in meinem sozialen Umfeld Distanzen von fünf Kilometern eigentlich immer mit dem Auto zurückgelegt wurden, galt ich bereits als Langstreckenfahrer.

Eigene Schritte

Nach meinem Abitur zog ich nach Erfurt. Mein neues Fahrrad blieb im Carport meiner Eltern stehen. Eine Freundin hatte damals ein altes Rad mit Stahlrahmen in Weiß und Rosa, das sie mir, unter der Bedingung den platten Reifen zu reparieren, überließ. Sie hatte es Horst getauft und ich fand es irgendwie schön. Zudem war es perfekt für die Großstadt, in der ich mich nun bewegte. Doch nach ein paar Monaten wurde es mir geklaut. Ich war wohl ziemlich niedergeschmettert, sodass meine Kommiliton*innen gemeinsam ein altes DDR-Diamantrrad für mich zum Geburtstag besorgten. Da Horst einen Namen hatte, musste auch für das neue Rad einer gefunden werden. Bei der Geburtstagsparty wurde es direkt Berti Bremsenlos getauft. Es war in einem ziemlich üblen Zustand. Einmal knickte der Sattel ab und ich riss mir an der scharfen Bruchkante meine Hose auf. Das Vorderrad war lose und klappert so laut, dass ich keine Klingel brauchte. Zudem sprangen die Pedale mit jeder Umdrehung vor und zurück, da das Tretlager völlig hinüber war. Jemand erzählte mir, dass es auf dem Hochschulcampus eine von Student*innen betriebene Selbsthilfwerkstatt gab. Ich kam mit Berti vorbei und konnte das Kugellager am Vorderrad wieder perfekt einstellen, ohne Neuteile zu brauchen; nur brauchte ich nun eine Klingel. Das Tretlager musste ich wegschmeißen. Es gab die Möglichkeit in einem Laden ein Ersatzteil aus chinesischer Produktion zu kaufen, aber die anleitenden Studenten in der Werkstatt warnten mich gleich, dass das keine gute Qualität wäre. Ich kaufte es trotzdem und nach 3 Wochen war es genauso kaputt wie das alte. Ich fragte meinen Vater und der hatte tatsächlich in der Garage ein originalverpacktes Tretlager aus DDR-Produktion. Ich zog es in der Selbsthilfwerkstatt aus der Originalverpackung, einer grauen Papiertüte, und die anderen staunten: »Das ist Goldstaub!« Ich erzähle diese Geschichte auch heute noch gerne, da es die romantischste Variante ist, an Ersatzteile zu kommen. Etwas auf dem Dachboden oder in einer Garage zu finden, das jahrelang vergessen war und nun wieder zu neuem Leben erweckt wird, hat etwas Mystisches. Ich kümmerte mich nun mehr um Berti, da ich ihn für mein Praktikum mit nach Berlin nehmen wollte. Die Helfer in der Selbsthilfwerkstatt in Erfurt waren mir aber nicht sehr sympathisch; vor allem nach einer ziemlich nationalistischen Aussage vor einem Fußballländerspiel. Für Berti waren meine Besuche in der Werkstatt jedoch eine Wiedergeburt und er hat mich bis zum Ende meines Architekturstudiums auf den Alltagswegen in Berlin begleitet. Als ein Freund einen Abend vor einer großen Radtour nach Polen fragte, ob er Berti dafür nehmen könnte, fand ich das zwar übertrieben romantisch, da ich für Radtouren gerne auf mein gutes Fahrrad zurückgriff; Berti aber ist so bis Wrocław gefahren und trägt seit dem den Namen Berti »The Monster« Bremsenlos.

Während des Studiums begann das Fahrrad zu meinem Vehikel für Fernreisen zu werden. Mit drei Freunden aus Erfurt unternahm ich eine Reise von Ros-

tock nach Gdansk; ein erreichbares Ziel, das schon ein paar Tage des Strampelns benötigt, aber an einer schönen Strecke liegt. Ein paar Freunde, die sich gut kennen und alle Lust auf ein bisschen Abenteuer haben, genügend Ausrüstung zum Wild-Campen auf dem Gepäckträger und ein wenig Werkzeug – das wurde die Grundidee für einige Touren in den folgenden Jahren, die mehrfach nach Polen und in die Alpen, aber auch auf den Balkan führten.

Auf der ersten Tour fuhr ein Freund mit dem Rad seines Großvaters aus den 1950er-Jahren, dessen Mäntel noch aus DDR-Produktion stammten und schon sehr porös waren. Nachdem wir innerhalb einer Stunde zweimal flicken mussten, da der Schlauch schon durch den Reifen zu sehen war, kauften wir in der nächsten Stadt einen neuen Mantel. Auf Fotos der Touren sind häufig Improvisationen an den Rädern zu finden, wie zum Beispiel Paketklebeband um ein Schutzblech oder einen Gepäckträger. Diese improvisierten Reparaturen, die unterwegs entstehen, haben wir *fancy fix* getauft. Das hat etwas von MacGyver, wenn man mit etwas Draht, einem alten Stück Fahrradschlauch und einem Schraubenzieher etwas repariert werden kann, was dann zumindest bis ins Ziel hält – häufig auch darüber hinaus!

IV Bricolage

Die Wissensstruktur der Bastelei (französisch *Bricolage*) mit den begrenzten zur Verfügung stehenden Mitteln beschrieb Claude Lévi-Strauss in seinem Buch *Das wilde Denken* als mythische Gegenform zum rationellen Ingenieurs-Denken.

Heutzutage ist der Bastler jener Mensch, der mit seinen Händen werkelt und dabei Mittel verwendet, die im Vergleich zu denen des Fachmanns abwegig sind. Die Eigenart des mythischen Denkens besteht nun aber darin, sich mit Hilfe von Mitteln auszudrücken, deren Zusammensetzung merkwürdig ist und die, obwohl vielumfassend, begrenzt bleiben; dennoch muß es sich ihrer bedienen, an welches Problem es auch immer herangeht, denn es hat nichts anderes zur Hand. (Lévi-Strauss 2016: 29)

Die ausgebildete Fachkraft, von Lévi-Strauss als Ingenieur*in bezeichnet, hingegen sucht nach geeigneten Werkzeugen, die für ihr Problem entwickelt wurden und ist von ihnen abhängig, um das Problem bewältigen zu können. Dass dieser Gegensatz in dieser Klarheit nicht zu halten ist, betont auch Lévi-Strauss selbst, jedoch sieht er einen strukturellen Unterschied in der Grundhaltung zwischen Bricoleur*in und Ingenieur*in:

Man könnte versucht sein zu sagen, der Ingenieur befrage das Universum, während der Bastler sich an eine Sammlung von Überbleibseln menschlicher Produkte richte [...] (Lévi-Strauss 2016: 32)

Hiermit legt Lévi-Strauss nahe, dass es sich bei der Bricolage nicht nur um eine spezifische Problemlösungsstrategie handelt, sondern darüber hinaus um eine Haltung in der Welt. Douglas Harper beobachtet diese Haltung bei der Untersuchung des Mechanikers Willie, der seine Lebensentscheidungen mit einer ähnlichen Herangehensweise löst, wie seine Probleme in der Werkstatt.

It is not only that the work solves material problems, but also that one's life choices take on the same characteristics as the decisions made in the course of work. (Harper 1992: 75)

Dass Heimwerker*innen diese Einstellung nicht grundsätzlich teilen wird bei Anne Honer sichtbar, die exemplarisch die Lebenswelt von drei Heimwerkern untersucht. Zwei dieser Bastler beziehen sich auf die richtige und korrekte Ausführung, die sie anstreben, aber nicht immer umsetzen können, während der dritte das Improvisieren an sich als Reiz des Heimwerks ansieht. Da das Heimwerken aber per se durch die limitierte Ausstattung der Heimwerker*in in ihrer privaten Werkstatt geprägt ist, kann man die Tätigkeit grundsätzlich als Bricolage bezeichnen. Dabei befindet sich die Heimwerker*in teils im Widerspruch mit ihren eigenen Ansprüchen, handelt aber trotzdem so, wie es ihr situativ möglich ist:

Typischerweise also erfindet der Heimwerker keine prinzipiellen Problemlösungen. Aber die Widerständigkeit des Materials, die Unzulänglichkeit der Geräteausstattung, die Besonderheit der räumlichen und zeitlichen Gegebenheiten, derlei untypische, unvorhergesehene und oft unvorhersehbare Rahmen-Bedingungen verursachen wiederum auch ein stets vom Einzelnen auslegungsbedürftiges ›Lag‹ zwischen Aneignung und Anwendung, bilden den (im allgemeinen ungewollten und ungeliebten) Grund für die Abwandlung tradiert, ja gelegentlich sogar für die Erfindung neuer Deutungs- und Bewältigungsschemata. D.h., prinzipiell findet und erfindet der Heimwerker typische Lösungen für seine je konkrete Variante eines Problems, die er eben sozusagen im Schnittpunkt von prinzipieller Problemlösung (die ihm auf einer Palette von völlig exaktem bis zu völlig vagem Wissen bekannt bzw. vertraut sein kann), von konkreten Rahmenbedingungen und von individuellen Voraussetzungen situativ definiert. [...]

Kulturinnovative Leistungen solcher Art erbringt der Normal-Heimwerker also sozusagen routinemäßig (durch Probieren und Tüfteln) und gemeinhin weniger auf der Suche nach Selbst-Verwirklichung im Reich kreativer Freiheit als getrieben vom schieren Pragmatismus im Bereich banaler Notwendigkeit. (Honer 1993: 203)

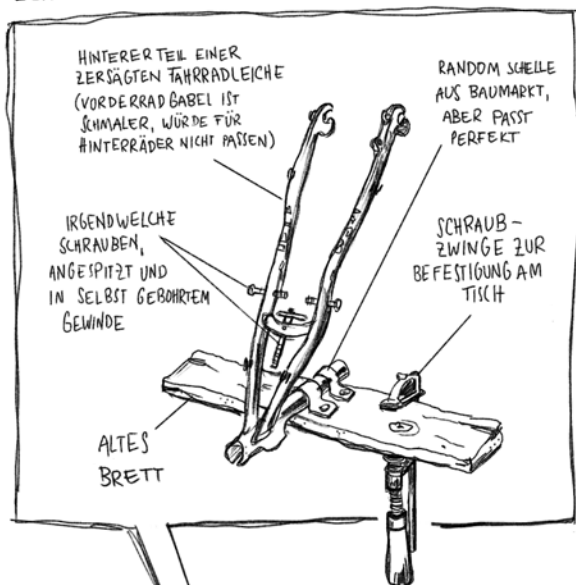
Das Heimwerken entspricht also strukturell der Haltung der Bricolage, auch wenn sich einzelne Akteur*innen nicht positiv auf die Improvisation beziehen, sondern diese eher als ungewollten Kompromiss verstehen.

- IX Der relevante Andere und das Ichideal, S. 74
- XII Fahrrad-Werkzeuge, S. 83
- XIII Sammelsurium, S. 84
- XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88
- XVIII Taktiken und Strategien, S. 102

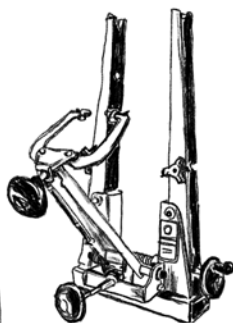
Ein Freund, mit dem ich meine erste Tour in die Alpen unternahm,⁸ machte mich etwas neidisch, als er erzählte, er hätte als Jugendlicher häufig einen Ferienjob im Fahrradladen gehabt. Dort hat er die grundlegenden Handgriffe der Fahrradmontage gelernt und konnte sich von dem erarbeiteten Geld neue Komponenten für sein Rad kaufen. Zudem war er in der Lage zur alljährlichen Pflege alle Teile eigenständig auseinandernehmen und neu fetten. Jenes Fahrrad, das ich während des Abiturs bekam, veränderte sich zwischen den Touren, für die ich es nun ausschließlich nutze, immer mehr. Zunächst wünschte ich mir einen Brooks-Ledersattel zum Geburtstag. Dann ließ ich in einem Laden die Federgabel gegen eine Stahlstarrgabel tauschen. Später wagte ich es, die Kettenblätter und das Ritzel selbst in einer Selbsthilfewerkstatt zu wechseln. Die aufwendigste Veränderung, die ich an diesem Fahrrad unternahm, war der Wechsel des Lenkers von einem normalen Trekking- auf einen Rennradlenker. Ich hatte auf den Touren durch die Berge festgestellt, dass ich bei Steigungen mehr Kraft habe, wenn ich tiefer greifen kann. In der Ebene wollte ich aber aufrechter fahren. Ich besorgte mir auf *Kleinan-*

8 Während meines Studiums hatte ich beschlossen, die Anreise zu meinem Praktikum in Slowenien mit dem Fahrrad zu machen. Der Freund begleitete mich. Wir hatten vorher noch keine Tour zusammen gemacht. Mein Gepäck für das Erasmusjahr sendeten meine Eltern per Post. Seitdem werde ich von vielen Leuten bei jeder Gelegenheit gefragt, ob ich mit dem Auto oder dem Fahrrad zu Besuch komme. Meine Entscheidungen für Verkehrsmittel erschienen ihnen nicht mehr nachvollziehbar und meine Bereitschaft längere Strecken mit dem Rad zurückzulegen völlig irrational.

DIY- ZENTRIERSTÄNDER



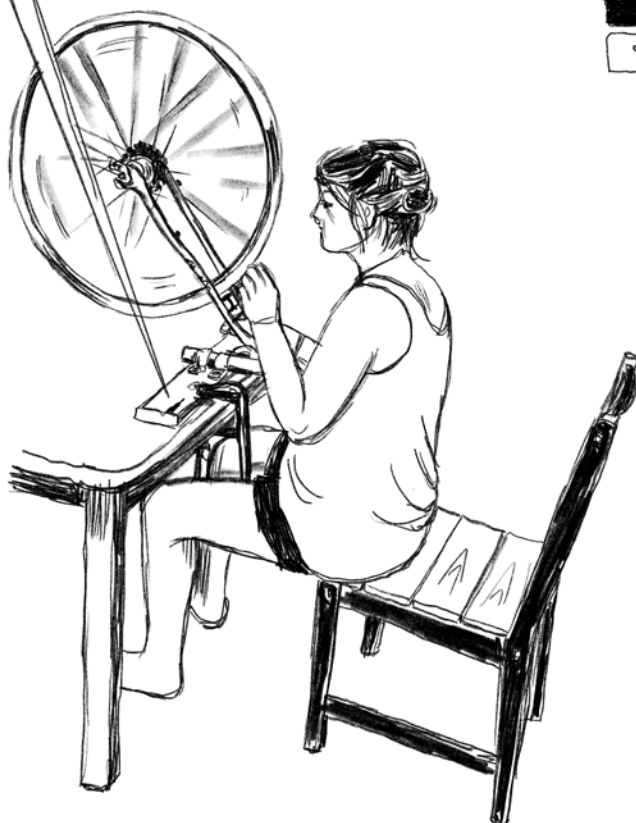
ZENTRIERSTÄNDER AUS DEM INTERNET



574,00 €

Kaufen

Merken



zeigen einen passenden Rennradlenker⁹ sowie zwei alte Rennradbremsgriffe und baute alles zusammen. Meine Schalthebel ersetze ich durch alte, einfache Hebel, die noch irgendwo an den Lenker passten. Mit dem steilen Vorbau des Trekkingrades sah das alles zusammen sehr verbastelt aus, aber es hat sich bei Steigungen und bei Gegenwind bewährt. Nicht zu unterschätzen sind kleine Veränderungen, die zwar keine großen Fertigkeiten verlangen, für das Fahren auf Touren jedoch nützlich sind. Zum einen habe ich nach einer Tour auf den Brocken im Harz beschlossen mir Klickpedale und die dazugehörigen Schuhe zu kaufen. Mein Begleiter war deutlich vor mir oben angekommen und schien sehr von diesem System zu profitieren. Des Weiteren habe ich mittlerweile einen Frontgepäckträger und wasserdichte Ortlieb-Taschen. Diese benutze ich auch im Alltag und bin sehr froh an nassen Tagen zu wissen, dass meine Sachen in der Tasche trocken sind.

Nach meinem Umzug nach Berlin musste ich eine neue Selbsthilfwerkstatt für mich suchen. Ich war zunächst häufiger zu Gast in der Regenbogenwerkstatt.¹⁰ Dort musste man sich auf einem Zettel eintragen und eine Stundenpauschale bezahlen. Für jeden einfachen Schlüssel sollte man vorher fragen, sodass eigenständiges arbeiten nicht möglich war. Das trug wohl dazu bei, dass ich die Helfer*innen eher unfreundlich fand. Nachdem der Helfer in der Erfurter Selbsthilfwerkstatt rechte Äußerungen getätigt hatte, war auch das linke politische Milieu der Regenbogenwerkstatt damals ungewohnt für mich. Beide Projekte finde ich wichtig und unterstützenswert, aber ich fühlte mich persönlich nicht ganz wohl. Freunde hatten für ein paar Reparaturen die Selbsthilfwerkstatt des ADFC ausprobiert. Die war zwar etwas weiter entfernt und hatte eingeschränkte Öffnungszeiten, aber für mich fühlte sich diese Werkstatt passender an. Die Werkzeuge standen jedem offen, die Spendenkasse beruhte auf Vertrauensbasis und die Helfer*innen sind zwar recht eigenwillige Charaktere, aber immer freundlich. Seitdem bin ich für viele Reparaturen in der Werkstatt gewesen. Die Helfer*innen kennen mich schon gut und ich weiß welche Werkzeuge wo zu finden sind.¹¹

Mit dem Kauf eines alten Rennrades erfüllte ich mir einen lang gehegten Traum, denn seit ich im Fernsehen die Tour de France schaute, wollte ich ein solches Rad besitzen. Es war das erste Fahrrad, das ich selbst bezahlt habe. Mit etwas Glück erstei-

9 Der Verkäufer war auch ein Fahrradenthusiast. Bei der Abholung hingen circa 10 Fahrräder über mir in seinem kleinen Eingangsflur an der Wand. Im Wohnzimmer sah man noch mehr Räder und auf dem Küchentisch war ein demontierter Rahmen gespannt. Zudem meinte er, dass auf seinem Dachboden noch einige Dutzend Räder stünden. Den Lenker, den ich kaufen wollte, hatte er irgendwo abgebaut und nicht mehr gebraucht. Ich war ziemlich beeindruckt. Wir tauschten noch ein paar Anekdoten über das Radfahren in den Bergen aus, bevor ich ging.

10 Die Fahrradwerkstatt ist Teil des Kinder-, Kultur- und Nachbar*innenschaftszentrums Regenbogenfabrik in Berlin-Kreuzberg.

11 Nach dem Umzug der ADFC-Werkstatt war ich nur noch selten da. Das Team hat sich geändert und so ist im Grunde alles neu für mich.

gerte ich online ein altes, gebrauchtes, aber schön erhaltenes Rennrad von Peugeot für einen guten Preis. Aufgrund des Originalzustandes und da es jahrelang nicht bewegt worden war, hatte ich Angst es kaputt zu machen, wenn ich einfach losfahren würde. Es gab im Prenzlauer Berg einen Laden, der alte Rennräder restaurierte und den ich auf diesem Feld als kompetent ansah. So gab ich das Rad zu einer allgemeinen Überprüfung und Pflege. Ich bezahlte dafür 100 Euro – viel mehr hatte das Rad gar nicht gekostet. Ich war nicht wirklich stolz darauf, so einfache Tätigkeiten für derart viel Geld abzugeben, aber in diesem Fall wollte ich kein Risiko eingehen. Im Nachhinein weiß ich, dass das alles keine aufwendigen Handgriffe waren, aber ich hatte zu diesem Zeitpunkt weder Werkzeuge noch genügend Erfahrung. Später wagte ich mich in einer Selbsthilfewerkstatt erstmals für Wartungsarbeiten an das Tretlager. Außer dem Sattel und den Pedalen habe ich lange nichts austauschen müssen. Als ein Freund sich ebenfalls ein Rennrad besorgt hatte, wollte ich meine Übersetzung für gemeinsame Bergfahrten anpassen. Ich hatte schon ein paar Jahre vorher über einen solchen Umtausch nachgedacht, jedoch keine überzeugende Variante gefunden, die es ermöglichte, den Originalzustand weitestgehend beizubehalten. Nach der Konsultation eines weiteren Freundes, der schon mehr Erfahrungen mit Kettenblättern und Ritzeln hatte, wählte ich eine Variante, die von außen fast unsichtbar ist und so die Optik des alten Rades nicht stört. Dafür musste ich aber den Freilaufkörper wechseln, war relativ kompliziert ist. Ich recherchierte intensiv auf [wikipedia.de](https://de.wikipedia.org/) und sah mir YouTube-Videos dazu an, wie sich der Freilaufkörper austauschen lässt. → Wissensquellen, S. 69 Der Tausch selbst verlief weitestgehend problemlos. Nur löste sich im Anschluss der Konus immer wieder. Ich habe jahrelang nicht herausgefunden, woran es gelegen hat, bis ich eines Tages mit meinem Nachbarn darüber sprach. Er nahm es mit in seine Werkstatt und fand den Fehler ziemlich schnell. Ich hatte die Reihenfolge der Muttern und Dichtungen vertauscht. Es war mir wirklich peinlich, dass ich wegen eines so banalen Fehlers jahrelang mein Rennrad nicht benutzen konnte und zudem noch überzeugt war, dass auch eine professionelle Mechaniker*in das Problem nicht so schnell lösen könnte.

Der Plan mit dem Rennrad in die Berge zu fahren, existierte dabei schon seit ich die wunderbaren Landschaften der Tour de France-Etappen gesehen habe. Ich habe mit Freunden einige dieser legendären Pässe auf einer Alpentour überquert, jedoch mit all unserem Gepäck. Uns in einem Hotel einzuquartieren und dann – am besten noch mit dem Auto – zu den spannendsten Passagen zu fahren, widerstrebte unserem Verständnis einer richtigen Tour (und hätte unser Budget gesprengt). Dass es viele Amateurrennradfahrer*innen gibt, deren Herangehensweise wir nicht teilen, wurde uns klar, als wir uns vor einigen Jahren beim Berliner »Jedermann«-Rennen *Velothon* angemeldet hatten. Wir standen mit unseren alten Stahlrädern und ohne Radlerhosen zwischen hochgerüsteten, vollausgestatteten Rennradfahrer*innen. Desweilen wurden wir sogar despektierlich angeschaut, doch als das Rennen losging waren wir genauso schnell, wie wir mit einem mo-

dernen Rad gewesen wären. Wir erkannten die Kleidung und Rennmaschinen mehr als Distinktionsträger, denn als Notwendigkeit für den Amateursport. So gefiel uns auch der spöttische Ausspruch aus einem Werbefilm: »Carbon statt Kondition!«¹² Wir waren mit unseren alten Rädern, unserer eher unangepassten Kleidung und unseren moderaten sportlichen Zielen¹³ ganz zufrieden mit uns. Sicherlich diente diese Haltung uns selbst zur Distinktion.

V Vergangenheit

Antoine Hennion sieht die Geschichte der Menschen mit ihren Bindungen an Objekte und Tätigkeiten nicht als Faktor, der als kausale Bedingung zu interpretieren ist, sondern als Hinterlassenschaft des bisher Geschehenen:

Zuneigung und Anhänglichkeit lassen sich nicht mit Begriffen wie Ursachen, Intentionen oder Bestimmungen erfassen. Sie gehören nicht zum Vokabular der Handlung, auch wenn man in diesem Modus über sie sprechen kann. Sie funktionieren eher auf der Passivseite, aber nicht im grammatikalischen Sinn, sondern in der Bedeutung, die das Wort Passiva, Schuldenmasse in der Welt der Unternehmen angenommen hat: als die Rechnung, welche die Vergangenheit der Gegenwart präsentiert. Nur dass - und das ist der entscheidende Punkt - über diese Formen der Verbundenheit niemand eine dem ökonomischen Kontext vergleichbare Buchhaltung führen kann. (Hennion 2011: 94)

Hiermit betont Hennion die Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit der Einzelnen, wenn sie sich dazu entschließt, sich für etwas zu engagieren. Hat sie in der Vergangenheit gesehen oder gelernt, wie etwas repariert oder gebaut werden kann, ist dies kein Grund dies wieder zu tun, sondern besteht als isoliertes Wissen und als Erinnerung, die wieder belebt werden kann. Im Sinne von Maurice Halbwachs könnte man sagen, dass die Erinnerung wieder in einen belebten, alltäglichen Sinn-Rahmen eingehängt wird (Assmann/Assmann 1994: 117f). Somit kann ein Engagement auf früher Gelerntes und Gesehenes zurückgreifen, aber es kann auch vorkommen, dass diese Assoziationen gar nicht eigenständig geknüpft werden. Liegen Beobachtungen weit zurück

12 Graubündner Tourismusverein Graubünden Ferien: Steinbock-Spots, Mountainbike, URL: <https://www.graubuenden.ch/de/service/steinboeck-gian-und-giachen/steinboeck-spots> [20.3.2018].

13 Im Grunde ging es uns nicht um sportliche Bestleistungen, sondern wir wollten die Situation eines Massenrennens kennenlernen und sehen, wie schnell wir dabei sein könnten.

oder sind von negativen Erinnerungen überlagert, werden sie eventuell nicht wiederbelebt und die Tätigkeit erscheint der Akteur*in als vollkommen neu.

Nichtsdestotrotz besteht diese »Rechnung, welche die Vergangenheit der Gegenwart präsentiert« (Hennion 2011: 94) und beeinflusst unser Handeln und Denken, sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Steven J. Jackson drückt es ebenfalls klar aus, dass wir nicht unabhängig von der Vergangenheit agieren können: »[...] like every generation before, we live in the aftermath.« (Jackson 2014: 239).

→ VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur, S. 70

Wissen, Kollektiv und Sinn

Aus den Erfahrungen, die ich über die Jahre gesammelt habe, hat sich bei mir eine eigene Herangehensweise beim Reparieren von Fahrrädern verfestigt und auf welche Personen, Strukturen, Wissens- und Materialquellen ich bevorzugt zurückgreife. Ich werde auch von Freund*innen und Bekannten angesprochen, wenn sie ein Problem mit ihrem Rad haben. Dann bin ich eine Art Mentor und versuche auch meine Haltung weiterzugeben.

Wenn es mir gelingt, meine Idealvorstellungen von Fahrradbenutzung und -reparatur in einem Projekt umzusetzen, erzeugt das Zufriedenheit und ich blicke gerne auf das Projekt zurück – nicht ohne einen gewissen Stolz. Das Problem soll dabei meist möglichst günstig gelöst werden. Dazu ist viel Eigenleistung nötig und alte, noch funktionierende Teile müssen wiederverwendet werden. Es ist mir aber auch wichtig mitzubedenken, welche Werkzeuge ich günstig benutzen kann, auch wenn ich sie nicht besitze. Wenn doch ein Ersatzteil besorgt werden muss, gibt es keinen standardisierten Lösungsweg. Manche Teile können gebraucht in Kisten gefunden werden, entweder bei mir oder in einer Selbsthilfswerkstatt. Verschleißteile können günstig bei Onlineversandhäusern bestellt werden, die Bedarf für Schrauber*innen anbieten.¹⁴ Ob für die Reparatur hochwertige Teile verwendet werden, die man gegebenenfalls auch durch günstige Rabattangebote bekommen kann oder ob preiswerte Teile ausreichen, die einfach ihre Aufgabe erfüllen, hängt vom Rad und vom Einsatzzweck ab. Demnach gibt es einen recht vielseitigen Pool an Quellen, die ich nutze, um geeignete Ersatzteile zu finden. Je

14 Ich bleibe meist für einige Zeit bei einem Versandanbieter. Wenn ich zufrieden bin, mich gut über die Produkte informiert fühle und die Preise gut sind, dann bleibe ich der Firma treu. Gibt es woanders ein gutes Angebot, vergleiche ich die Preise für andere Produkte, die ich brauche und wäge ab, ob ich die Alternative vielleicht einmal testen sollte.

nach Aufgabe, Budget, Standard, Anwendung und Priorität des zu reparierenden Fahrrades.

VI Die Amateur*in

In den Untersuchungen von Antoine Hennion steht die Figur der Amateur*in im Mittelpunkt. Der Begriff wird im Deutschen eher für nichtprofessionelle Akteur*innen als in der direkten Übertragung aus dem Französischen als Liebhaber*in verwendet. Hennion unternahm seine Empirie an Wein- und Musikliebhaber*innen, sowie an Drogenabhängigen (Gomart/Hennion 1999; Hennion 2005, 2010). Dabei legt er den Schwerpunkt auf die passionierte Genusswelt der einzelnen Akteur*innen und setzt sich gegen die Interpretation von Bourdieu, Geschmack als sozialen Statusindikator zu sehen ab (Hennion 2005: 1). Dadurch wird die Akteur*in selbst aktive Gestalter*in ihres Geschmacks, den sie im Zusammenspiel mit den Artefakten ihrer Passion entwickelt. Demzufolge wird der Wein erst durch das Interesse der Weinliebhaber*in zu einem Gegenstand ihrer Geschmackswelt. Durch das Schmecken bildet der Wein wiederum den Geschmack der Liebhaber*in aus, die mit der Zeit die Unterschiede und Feinheiten zu differenzieren lernt; im Zusammenspiel mit anderen Liebhaber*innen, die sich über Geschmacksnoten und die richtigen Wege des Trinkens und Schmeckens austauschen. Dabei steht der körperlichen Sensibilisierung eine materielle Welt der Weingläser, Dekanter und Weinöffner zur Seite (Hennion 2005: 4ff).

Diese Analysemaske lässt sich auch auf andere passionierte Aktivitäten von Amateur*innen übertragen, sodass Hennions Sichtweise auf die individuellen Subjekt-Objekt-Netzwerke von Heimwerker*innen und Fahrradschrauber*innen anwendbar ist. Demzufolge bewegt sich jede Schrauber*in (1) in ihren eigenen kollektiven Strukturen der vertrauten Lehrer*innen und der Wissensquellen, der (2) individuellen Möglichkeiten ihrer Werkzeugausstattung und ihres Zeitbudgets, den (3) angeeigneten Kompetenzen sowie (4) ihren zu reparierenden, zu manipulierenden oder zu bauenden Objekten. Aus diesen heraus entwickelt und reproduziert sie ihre Projekte und bettet neue Komponenten ein.

→ III Rekrutierung neuer Praktiker*innen, S. 54

→ XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88

→ XVII Körpertechniken und Probleme der Verbalisierung, S. 97

Männliche Konnotation

Schrauben gilt als eine klassisch männlich konnotierte Tätigkeit, wobei die Ursachen tief in unserer Kultur verankert sind. Objektive Gründe für diese Einseitigkeit gibt es nicht. Meine Mutter führte auf der Baustelle meines Elternhauses schwere körperliche Aufgaben aus. So wurde die traditionelle Rollenverteilung von männlichen und weiblichen Tätigkeiten schon früh in meinem Leben gebrochen, wobei die meisten Arbeiten jedoch weiterhin den Rollenbildern entsprechend verteilt blieben. Zwar führten auch meine Schwestern gemeinsam mit meinem Vater Reparaturen an ihren Fahrrädern oder Mopeds aus, aber mein Vater und ich probierten, tüftelten und bastelten wesentlich öfter. Irritiert beobachte ich, dass einige Frauen sich mit dem Schrauben nicht auseinandersetzen möchten und sich bewusst männliche Unterstützung für Reparaturen suchen. Im Gegensatz zu anderen Tätigkeiten wie Kochen oder Wäsche waschen, ist die Fahrradreparatur auch in meinem direkten Umfeld deutlich geschlechtsspezifisch konnotiert.

VII Do it yourself als häusliche Männlichkeit

Fahrradreparatur ist eine Praxis mit geschlechtsspezifischer kultureller Prägung. Sie gehört zu den traditionell männlichen Haushaltstätigkeiten, die mit schweren Geräten assoziiert werden, wie der Historiker Steven Gelber herausgearbeitet hat.¹⁵ Er erkannte eine »half-pound rule«, nach der Werkzeuge mit mehr als einem halben Pfund Gewicht mit männlicher Kompetenzzuschreibung verbunden sind, während leichte Gerätschaften, wie Nadel und Faden weiblich assoziiert werden (Gelber 1997: 70). Für die Zeit der ersten Fahrräder Ende des 19. Jahrhunderts ist davon auszugehen, dass die eigenständige Reparatur des Fahrrades eher selten war. Nicht nur, da es ein Hightech-Produkt seiner Zeit war, sondern auch, weil Heimreparaturen generell unüblich waren. Erste Heimwerkstätigkeiten wurden eher im Bereich von Tischler- und Holzarbeiten ausgeführt (Gelber 1997: 77).

Von Heimwerken als unbezahlter Reparatur und Pflegearbeit am Haus, an der Wohnung oder an den Einrichtungsgegenständen kann man erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts sprechen. Die Freiwilligkeit und der separate Bereich im Haus waren die Vorbedingungen für diese Form der männlichen Häuslichkeit (Gelber 1997: 69). Die industrielle Revolution hat die Arbeit von Männern verändert. Sowohl Büro- als auch Fabrikarbeiter verließen morgens das Haus

15 Auch wenn sich Gelber auf den amerikanischen Kontext bezieht, können seine Beobachtungen weitestgehend für Europa herangezogen werden, wobei zeitliche Verschiebungen möglich sind.

und hatten danach teilweise sogar noch etwas Freizeit. Oft begaben sie sich in Männerkreise, um dem weiblich dominierten Haushalt fernzubleiben (Gelber 1997: 72). Das Haus war Bereich der Frau. Mit dem Haus im Suburbanen war die Kneipe weiter entfernt, sodass der Mann sich zunehmend in den Haushalt integrieren musste. Neben Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer, die von den Frauen gestaltet und bewirtschaftet wurden, konnte sich der Mann mit einer Werkstatt einen eigenen Bereich schaffen (Gelber 1997: 77). Das Heimwerken war etwas, dass er nach der Büro- oder Fabrikarbeit machen konnte. Es wirkte der Entfremdung durch die Erwerbsarbeit entgegen, da es andere Kompetenzen erforderte und so das Selbstbewusstsein stärken konnte (Gelber 1997: 85). Heimwerken ist durchaus Arbeit, jedoch ist es keine von außen auferlegte Verpflichtung, sodass die Freiwilligkeit überwiegt (Gelber 1997: 82). Männliches Heimwerken ersetzte ab Anfang des 20. Jahrhunderts professionelle Handwerksleistungen (und männliche Handwerker). Das rechtfertigte die Tätigkeiten ökonomisch und ermöglichte dem Mann eine Bestätigung seiner Männlichkeit, die er im Bürojob, den er sich zunehmend mit Frauen teilte, vermisste (Gelber 1997: 72). Laut Gelber treffen sich im Heimwerken zwei Bedürfnisse. Zum einen ist das Heimwerken als Freizeittätigkeit eine Alternative zur Lohnarbeit. Andererseits stellt es als Handarbeit eine Verbindung zu Handwerkern und Bauern her, die mit einem stereotypen kulturellen Männlichkeitsbild assoziiert werden.

By embracing two oppositional categories, do-it-yourself was able to become an instrument of domestic masculinity. As leisure, it could be done voluntarily, distinct from the arena of alienation that was the modern workplace. As manual work, it could confirm the homeowner's ties to his yeoman/artisan forefathers, thus creating and responding to a new cultural stereotype of masculinity. (Gelber 1997: 102)

Gelber spricht daher auch von einer *domestic masculinity* (häuslichen Männlichkeit) statt von einer *masculine domesticity* (männlichen Häuslichkeit) (Gelber 1997: 73). Die Notwendigkeit von Reparaturen wuchs mit der Verbreitung von suburbanen Einfamilienhäusern, was die Aufteilung der Haushaltsarbeiten nach Geschlechterrollen weiter manifestierte. Zudem wurde sie dadurch stabilisiert, dass die Weitergabe von Reparaturwissen als Stärkung der Vater-Sohn-Beziehung propagiert wurde (Goldstein 1998: 78).

Der Integration von Männern in den Haushalt als Heimwerker ging allerdings eine schrittweise Verdrängung der Frauen aus dem öffentlichen Leben voraus (Rulffes 2024). Während Gelber die Freiwilligkeit und Optionalität

der männlichen Tätigkeitsfelder hervorhebt, die die männliche Autonomie bewahrten, ist die Geschichte der Hausfrau von äußeren Zwängen geprägt. Es muss betont werden, dass die Sorgearbeit der Hausfrau in der restlichen, obligatorischen Haushaltsführung, das Heimwerken als Hobby der Männer erst ermöglicht hat und sich nur so diese Form der häuslichen Männlichkeit als patriarchale Konstellation im suburbanen Einfamilienhaus herausbilden konnte. So wurde das Bild aufrechterhalten, dass die Frau für den privaten Bereich zuständig ist, während der Mann für den öffentlichen Teil verantwortlich ist. Das ging so weit, dass in einer Werbeanzeige für Malerbedarf von 1958, der Mann die Außenwände streicht, während die Frau die Innenräume malt und nebenbei das Kind betreut (Goldstein 1998: 66). Von der Hausmutter im 18. Jahrhundert, die den Hof wie einen Betrieb führte, über die bürgerliche Hausfrau des 19. Jahrhunderts, die den Haushalt organisierte, bis zur Hausfrau des 20. Jahrhunderts, die die Haushalts- und Sorgearbeit eigenständig durchführt, war es ein langer, keineswegs geradliniger, aber kontinuierlicher Weg (Rulfes 2024: 63ff). Dabei übernahmen die Frauen die Tätigkeiten der Angestellten, während die Männer dann später die Tätigkeiten von externen Handwerkern selbst durchführten. Die Freiwilligkeit der männlichen Hausarbeit blieb den Frauen dabei verwehrt (Rulfes 2024: 12f).

In der Zwischenkriegszeit wurden Frauen zunehmend zum emanzipierenden Selbermachen aufgerufen (Gelber 1997: 85), doch schon nach dem zweiten Weltkrieg folgte der konservative Backlash. Allmählich erkannten die Produzenten für Heimwerkzeuge aber auch Frauen als Zielgruppe für ihre Produkte und adressierten sie in der Werbung (Goldstein 1998: 79). Dort wurde propagiert, dass Frauen durch eigenständige Reparaturarbeiten im Haushalt die Anerkennung ihrer Männer, Kinder und Nachbar*innen erlangen könnten, wobei die hierfür als geeignet angesehenen Tätigkeiten weiterhin eingeschränkt blieben (Goldstein 1998: 70). Ab den 1970ern finden sich vermehrt Darstellungen von heimwerkenden Frauen im Kontext von Emanzipation und Selbstermächtigung, wie zum Beispiel im *Women's Build-It and Fix-It Handbook* von Florence Adams (Goldstein 1998: 78).

Dennoch scheinen die geschlechtsspezifischen kulturellen Prägungen im Bereich von mechanischen Heimwerkstätigkeiten wie der Fahrradreparatur weiterhin stark zu sein. Die Beobachtungen von Jaeger-Erben et al. (2019) weisen darauf hin, dass diese auch in eher progressiven Kontexten wie Repair Cafés reproduziert werden, indem von Frauen andere Fertigkeiten als von Männern erwartet und gefördert werden. Als Frau in der Praxis der Fahrradselbstreparatur wird man in vielen Kontexten als solche markiert, während reparierende Männer immer noch als Norm betrachtet werden. Auch im

professionellen Kontext sind Frauen weiterhin in der Minderheit, sodass die Fahrradmechanikerin Sonja Kabou im Interview mit dem feministischen *Missy Magazine* bestätigt, dass Männer in ihrer Werkstatt häufig überrascht sind, auf eine schwarze Frau zu treffen (Michalik 2018). Dabei wird deutlich, dass vielfach geschlechtsspezifische Erwartungen auf die Alltagspraktiken des Reparierens und Schraubens projiziert werden. Stereotype wirken sowohl auf die Selbst- als auch auf die Außenwahrnehmung von Schrauber*innen und beeinflussen ihren Zugang zum und die Akzeptanz im Feld.

→ I Articulation Work, S. 49

→ VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur, S. 70

Ein Helfer in einer Selbsthilfewerkstatt hat mir erzählt, dass er nach einiger Beobachtung Unterschiede zwischen den männlichen und den weiblichen Besucher*innen feststellen konnte. Während die Männer zunächst behaupteten, schon viel Erfahrung zu haben und die erforderlichen Arbeitsschritte gut zu kennen, waren die Frauen wesentlich vorsichtiger, baten früh um Unterstützung und hörten dann auch aufmerksam zu. Die Männer brauchten am Ende meist mehr Unterstützung, weil sie sich überschätzt hatten. Für den Helfer ist es dabei angenehmer, wenn die eigenen Fähigkeiten realistisch eingeschätzt werden und ehrlich damit umgegangen wird, da er so direkter Hilfe anbieten kann. Ich kenne keine Untersuchungen, die seine Beobachtungen stützen, aber ich kann mir gut vorstellen, dass diese Tendenz im Kontext der Selbsthilfewerkstätten öfter zu beobachten ist.

Wissensquellen

Viele Handgriffe habe ich in Selbsthilfewerkstätten nach Anleitung und durch praktisches Nachahmen gelernt. Einige Helfer*innen haben professionell erlerntes Fachwissen, das sie weitergeben können und ich vertraue ihren Ratschlägen. Bei anderen komme ich schonmal ins Zweifeln, ob das wirklich der beste Lösungsweg ist. Kommerziellen Werkstätten vertraue ich eher selten. Oft machen sie sich nicht die Mühe mich als fortgeschrittenen Gesprächspartner kennenzulernen, sodass ich meist merke, dass ihre Problemanalyse nicht meiner Einstellung zum Reparieren entspricht. Das liegt auch daran, dass der professionellen Fahrradreparatur sehr gegensätzliche Vorannahmen zugrunde liegen. Zum einen muss eine Fahrradreparatur in der Werkstatt nach Zeitaufwand berechnet werden. Das macht gewisse Arbeitsschritte sehr teuer und unwirtschaftlich. Da ich aber in meiner unbezahlten Freizeit zur Freude schraube, ist das für mich meist kein Argument. Zum anderen müssen professionelle Werkstätten die Funktion

für die Kund*innen garantieren können. Lösungen auszuprobieren, die vielleicht keine Funktionsgarantie bieten, aber gegebenenfalls weitere Erkenntnisse über das Problem liefern können, ist in kommerziellen Werkstätten nicht möglich.

VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur

Nach Shove et al. (2012) ist die Frage zu stellen, ob die Praxis des Fahrradfahrens je mit der Praxis der Fahrradselbstreparatur verknüpft war und wenn ja seit oder bis wann und wie stark diese Verbindung war. Hierzu liefert die historische Literatur zunächst keine Angaben. Hans-Erhard Lessing (2017) geht in seinem Buch über die Kulturgeschichte des Fahrrades nicht explizit auf Reparaturpraktiken ein. Er weist jedoch darauf hin, dass sich Nähmaschinenreparaturbetriebe in der Frühzeit des Fahrrades Ende des 19. Jahrhunderts professionell mit der Instandsetzung von Fahrrädern beschäftigten (Lessing 2017: 173f), nachdem Nähmaschinenfabrikant*innen in der Entwicklung und Herstellung von Fahrrädern mitgewirkt hatten (Lessing 2017: 91ff). Da das Fahrrad in dieser Anfangszeit eine Hochtechnologie war, ist nicht davon auszugehen, dass die Eigenreparatur weit verbreitet war. Im 20. Jahrhundert wurde das Fahrrad zunehmend vom Automobil verdrängt. Insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg verlor das Fahrrad in Deutschland seine Bedeutung als Alltagsfahrzeug (Lessing 2017: 236ff).

Die Praxis des Do it yourself hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt. Die Historikerin Reinhild Kreis stellt heraus, dass das Selbermachen erst in Relation zur Alternative des Machenlassens definiert werden kann und seine spezifische Bedeutung gewinnt:

Diese Form der [disziplinierenden] Erziehung und Anleitung zum Selbermachen gewann besondere Bedeutung, als Alternativen aufkamen, die das Selbermachen zu einer von mehreren Optionen machten. Zwar ist es zu allen Zeiten möglich, bestimmte Tätigkeiten anderen zu überlassen, also etwas nicht selbst zu machen, doch mit dem Anbruch des Maschinenzeitalters und der industriellen Massenfertigung erreichte das Ausmaß solcher Alternativen eine neue Qualität. Dabei änderten sich nicht notwendigerweise die Aktivitäten wie Nähen, Bauen oder Kochen, wohl aber ihre Bedeutung: Sie wurden vom ›Machen‹ zum ›Selbermachen‹. (Kreis 2017: 19)

Das die in den USA verbreiteten Praktiken des DIY in Deutschland in den 1950er-Jahren zunächst sehr skeptisch betrachtet wurden, arbeitet der Historiker Jonathan Voges heraus.

Mit selbstgewissem Überlegenheitsdünkel tat man DIY als unverständliche Praxis einer ›Gesellschaft im Überfluss‹, als typische ›US-Verrücktheit‹ ab. Viel zu ausgeprägt sei das deutsche Qualitätsstreben, als dass man hier bereit wäre, auf die Arbeit professioneller Handwerker zu verzichten. (Voges 2017: 40f)

Diese amerikakritische Haltung war hier auf das DIY im klassischen Heimwerksbereich des Eigenheims bezogen, findet sich aber auch schon vorher in Bezug auf Fahrradimporte aus den USA:

Die minderwertigen fremden Waren [aus US-Firmen] aber, die aus Konkursmassen stammenden Schleuderfabrikate werden sich bald selbst unmöglich machen, erstens wegen der Schwierigkeit der Beschaffung von Ersatzteilen, zweitens auch deshalb, da jeder patriotische Deutsche die Reparatur von solchen Schundfabrikaten verweigern wird. (Rupert Ritter 1897, hier zitiert nach Lessing 2017: 152f)

In beiden Fällen setzten sich die amerikanischen Praktiken und Produkte schließlich doch durch. Legt man jedoch die Geschichte des Fahrrades mit dem des DIY in Deutschland übereinander, so stellt man fest, dass das Fahrrad in den 1960er Jahren weitgehend vom Auto aus dem Alltag verdrängt wurde, während DIY erst in den 1960er Jahren größere Verbreitung fand. Basierend auf der oben angeführten historischen Literaturrecherche ist davon auszugehen, dass die Praxis der Fahrradselbstreparatur bis Ende des 20. Jahrhunderts keine weite Verbreitung fand.

Vergleicht man die Fahrrad- mit der Autoreparatur, wird die strukturelle Verwandtschaft durch die verwendeten Werkzeuge deutlich. Entgegen den DIY-Tätigkeiten am Eigenheim werden hierfür in beiden Fällen Werkzeuge für Metallverarbeitung wie Ringschlüssel, Gewindebohrer oder Inbusschlüssel benötigt. Eine versierte Automechaniker*in bringt die grundlegenden Kompetenzen zur Reparatur eines Fahrrades mit, da ihr Material, Schraubverbindungen und Funktionsweisen bekannt sind. Da mit dem immer zuverlässigeren Funktionieren von Automobilen die Notwendigkeit von Reparaturkompetenz nicht mehr dringend nötig war, um überhaupt fahren zu können (Shove et al. 2012: 30f), entkoppelte sich die Praxis des Autofahrens und zunächst von der der Autoreparatur. In seinem Buch über Automechaniker weist der Technikhistoriker Kevin L. Borg (2007: 128) darauf hin, dass die DIY-Reparaturen ab den 1960er-Jahren in den USA wieder stark zunahmen. Geht man davon aus, dass auch in Deutschland von den 1970er bis in die 1990er-Jahre viele Reparaturen am Auto von den Besitzer*innen selbst unternommen wurden, so lässt

sich darauf schließen, dass in diesen Jahrzehnten auch Kompetenzen zur Reparatur von Fahrrädern vorhanden waren. Hier lässt sich über eine Verbindung von den Eltern, die ihre Autos reparierten zu ihren Kindern, die Probleme mit ihren Fahrrädern hatten, spekulieren. Eine gut ausgestattete Garage dürfte oft dazu geführt haben, dass auch Reparaturen am Fahrrad selbst unternommen wurden. In Baumärkten wird auch heute noch das Equipment für Fahrräder in der Rubrik Autozubehör eingeordnet.

- II Verbindungen von Praktiken, S. 51
- IV Bricolage, S. 57
- VII Do it yourself als häusliche Männlichkeit, S. 66
- XXI Capabilities, S. 112

Viele Informationen über Reparaturen erhalte ich aus dem Internet. Eine Seite, die ich oft zur Recherche aufsuche, ist [wikipedalia.de](https://www.wikipedia.de). Sie basiert auf der Übersetzung des Blogs von Sheldon Brown, einem mittlerweile verstorbenen US-amerikanischen Mechaniker, der viele Teile, Reparaturen und Funktionsweisen genau erläutert hat. Ich habe zu dieser Quelle Vertrauen entwickelt, da hier nicht nur die standardisierten Lösungswege aufgezeigt werden, sondern auch unkonventionelle Varianten, in denen man gegebenenfalls ohne spezielle Werkzeuge auskommt. Ich versuche mir fehlendes Wissen anzueignen, um absehen zu können, auf welche Probleme ich vorbereitet sein muss, bevor ich mit einer Reparatur beginne. Dafür ist auch YouTube, sowohl für kleinere Handgriffe als auch komplexe Reparaturen eine wichtige Informationsquelle. Die Videos ermöglichen es, die auseinandergeschraubten Einzelteile zu sehen, bevor man die Komponenten selbst öffnet. Dabei ist es jedoch immer wieder aufs Neue erforderlich, die Anleitungen bezüglich der Voraussetzungen an Werkzeugausstattung und Kompetenzen zu prüfen. Wichtig ist es aber auch die Haltung der YouTuber*innen bezüglich der fachlich korrekten Ausführung von Reparaturen nachzuvollziehen. Manchmal bin ich eher auf der Suche nach einer informellen Variante, bei der ich alte Teile wiederverwenden kann, auch wenn sie schon stark verschlissen sind. Da hilft mir dann nicht jedes Video auf YouTube weiter.

Fahrradmagazine finde ich eher uninteressant, da hier oftmals nur auf kommerzielle Angebote hingewiesen wird, von deren Nutzen ich meist nicht überzeugt bin. Wissen entsteht hingegen zu großen Teilen durch die zu reparierenden Teile selbst. Beginne ich eine Reparatur eines Bauteils, das ich bisher noch nie auseinandergenommen habe, bin ich mir bewusst, dass ich durch Aufmerksamkeit bei der Demontage die Möglichkeit habe, das Bauteil zu verstehen.

→ Erfolg und Fehlschlag, S. 101

Anekdoten

Wie auch dieser Text zeigt, funktioniert das Beschreiben der eigenen Tätigkeiten vor allen Dingen über Anekdoten. Diese praktischen Erfahrungen illustrieren im Positiven, wie im Negativen, welche Haltung unterstützt oder ablehnt wird und geben einen Einblick in persönliche Sichtweisen. Wenn Bastler*innen von ihren Projekten erzählen, drückt sich darin aus, worauf sie besonders stolz sind, welche Fehler sie zukünftig vermeiden und welche Erkenntnisse sie gern mit anderen teilen wollen. Diese Geschichten werden überall erzählt, wo passionierte Schrauber*innen interessierte Zuhörer*innen finden.

Erzähle ich beispielsweise wie ich im Urlaub in einem russischen Dorf die vorhandenen Fahrräder mit einfachsten Mitteln wieder zum Fahren gebracht habe, obwohl ich dafür nur wenige einfache Werkzeuge zur Verfügung hatte, so bin ich einerseits stolz auf meine bastlerischen Errungenschaften und meine Improvisationen unter erschwerten Bedingungen. Andererseits möchte ich meine Zuhörer*innen auch animieren, vor solchen Aufgaben nicht zurückzuschrecken. Als Reaktion auf eine solche Geschichte folgen dann meist Anekdoten von anderen Bastler*innen, die ähnliches erfahren oder in einer vergleichbaren Situation anders gehandelt haben.

Anekdoten können die komplexen Konstellationen zwischen Material, Kompetenz und Sinnzuschreibung in ihrer Tiefe und Verschränktheit wiedergeben, ohne abstrakte Reflexionen zu benötigen. Oftmals kommen in ihnen emotionale Momente wie Stolz, Reue, Scheitern und Abneigung zum Ausdruck. Welche Anekdoten wiederholt werden, hängt auch davon ab, welche Haltungen im Gespräch aufeinandertreffen. Gemeinsam wird sich darüber ausgetauscht, welche Herangehensweisen zum Erfolg führen und welche Varianten erfahrungsgemäß nicht funktionieren, aber auch, von welchen Ansätzen man sich abgrenzen möchte. Nicht zuletzt sind solche Erzählungen aber auch immer Selbstdarstellungen, die nicht selten im Wettstreit mit anderen Bastler*innen präsentiert werden.

Vor- und Feindbilder

Eine Art Vorbild stellt für einige Freund*innen und mich der Großvater einer Freundin dar. Er wohnt mit seiner Frau in der Nähe von Berlin. Zu DDR-Zeiten war er Schlosser für eine landwirtschaftliche Genossenschaft und hatte die Aufgabe, die Maschinen und Geräte zu warten und gegebenenfalls zu reparieren. Heute ist er Rentner, baut und repariert aber viel in seiner Werkstatt, die für viele Aufgabenbereiche gut ausgestattet ist. Dort kann ebenso Holz wie Metall verarbeitet werden. Neben Drechselmaschinen, Holzwerkbank und Fräse gibt es Schweißgeräte und einen Kompressor. Hinzu kommen alle denkbaren Schrauben und ein üppiges Lager mit Holz- und Metallvorräten. Oftmals sind wir mit unserem alten Auto zu

Besuch bei dem Paar. Wir wohnen zeitweise im Haus oder in einem Bungalow auf dem Grundstück, helfen beim Kochen und werkeln an verschiedensten Problemen. Der Großvater ist dabei mit seinem umfangreichen Wissen eine unschätzbare Hilfe. Vor allem beeindruckt uns die Kreativität, mit der Probleme gelöst werden. Es scheint, als gäbe es verschiedene Eskalationsstufen beim Lösen einer Schraube oder beim Einpassen eines Bauteils. Diese Stufen werden schrittweise probiert und falls es danach noch nicht funktioniert, muss vielleicht gesägt, erhitzt oder geschweißt werden. Die meisten Probleme werden mit Materialien und Werkzeugen aus der Werkstatt gelöst. Fehlende Werkzeuge können kurzerhand aus Resten gebaut und wieder angepasst und weiterentwickelt werden. Der Großvater der Freudin verkörpert für uns (männlich sozialisierte Freunde) weitestgehend ein Ideal eines Hobbyheimwerkers, der verschiedenartigste Probleme lösen kann, sich dabei Zeit nimmt und nicht vor eventuellen Rückschlägen zurückschreckt.

IX Der relevante Andere und das Ichideal

Vorbilder und negative Distinktion sind notwendig, damit sich das Subjekt innerhalb eines Feldes orientieren kann. In Kollektiven werden jeweilige Ideale reproduziert, die den Subjekten als Vorbilder für ihre eigenen Positionierungen dienen. Für Anne Honer sind diese Orientierungen, die sie als relevante Andere bezeichnet, im Kollektiv vorgeprägt:

[Die Menschen] orientieren sich in Bezug auf je bestimmte Themen typischerweise aber nicht an irgendwelchen anderen, sondern an bestimmten anderen bzw. an einem bestimmten Typus von anderen. Seit Tarnotsu Shibutani (1955) wird dieses Phänomen in der sozialwissenschaftlichen Literatur als ›Bezugsgruppen-Orientierung‹ bezeichnet. (Honer 1993: 198)

Darüber hinaus kann diese Orientierung an Idealen – zustimmend oder ablehnend – noch um eine psychoanalytische Perspektive erweitert werden. Die Orientierung an Idealen ist grundsätzlich auch davon bestimmt, dass diese nicht zu erreichen sind und das eigene Tun somit tendenziell immer als mangelhaft empfunden werden muss. Das Ich steht nach Lacan in einem ständigen Abgleich mit einem Idealich. Dieses Idealich ist das Spiegelbild, dass das Ich gerne sein würde. Eine dritte Instanz, das Ichideal fungiert als Richter, der urteilt, wie weit das Ich vom Idealich entfernt ist:

Das Ichideal sagt dem Subjekt, was ein richtiger Mann ist oder eine richtige Frau. Es ist ein ziemlich unangenehmer Gefährte. Es spricht vernichtende

Urteile über das Ich und kann es dadurch in eine Depression stürzen oder gar in die Melancholie. (Nemitz 2013)

Auf die Heimwerker*in übertragen, würde das bedeuten, dass ein steter Abgleich der Fähigkeiten erfolgt, die man in sich selbst erkennt (Idealich), mit dem, was man gerne machen und können würde (Ichideal). Durch die stets mangelhafte Ausstattung und unvollständige Ausbildung ist die Heimwerker*in strukturell zur kompromissreichen, bricolagen Ausführung ihrer Tätigkeiten gezwungen. Der Zugang der Psychoanalyse könnte aufzeigen, inwiefern sich Heimwerker*innen überhaupt an einem Ideal des perfekten Handwerks orientieren oder ob der Mangel sogar teils in der fehlenden Improvisationsfähigkeit im Vergleich zu kreativeren Bricoleur*innen empfunden wird.

→ IV Bricolage, S. 57

Ähnlich wie bei hochgerüsteten Amateurradler*innen, gibt es auch Schrauber*innen, von denen ich mich klar abgrenzen würde. Es erscheint mir wenig erstrebenswert sich mit den teuersten Werkzeugen auszustatten und dann nur mit hochwertigen Neuteilen zu arbeiten, damit das Fahrrad immer dem neusten Stand der Technik entspricht. Ich habe gar nicht viel Kontakt mit solchen Schrauber*innen und vielleicht existiert dieses Bild weitestgehend nur in meinem Kopf. Was ich nebenbei aufgeschnappt, im Internet gelesen oder von Freund*innen erzählt bekommen habe, formt sich in meinem Kopf zu einem Gegenbild zu meiner Praxis und dient mir nicht zuletzt zur Selbstbestätigung. Schlimmer finde ich aber, wenn sich eine Person für viel Geld ein Fahrrad mit professioneller teurer Technik kauft, diese jedoch weder im Alltag benötigt noch versteht, wie sie funktioniert. Dieser rein konsumierende Umgang mit Fahrradtechnik ist mir tendenziell unverständlich.

Oftmals beobachte ich auch auf der Straße andere Radfahrer*innen und ihre Räder. Dabei sind Schäden zu erkennen, die schnell behoben werden könnten, von den Fahrer*innen aber scheinbar ignoriert werden. Teilweise ärgere ich mich sogar, wie unvorsichtig mit dieser Technik umgegangen wird, die mich durch ihre einfache und logische Funktionsweise begeistert. Sind diese Räder dann gar nicht mehr fahrtauglich, werden sie zu oft einfach entsorgt, statt repariert.

Die Kommunikation zwischen Schrauber*innen ist manchmal etwas schwierig. Das Vokabular der Fahrradkomponenten ist sehr differenziert, aber die wenigsten benutzen es sicher und routiniert. Auch ich bin mir bei vielen Bezeichnungen unsicher. Die Fachbegriffe sind oftmals eher hinderlich für die Kommunikation, da man nicht davon ausgehen kann, mit ihnen verstanden zu werden. Teilweise kann die Verwendung der Fachsprache sogar als arrogante Dis-

tinktion verstanden werden. Meist muss man daher Dinge umschreiben und genau darauf achten, dass man sich gegenseitig versteht.¹⁶ Dabei wird recht schnell deutlich, ob das Gegenüber sich gut mit der Technik auskennt; auch wenn Begriffe fehlerhaft verwendet werden. Auch ohne die Verwendung einer korrekten Fachsprache sind Hobbyschrauber*innen also in der Lage sich sprachlich als solche zu erkennen und als passionierte Praktiker*innen zu identifizieren.

X Sprache

Anne Honer betont die Wichtigkeit der Sprache für ihre Feldforschung, da die »Sprache des Feldes« (Honer 1993: 50) erst erlernt werden muss. Im Feld wird eine eigenständige lebensweltliche Sprache verwendet, die von Ethnolog*innen verstanden und dekodiert werden muss, damit sie interpretiert werden kann. Hennion verweist in Aufzählungen auch auf den Aspekt der Sprache für die Lebenswelt der Amateur*in (Hennion 2005: 7). Dass sich in Sinnprovinzen eigene Vokabulare etablieren, ist dabei nur ein Aspekt. Dabei ist dieses Vokabular keineswegs einheitlich und im Feld kanonisiert, sondern wird von einzelnen Akteur*innen unterschiedlich verwendet. Während in professionellen Ausbildungen eine einheitliche Fachsprache vermittelt wird, werden unter

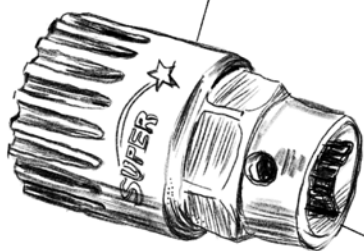
16 Ein Beispiel für eine solche Umschreibung entstand während eines Testinterviews zu Beginn meiner Untersuchungen:

B: Da ist mir dann mal dann der Rahmen gerissen. Das hatte sonnn Y-Rahmen und, äh, ich bin schon die ersten 2 Jahre in Berlin damit noch gefahren und auch recht rabiat, also bin ich auch vorher schon, ne immer über, es war halt Mountainbike, über halt Feldwege gebrettert ne, wie sonstwas ne. Und in Berlin bin auch immer ziemlich gesprungen damit über Bordsteine und son Kram und das wird wahrscheinlich irgendwann mal – äh, dann doch bisn – dann da zu Belastungen geführt haben und da ist mir mal. Das war ganz komisch, da hab ich gemerkt wie irgendwie das anfang zu wackeln irgendwie, oder irgendwas hat geeiert am Rad. Ich hab irgendwie, bin damit ge-. Ich glaub ich hat's abgestellt, hab mich wieder draufgesetzt, bin losgefahren und hab gemerkt wie irgendwie, irgendwas ist komisch und dachte irgendwie erst, das ist irgendwie vorne die Gabel ist irgendwie vielleicht, da ist irgendwas locker oder ich konnt mir das gar nicht richtig erklären. Steig ab, guck mir die Gabel an und denk: Nee, ist doch super so ne. Und wackel irgendwie so bisl eine Hand am Rahmen, eine Hand an der Gabel, wackel dran rum und merk, ach nee, das ist vorne an der Schweißnaht, von, wo der Rahmen an die quasi Rahmenfassung von der Gabel, also das wo die lange Y-Stange quasi abgeht, da war dieses, das ist ja sonnn langer, also im Querschnitt sonnn relativ länglicher rechteckiger Hohlkörper sozusagen, oder nicht, also abgerundet ne.

I: [oder oval oder so]

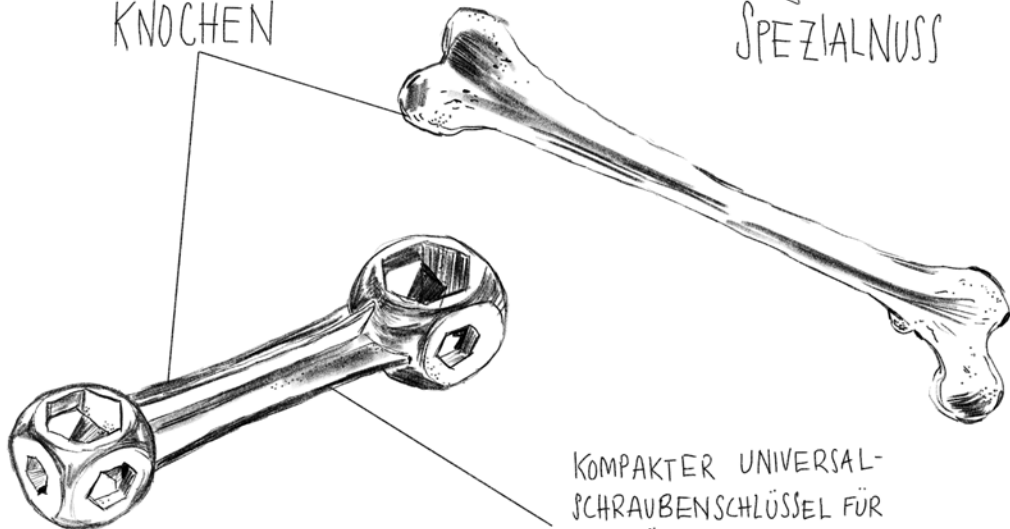
B: Oval genau und da war die untere - mindestens die untere Hälfte war komplett einfach durchgerissen sozusagen, es hing noch fest, aber nicht sehr gut, also so, dass ich es in dem Moment gemerkt hab, nicht irgendwie erst später, als ich schon gefahren wäre... dass ich das direkt beim Losfahren gecheckt hab.

BRAUCHT MAN, UM DAS
TRETLAGER AM FAHRRAD ZU
TAUSCHEN (SPEZIALWERKZEUG!)



KNOCHEN

SPEZIALNUSS



KOMPAKTER UNIVERSAL-
SCHRAUBENSCHLÜSSEL FÜR
ALLE MÖGLICHEN REPARATUREN
(GIBT'S SOGAR IM SUPERMARKT, ABER
KANN SCHNELL MAL BRECHEN)

nichtprofessionellen Amateur*innen oft unpräzise Ausdrücke verwendet, teils aus Mangel an fachlichem Vokabular. Da Amateur*innen in Interaktionen oftmals kein einheitliches Vokabular voraussetzen können, werden viele Umschreibungen genutzt. Dadurch entsteht eine flexible semiprofessionelle Fachsprache, der sich die Akteur*innen in Anpassung an ihr Gegenüber bedienen, um sich auf verschiedenen Ebenen der Professionalität verständlich zu machen.

Darüber hinaus ist der Gebrauch von fachlichem Vokabular auch ein Moment der Identifikation und Distinktion im Feld. Ausdrücke des Gegenübers werden als professionell oder alltagssprachlich identifiziert und eingeordnet. Damit verbunden ist auch die Einschätzung des fachlichen Wissens der Gesprächspartner*in und somit das zu erwartende Niveau ihrer Erläuterungen. Die professionelle Fachsprache dient aber auch zur Konstitution eines Kollektivs. Ohne dass sie als gemeinsame Gruppe agieren, bilden Amateurschrauber*innen eine lose Gemeinschaft von Praktiker*innen im Sinne von Shove et al., das sich durch gemeinsame Handgriffe, gemeinsame Wissensnetzwerke sowie eine gemeinsame Sprache konstituiert (Shove et al. 2012: 67). Eine Analyse der Sprache des Feldes könnte demnach also auch Fragen der Identifikation und Kollektivbildung ermöglichen.

- III Rekrutierung neuer Praktiker*innen, S. 54
- VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur, S. 70
- XVII Körpertechniken und Probleme der Verbalisierung, S. 97
- XVIII Taktiken und Strategien, S. 102

Die Fahrradindustrie betrachten viele Bastler*innen kritisch. Wartungen und Instandsetzungen von Komponenten erscheinen viel zu aufwendig im Vergleich zu den entsprechenden Ersatzteilen, die meist schon sehr günstig zu kaufen sind. Dabei lernt die Bastler*in oft den Grund dieser Preise kennen, wenn sie diese einmal reparieren muss. Es gibt zwei für die Bastler*in ärgerliche Arten von Produkten. Die einen sind aufgrund minderwertiger Materialien schnell defekt, Reparaturen sind nicht mehr so einfach machbar und das erzeugt Frust. Die zweite Art ist eher im hochpreisigen Segment angesiedelt. Hier suggerieren Hersteller*innen die Notwendigkeit von Innovation mit vielen technischen Verbesserungen. Für die Bastler*in sind diese Teile nicht mehr eigenständig zu reparieren und zu manipulieren, sodass ihre Handlungskapazität eingeschränkt wird. Ärgerlich ist dabei für mich, dass viele Alltagsfahrer*innen viel Geld für Innovationen investieren die meines Erachtens erst im Profibereich einen spürbaren Unterschied machen. So nehmen sie sich selbst die Möglichkeiten, ihr eigenes Rad verstehen zu lernen und bleiben abhängig von teurem Customer Support, wenn beispielsweise eine

Hydraulikbremse einen Ölwechsel benötigt. Dabei sinkt die Bereitschaft, selbst Hand anzulegen mit dem steigenden Kaufpreis. Mit einem gebrauchten Rad für 100 Euro, hat man nicht das Gefühl mit unzulänglichen Kompetenzen etwas kaputt machen zu können. Hat das Fahrrad hingegen 1000 Euro gekostet, hat die Radler*in ihrem Rad gegenüber einen gewissen Respekt und schreckt vor Eigenreparaturen zurück, weil sie die sensible, teure Technik zerstören könnte.

Ich habe gewisse Vorurteile gegenüber bestimmten Firmen oder Produkten, andere ziehe ich hingegen vor. Das hat nicht immer rationale Gründe. Manche Bauteile sind mir sympathischer, weil ich sie kenne und verstehe. Ich weiß um ihre Schwächen, rede diese aber klein.¹⁷ Es gibt auch Bauteile, von denen ich eigentlich weiß, dass sie gut sein müssten. Ich habe aber noch nicht mit ihnen gearbeitet und kenne mich nicht mit der Ersatzteillage aus. Innerhalb der Produktpalette vom Branchenführer Shimano kann ich mich recht gut orientieren, weil die einzelnen Produkte eine eindeutige Nummerierung haben und es detailliertes Informationsmaterial gibt. Dadurch kann ich bei Bedarf zu jedem Bauteil recherchieren. Bei anderen Anbieter*innen kenne ich das System weniger gut und meide sie daher.

Ich als Mentor

Seit einiger Zeit bin auch ich für ein paar Freund*innen ein Ansprechpartner, wenn sie Probleme mit ihren Rädern haben. Das kann eine kurze Frage zwischendurch sein, aber auch die Bitte, ob ich ihnen bei einer Reparatur helfen kann. Dazu besuchen sie mich mit ihrem Rad bei mir zuhause. Zusammen untersuchen wir den Fehler und demontieren die defekten Komponenten. Wir benutzen häufig mein Zimmer als Werkstatt und aus meinem Fundus an Ersatzteilen konnte bereits einiges direkt wieder instandgesetzt werden. [→ *Sammelsurium*, S. 84] Falls nötig bestellen wir weitere Ersatzteile im Internet und beenden die Reparatur einige Tage später. Diese Freund*innen vertrauen meinem Wissen und meiner Einschätzung und ich versuche sie gegebenenfalls zu überzeugen, für dieses Ersatzteil etwas mehr und für jenes etwas weniger auszugeben. Es macht mir Spaß, Freund*innen zu helfen und so habe ich einen Grund, meine Passion auszuleben, wobei sie die anfallenden Kosten übernehmen und meistens noch ein Bier mitbringen. Die Reparatur wird somit auch zum Anlass etwas Zeit miteinander zu verbringen.

Etwas aufdringlicher war ich bei einer ehemaligen Kollegin. Diese hatte ein einfaches Damenrad. Es lief nicht richtig und sie wollte am liebsten ein neues Rad

17 Beispielsweise hat eine einfache Ein-Gang-Rücktrittnabe aus DDR-Produktion eine recht schwache Bremsleistung. Da DDR-Komponenten jedoch immer auf Reparierbarkeit und Langlebigkeit ausgelegt waren, ist mir die Nabe sehr sympathisch. Nimmt man sie einmal auseinander, reinigt alle Kleinteile und fettet sie, ist sie fast wie im Originalzustand. Der natürliche Verschleiß lässt sich größtenteils durch einfaches Nachjustieren kompensieren.

kaufen. Ich überzeugte sie, mit mir in die Selbsthilfwerkstatt zu gehen und ich reparierte für sie das Hinterrad, während sie Zureichungstätigkeiten übernahm und wenig von dem verstand, was ich tat. Es interessierte sie nicht sonderlich, was genau kaputt war und auch ihr Partner, der später dazugestoßen war, fühlte sich nicht wirklich wohl in der Werkstatt. Ich glaube, sie haben die Möglichkeit der Selbsthilfwerkstatt nicht nochmal genutzt und wenig später hatte sich die Kollegin ein neues Rad gekauft. Ich musste mir eingestehen, dass ich sie nicht hatte überzeugen können, auch wenn sie zunächst profitierte hatte.

Werkstätten

Ich wohne in einer 60qm-Wohnung, in der ich ein Zimmer für mich habe. In diesem Zimmer studiere, arbeite, entspanne und esse ich. In einer Ecke unter dem Hochbett befindet sich mein Werkzeug. Die wichtigsten Werkzeuge, die ich für das Fahrrad benötigte, sind in einer kleinen tragbaren Box, denn seit der Sanierung des Hofes meines Mehrfamilienhauses kann ich viele Tätigkeiten draußen machen. Die Box kann ich mit einem Handgriff mitnehmen und weiß, was ich dabei habe. Für kleinteiligere Aufgaben wie beispielsweise die Demontage und Reinigung einer Nabe benutze ich jedoch mein Zimmer als Werkstatt. Dann breiten sich die Werkzeuge überall aus und das Zimmer gleicht eher einem Schlachtfeld. Es ist überhaupt nicht, wie in einer richtigen Werkstatt, in der alle Werkzeuge griffbereit sind und ihren festen Platz haben. Bei mir müssen sie in Schränken und Kisten aufbewahrt werden, sodass ich zum Reparieren alles herausholen und danach wieder verstauen muss. Es hat (mittlerweile) alles seinen Platz und wenn ich einer Freund*in geholfen habe, etwas an ihrem Rad zu reparieren, dann werde ich eher nervös, wenn sie mir beim Aufräumen helfen will. Es ist wichtig, dass ich weiß, wo ich alles finde.

Eine Werkstatt in einem eigenen Raum, in dem alles gelagert werden kann, wäre für mich sicher erstrebenswert, aber da ein solcher Raum in Berlin extra gemietet werden müsste, erscheint es mir nicht notwendig. Im Grunde hat sich mein Zimmer als temporäre situative Werkstatt bewährt. Ich bin recht gut organisiert und habe mir angewöhnt, während des Schraubens parallel Dokumentationen oder Fußballübertragungen im Internet laufen zu lassen. Ich beginne oft spontan etwas auszuprobieren, das ich schon länger geplant habe und arbeite häufig in den späten Abend hinein. Dann ist es sehr praktisch, ohne Aufwand Essenspausen zu machen oder die Dinge einfach bis zum nächsten Morgen rumliegen zu lassen. Als ich zeitweise mit meiner ehemaligen Partnerin zusammenwohnte, musste ich mich besser organisieren, damit die Wohnung nicht zu chaotisch aussah, wenn sie kam. Im Prinzip unterstützt sie meine Aktivitäten, jedoch erschienen ihr einzelne Lagerplätze für Werkzeug und Material unnötig präsent und sichtbar.

HANDY (KONTAKT
ZUR AUßENWELT)

MONTAGEANLEITUNG
BEI YOUTUBE
(TORPEDO - 3 GANG-NABE)

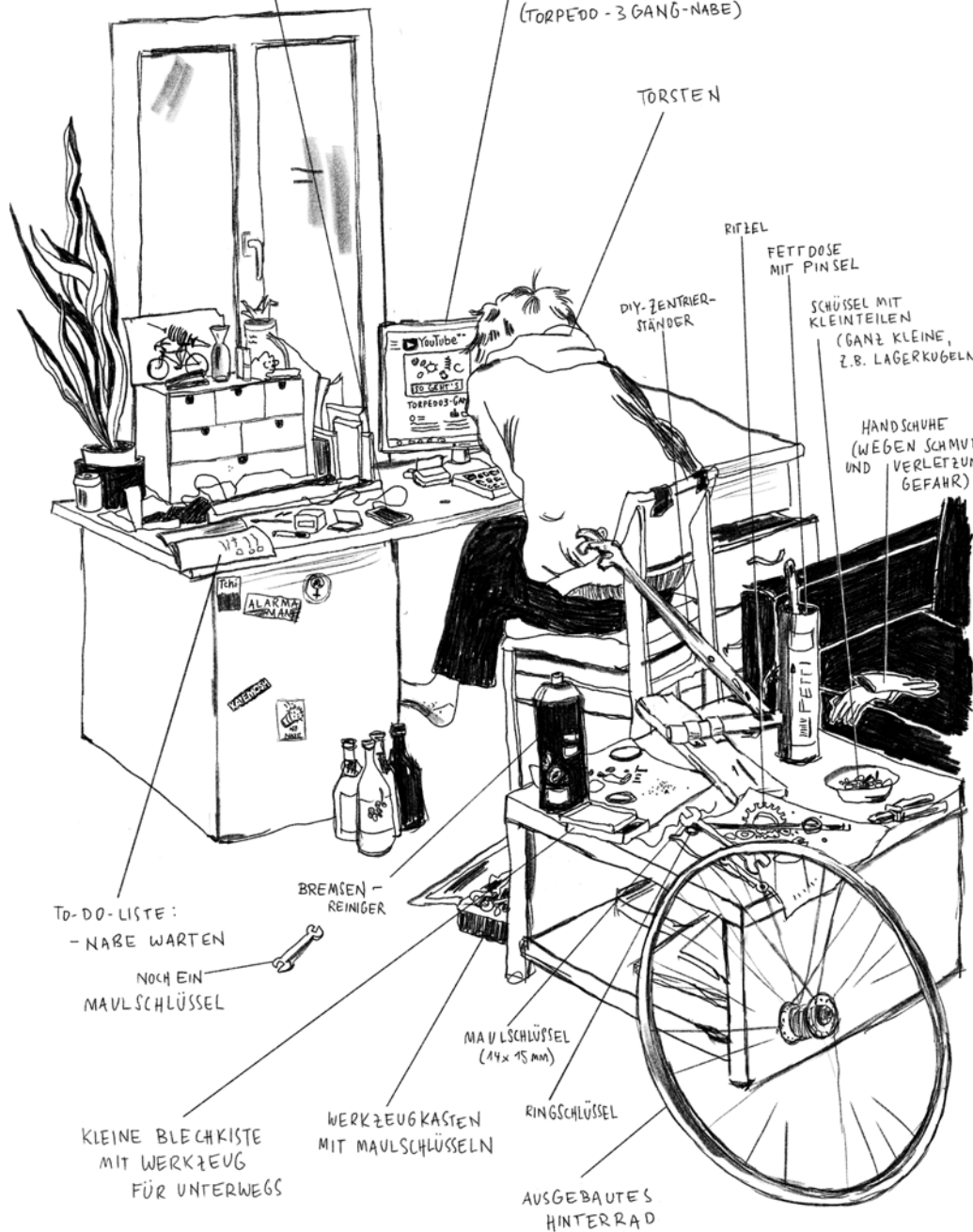
TORSTEN

RITZEL
FETTDOSE
MIT PINSEL

SCHÜSSEL MIT
KLEINTEILEN
(GANZ KLEINE,
Z.B. LAGERKUGELN)

HANDSCHUHE
(WEGEN SCHMUTZ
UND VERLETZUNGS-
GEFAHR)

DIY-ZENTRIER-
STÄNDER



TO-DO-LISTE:
- NABE WARTEN
NOCH EIN
MAULSCHLÜSSEL

BREMSEN-
REINIGER

MAULSCHLÜSSEL
(14 x 15 mm)

WERKZEUGKASTEN
MIT MAULSCHLÜSSELN

RINGSCHLÜSSEL

AUSGEBAUTES
HINTERRAD

KLEINE BLECHKISTE
MIT WERKZEUG
FÜR UNTERWEGS

XI Regime of familiarity

Laurent Thévenot beschreibt sein Konzept des *Regime of familiarity* anhand des Bewohnens der eigenen vier Wände. Im Kontrast zum öffentlichen *Regime of justification* entwickeln die Akteur*innen sehr individuelle Praktiken sich in ihrer Wohnung zu bewegen und die Objekte zu nutzen. So entstehen im Alltag Regime, die oft nur der Bewohner*in selbst verständlich sind und die nur sie zu nutzen weiß. Während man sich an die individuellen Anpassungen gewöhnt und Bewegungen verinnerlicht hat, so Thévenot, erscheinen diese externen Beobachter*innen oft bizarr.

[...] the clues which have been deposited during the tuning process are not available to any unfamiliar visitor who might enter the appropriated habitat. Such mannerisms will appear bizarre to any observer lacking the intimate knowledge that has been learned through a long process of accomodation. (Thévenot 2001: 70)

Die Praktiken, die in der Wohnung ausgeübt werden, resultieren in materiellen Arrangements und Anordnungen, die sich nur der Bewohner*in erschließen. Dies gilt ebenso für Werkstatteinrichtungen, die nicht für die gemeinsame Nutzung mit anderen Hand- und Heimwerker*innen gedacht sind.

→ XIII Sammelsurium, S. 84

→ XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88

Ich besitze mittlerweile ein paar spezielle Fahrradwerkzeuge. Zum Beispiel auch eine Spezialnuss für Tretlager, die mein Vater und ich vor ein paar Jahren noch von der Werkstatt hatten ausleihen müssen. Produkte solcher Art gibt es in der Regel nur in speziellen Geschäften. Manche Fahrradläden verkaufen Werkzeuge auf Bestellung, allerdings findet man fast alles im Internet. Einen Zentrierständer habe ich aus einem alten Rahmen gebaut. Er ist nicht sehr präzise, reicht aber für die meisten Aufgaben aus. Auch meine Kettenpeitsche habe ich mithilfe des besagten Großvaters einer Freundin selbst gebaut. [→ Vor- und Feindbilder, S. 73] Auf derartige selbstgebaute Werkzeuge bin ich stolz. Die meisten meiner Werkzeuge habe ich mir zum Anlass einer bestimmten Reparatur zugelegt. Das Werkzeugarsenal wächst demnach mit seinen Aufgaben sowie mit meinen Fähigkeiten, auch komplexere Probleme eigenständig lösen zu können. Das führt dann wieder dazu, dass ich diese Handgriffe dann auch zu Hause mit den eigenen Werkzeugen umsetzen kann.

XII Fahrrad-Werkzeuge

Carolyn M. Goldstein (1998) beschreibt in ihrem Buch *Do it yourself – Home Improvement in 20th-Century America* die Entwicklung des Marktes für Heimwerker*innenwerkzeuge in den USA. Sie zeigt auf, dass der Markt für Werkzeuge, Handbücher und Materialien einen bedeutenden Einfluss auf die Tätigkeiten der Heimwerker*innen hatte. Bezahlbare Bohrmaschinen und ähnliche Geräte ermöglichten vor allem nach dem zweiten Weltkrieg eine weite Verbreitung von gut ausgestatteten Werkstätten (Goldstein 1998: 47ff). Diese Historie bezieht sich jedoch auf das Heimwerken im wortwörtlichen Sinne des *Home Improvement*, also der Arbeit am eigenen Haus. Mit dem Aufstieg des Automobils zum dominierenden Verkehrsmittel, wuchs auch die Zahl der privaten Automechaniker*innen (Borg 2007: 128). Das Fahrrad wurde zu dieser Zeit in die Nische des Radsports und der Liebhaber*innen verdrängt (Lessing 2017: 236ff). Lessing nennt das von ihm verfasste Ratgeberbuch, das *rororo-Fahrradbuch* von 1978, als erstes deutschsprachiges Buch über das Fahrrad nach dem Zweiten Weltkrieg (Lessing 2017: 242). Handbücher, die Goldstein als wichtige Grundlage für ihre Geschichte des DIY dienen, findet man für Fahrradreparaturen erst ab den 1990er-Jahren im deutschsprachigen Raum: zum Beispiel ein Handbuch zur Rennradreparatur vom Tour de France-Sieger Greg LeMond 1991 herausgegeben (*Greg LeMond's Rennrad-Werkstatt on the road*) oder verschiedene Do-it-yourself-Handbücher zur Fahrradreparatur im Ratgeber-Verlag Falken. Ein eher unkonventionelles Handbuch liefert die Reihe *Einfälle statt Abfälle* 1990 mit dem Heft *Rad kaputt* von Christian Kuhtz von 1990 dar (Kuhtz 2014). Mit eigenen Zeichnungen hat er im Stile eines Fanzines viele improvisierte Reparaturen im Selbstverlag veröffentlicht.

Während in Baumärkten oder Fahrradläden eher einfache Werkzeuge oder Anbauteile wie Klingeln oder Sättel erstanden werden können, findet der Vertrieb von hochwertigen Komponenten oder Spezialwerkzeugen im Internet statt. Ebenso finden sich dort zahlreiche Anleitungen, Foren und Blogs rund um das Reparieren von Fahrrädern. Es existiert zwar ein eigener Markt rund um die Fahrradselbstreparatur, jedoch ist dieser eher in Nischen online zu finden als im Einzelhandel. Es ist davon auszugehen, dass es eine gewisse Einarbeitung benötigt, um sich Wissensquellen und Vertriebswege für Werkzeuge zu erschließen.

→ VIII Geschichte der Fahrradselbstreparatur, S. 70

→ XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88

Material

In meinem Lager, das sich auf viele Kartons und Beutel verteilt, muss ich einen groben Überblick behalten. Es gibt keine katalogisierte Ordnung. Einige Kisten und Beutel sind thematisch sortiert, in anderen sind alle Teile eines Fahrrades gesammelt, um sie zusammenzuhalten. Allerdings muss alles gut im Regal verschwinden können, damit das Zimmer als Wohnraum funktioniert. Vor ein paar Monaten baute ich im Flur über der Tür eine Halterung an, auf die ich alte Reifen und Felgen hängen kann. Aufgrund der hohen Decken behindern sie dort nicht und sind lediglich optisch wahrnehmbar. Diese großen Teile lassen sich schlecht in Kisten verpacken, sodass sie jetzt gut verstaut und dennoch schnell verfügbar sind.

Die meisten Teile demontrierte ich bei Reparaturen, einige habe ich, von Freund*innen erhalten, andere habe ich auf der Straße gefunden – zum Beispiel von sogenannten Fahrradleichen. In Berlin stehen häufig Räder über Monate angeschlossen, aber defekt herum. Meist fehlen bereits wichtige Komponenten, wie Sattel, Räder oder der gesamte Lenker samt Anbauteilen. Ich habe solche Räder auch schon nachts mit einem Bolzenschneider entwendet. Ich habe sie einige Monate beobachtet. Daher war ich mir sicher, dass die Besitzer*in das Rad nicht mehr zurücknehmen wird. Aus einigen Fahrradleichen versuchte ich wieder ein funktionstüchtiges Rad zu machen. Ansonsten demontrierte ich die gut erhaltenen Teile und verwendete sie an anderen Rädern oder sortierte sie in meine Kisten.

XIII Sammelsurium

Neben dem Zugriff auf Werkzeuge sind Heimwerker*innen auf verschiedene Ressourcen für Materialien angewiesen. Das können sowohl Rohstoffe als auch vormontierte Einzelteile sein. Im Fahrradbereich gibt es dazu vielfältige Angebote, sodass je nach eigenem Vorwissen entschieden werden kann, welche Teile selbst montiert werden können und welche Arbeitsschritte vormontiert sein sollten.

Im Sinne der Bricolage nach Claude Lévi-Strauss agiert die Bricoleur*in mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, die sie zusammengetragen hat oder die anderweitig übriggeblieben sind:

[...] die Welt seiner [des Bricoleurs] Mittel ist begrenzt, und die Regel seines Spiels besteht darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, d. h. Mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt

zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern oder zu bereichern oder ihn mit Überbleibseln von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen. (Lévi-Strauss 2016: 30)

Der von Douglas Harper (1992) untersuchte Automechaniker Willie greift hierfür auf einen großen Bestand von Materialien zurück, die er ohne konkrete Planungen auf seinem Hof lagert. Diesen Vorrat hat er bewusst angelegt, um seine materielle Lösungskompetenz zu erweitern.

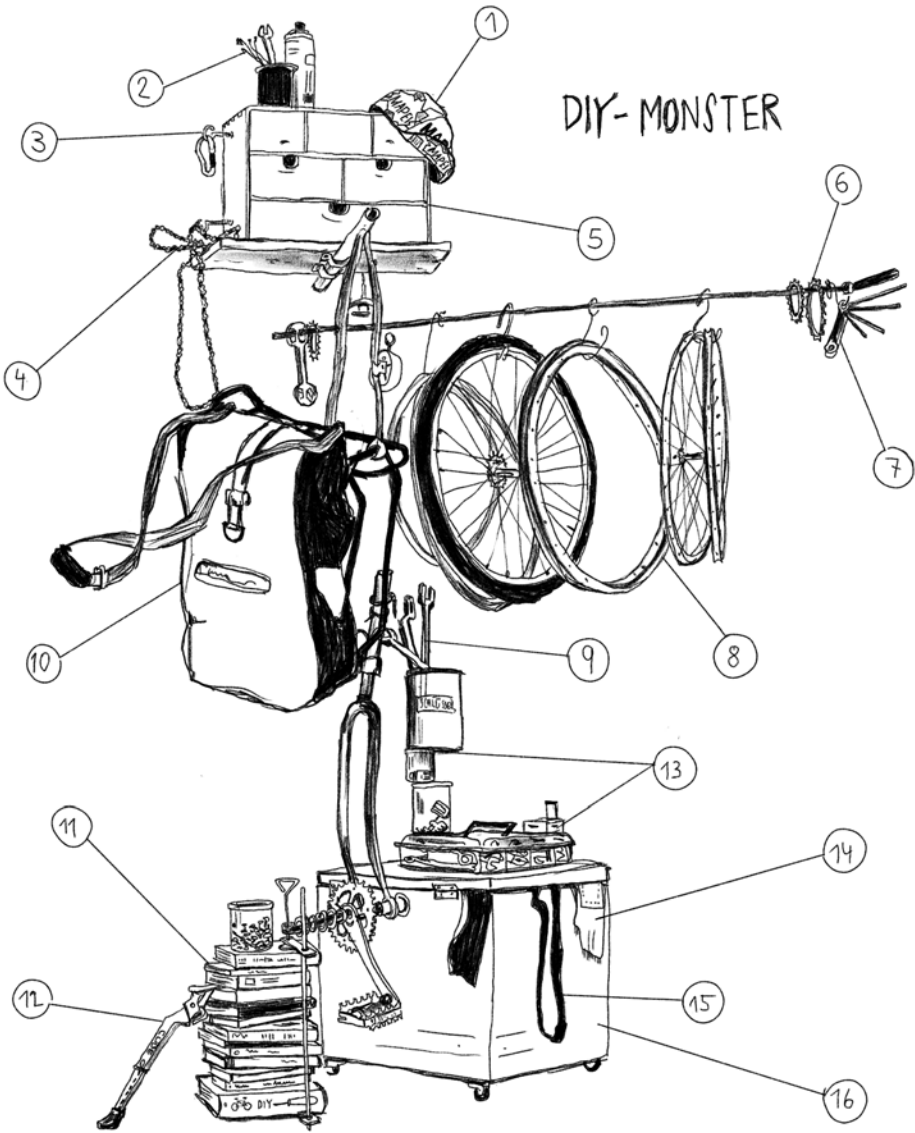
This is in the spirit of the bricoleur, for the ›primitive mind‹ worked through his own material solutions as his stock of available materials was enlarged through trade. (Harper 1992: 75)

Teilweise sind diese Gegenstände als Grundlage für Projekte gedacht, die noch nicht angefangen wurden (Harper 1992: 75f). Andere Objekte, wie zum Beispiel ganze Autowracks, dienen als Ersatzteillager und können zum gegebenen Zeitpunkt demontiert werden (Harper 1992: 154).

Auch Wolfgang Schmidbauer schreibt über das Bedürfnis, Dinge zu bewahren und aufzuheben, die sich noch als nützlich erweisen könnten. »Sammelsurien sind eine Quelle der Inspiration, des Bastelns, der sozialen Aktivität.« (Schmidbauer 2003: 141). Damit die Sammlung von verschiedensten Dingen aber verwendbar bleibt, braucht es eine gewisse Ordnung und den Überblick der Sammler*in, die weiß, was sich wo finden lässt. »Jedes Ding braucht, um es selbst zu bleiben, das Auge des Besitzers. Fehlt ihm dieses, wird es erst Gerümpel und dann Müll.« (Schmidbauer 2003: 143).

Hierbei wird deutlich, dass die Bricoleur*in keineswegs unvorbereitet in ein Projekt hineingeht. Sie bereitet sich auf Eventualitäten vor und hält gegebenenfalls Dinge zurück, die in Zukunft noch nützlich sein könnten. Damit erweitert sie bewusst die ihr zur Verfügung stehenden Mittel, auf die sie sich immer wieder beziehen kann, aus »Überbleibseln menschlicher Produkte«, wie es Lévi-Strauss (2016: 32) genannt hat. Die Hinterlassenschaften von vorangegangenen Projekten führen gelegentlich zu neuen Aufgaben, da die Bastler*in sie nun gegebenenfalls anderweitig einsetzen möchte (Shove et al. 2007: 49f). Große Ansammlungen von Dingen suggerieren potenziell Handlungsoptionen und Sicherheit für die Zukunft, jedoch können sie auch ein Anzeichen für psychische Probleme sein, wenn das Ziel der Sammlung nicht mehr benennbar ist und die Sammler*in die Kontrolle verliert (Cherrier/Ponnor 2010).

DIY-MONSTER



1. MAPEI-MÜTZE - BUNTES DESIGN AUS DEN 90ERN, KLASSIKER

2. KABELBINDER - SIND BESSER ALS IHR RUF

3. NÜTZLICHE HAKEN - KÖNNEN DINGE DRANHÄNGEN*

4. ALTE KETTEN - BEI NEUEN KETTEN SIND IMMER EIN PAAR GLEDER ZU VIEL, LANG GENUG GESAMMELT UND MAN HAT IRGENDWANN EINE GANZE!

5. SCHUBLADENSCHRÄNKCHEN FÜR ZUBEHÖR*

6. ZAHNKRÄNZE UND RITZEL - BLEIBEN IMMER MAL IRGENDWO ÜBRIG UND SIND IRGENDWANN SICHER PRAKTISCH

7. KLAPPBARES INBUISSCHLÜSSELSET - ALLES DRAN!

8. FELGEN UND LAUFRÄDER - MANCHE SIND EINFACH ZU GUT, UM SIE ZU ENTSORGEN

9. SCHLÜSSEL - TAUCHEN EINFACH IMMER IRGENDWO VON SELBST AUF...

10. ORTLIEB - FAHRRADTASCHEN - WIRKLICH WASSERDICHT, GUT ZU FLICKEN UND ERSATZTEILE GIBT'S AUCH, EINWANDFREI

11. FACHLITERATUR

12. RICHTIG GUTER FAHRRADSTÄNDER, PASST LEIDER NICHT FÜR ALLE RAHMEN, ABER VIEL ZU GUT ZUM WEGTUN

13. SCHRAUBGLÄSER, FILMDÖSCHEN, BLECHDOSEN UND ANDERE VERPACKUNGEN - PERFECT FÜR KLEINTEILE*

14. LÄPPEN - JEDE ALTE HOSE IST EIN SUPER PUTZTUCH

15. ALTE SCHLÄUCHE - KAPUTTE LASSEN SICH IDEAL ALS SPANNGÜRTE O.Ä. VERWENDEN

16. ALTE HOLZKISTE - STRABENFUND, BISSCHEN AUFGEMÖBELT, MEGA VIEL STAUPLATZ*

*) KOMPLEXES SORTIER- UND AUFBEWAHRUNGSSYSTEM (SIEHE SAMMELSURIOUM)

Nicht zu vernachlässigen ist das Interesse von Bastler*innen an Gebrauchtteilmärkten. Waren Flohmärkte mit ihrem Angebot an gebrauchten Gegenständen aller Art bisher eine wichtige Quelle für benötigte Materialien, so ist durch die Digitalisierung des Flohmarktes im Internet mit Plattformen wie eBay der Zugang zu speziellen Teilen bedeutend einfacher geworden. Auf diese Weise erweitert sich das private Sammelsurium der Bricoleur*in durch externe Sammlungen, auf die sie stets zurückgreifen kann. In diesem Sinn erweitert das Internet die Bewältigungskapazitäten der einzelnen Bastler*innen, da sie auf ein gemeinschaftliches Sammelsurium Zugriff haben.

Bei manchen Bastler*innen scheint eine gewissermaßen romantisierende Sicht auf die Beschaffung von Materialien eine Rolle zu spielen. Statt sich Teile im Internet zu suchen, ist für sie der persönliche Kontakt wichtig. Sie sind auf der Suche nach alten Lagerkisten auf Dachböden oder auf Flohmärkten. Ein solcher Ansatz könnte gegebenenfalls mit anderen Praktiken verglichen werden, in denen analoge Praktiken vermehrte Bedeutung in einer Nische erfahren, wie Analogfotografie oder Musikhören über Schallplatten (vgl. Bartmański/Woodward 2014).

→ XI Regime of familiarity, S. 82

→ XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88

Externe Werkstätten

Unter den vielen Selbsthilfswerkstätten ist die Werkstatt des ADFC so etwas wie meine persönliche, externe Werkstatt geworden. Viele Arbeiten kann ich nicht zu Hause ausführen, weil ich spezielle Werkzeuge oder Materialien dafür brauche. Bowdenzüge und -hüllen kann ich dort direkt aus dem Regal montieren. Solche Vorratspackungen samt Kleinteilen sind für den Privatgebrauch zu teuer. In den Kisten der Werkstatt liegen Unmengen an gebrauchten Ersatzteilen, die man gegen Spende verwenden kann. Für einfache Standardkomponenten ist das eine gute Quelle, die nur etwas Geduld bei der Suche erfordert.

Die Helfer*innen können zudem in Detailfragen beraten. Ich folge den Empfehlungen zwar nicht immer, aber ich nehme sie als praktische Hinweise in meine Überlegungen mit auf. Bin ich mit einer Vorgehensweise unsicher, bespreche ich mich mit den Helfer*innen, wobei auch wichtig ist, von wem der Hinweis kommt. Von Helfer*in A weiß ich, dass sie eher zu qualitativen Neuteilen tendiert, während Helfer*in B Komponenten eher reparieren würde, als sie auszutauschen.

XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid

Die Untersuchungen von Shove et al. (2007) beleuchten die Bedingungen von Heimwerker*innen aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie. Sie machen deutlich, dass Werkzeuge und Rohstoffe nicht nur die materielle Grundlage zur Realisierung von Projekten sind, sondern dass darin auch Kompetenzen eingeschrieben sind, auf die die Heimwerker*in zurückgreift. Dies machen die Autor*innen anhand eines einfach zu handhabenden Lackes deutlich. Während zum Lackieren einer Tür mit konventionellem Lack Zeit und Erfahrung erforderlich sind, bieten schnelltrocknende Lacke nichtprofessionellen Heimwerker*innen die Möglichkeit, ohne Erfahrung zu zufriedenstellenden Ergebnissen zu kommen. In diesem Sinne können Materialien als Speicher für Arbeitsschritte betrachtet werden. Die Heimwerker*in kann Tätigkeiten ausführen, obwohl ihr dafür einige Fähigkeiten fehlen, denn die schwierigen Arbeitsschritte sind bereits im Material enthalten. Erst wenn das im Menschen verkörperte Wissen mit dem formellen Wissen aus der Anleitung und dem impliziten Wissen des Pinsels und der Farbe zusammenkommen, kann der Lack aufgetragen werden.

The implication of this argument is that competence is not only an attribute of the human doing the painting. From this perspective, painting is something achieved only in the doing, only as the diverse elements involved in accomplishing the task are brought together, and only as distributed fragments of knowledge – the knowledge embodied in the human, the formal knowledge from the back of the paint tin and the embedded knowledge in the paint, the brushes and their relation to the door – are actively woven together. (Shove et al. 2007: 56)

Setzt man diese Betrachtungsweise in Bezug zu Willie, dem von Douglas Harper (1992) untersuchten Automechaniker, wird deutlich, dass Willie als begabter Schmied und Mechaniker nicht alleine ist. Zusammen mit seiner Werkstatt verkörpert er einen Mechaniker-Werkstatt-Hybrid (Latour 2015: 7ff; Shove et al. 2007: 56). In der Akteur-Netzwerk-Theorie wird auch von *assemblages* gesprochen, um die Verwobenheit der menschlichen Subjekte mit der nicht-menschlichen Dingwelt zu fassen (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 33). Nur gemeinsam mit seiner Werkstatt und seinem Materiallager ist Willie in der Lage, die Reparaturen und Projekte zu realisieren. Nicht nur, weil er die Werkstatt braucht, sondern weil viele Handgriffe und Fähigkeiten in den Werkzeugen und der Materialsammlung gespeichert sind, die nur Willie abrufen kann. Die Kom-

petenzen der Heimwerker*in sind demnach nur zu verstehen, wenn man die ihr zur Verfügung stehenden Materialien und Werkzeuge in die Betrachtung mit einbezieht. In Anlehnung an Hennion soll dieses verteilte Wissen hier als *corporated knowledge* betrachtet werden. Damit grenzt er sich gegenüber Bourdieu und den Kulturwissenschaften ab, die laut Hennion von verinnerlichtem oder verkörperlichem Wissen sprechen, das als externes Wissen in den Körper integriert wird. *Corporated knowledge* könnte man hingegen als Ergebnis eines aktiven Einverleibungsprozesses beschreiben, bei dem das Wissen Teil des Körpers wird. Das Wissen wird dabei selbst moduliert.

Taste, amateurism, passion for an object or interest in a practice are ›corporated‹ activities. This word is more appropriate than ›incorporated‹ (constantly used by Bourdieu along with ›objectified‹, symmetrically), or ›embodied‹ (frequently used by cultural studies). (Hennion 2005: 6)

Dieses *corporated knowledge* verteilt sich sowohl auf die Heimwerker*in und ihre Fähigkeiten, als auch auf ihre Materialien und Werkzeuge, die sie zur Hand hat und in denen Arbeitsschritte gespeichert sind. Wenn wir uns die Bricoleur*in in Erinnerung rufen, wird deutlich, dass die vorhandenen Dinge, mit denen sie agiert auch Arbeitsschritte gespeichert haben. Demnach lässt sich das Sammeln als Bevorraten von erledigten Handgriffen verstehen, die zu einem späteren Zeitpunkt als Bestandteile des *corporated knowledge* zur Verfügung stehen.

Des Weiteren können Produkte für Heimwerker*innen zur Vorlage werden. Herr Dr. Dübel-Lust aus Anne Honers Untersuchung betrachtet den Einrichtungsmarkt explizit als Inspirationsquelle (Honer 1993: 163). Demnach dienen nicht nur die einschlägigen Wissensquellen, wie Handbücher oder Internetportale, sondern potenziell alle möglichen Objekte als Inspiration und müssen in diesem Sinn auch als Teil der *corporated knowledge* betrachtet werden.

- IV Bricolage, S. 57
- XII Fahrrad-Werkzeuge, S. 83
- XIII Sammelsurium, S. 84
- XXI Capabilities, S. 112

Professionelle Werkstätten suche ich ungern auf und wenn, dann meist nur zum Kauf von Ersatzteilen. Im Grunde ist mir die Situation unangenehm, als einfacher Kunde wahrgenommen zu werden, obwohl ich als Hobbyschrauber Detailwissen mitbringe. Die Antworten auf meine Fragen sind mir oft zu allgemein und unpräzise, was auch an der strukturell unterschiedlichen Herangehensweise liegt. → Wissensquellen, S. 69 Es gibt aber Ausnahmen: Werkstätten bei denen ich weiß, dass ich über sie schnell und direkt an gute und günstige Teile komme.¹⁸ Inzwischen ist eine sympathische Werkstatt in meinem Bezirk zu einer Anlaufstelle geworden. Zum Beispiel für Sattelstützen, die es in 0,2-Millimeter-Abstufungen zu kaufen gibt oder für einzelne Speichen in bestimmter Länge. Es gibt dort einen fairen, nachvollziehbaren Preis und ich kann diese speziellen Größen direkt mitnehmen und ohne größere Unterbrechung weiterarbeiten.

Im Frühjahr letzten Jahres lernte ich eine professionelle Werkstatt näher kennen, deren Inhaber mich in meiner Annahme bestätigte, dass die Haltung professioneller Mechaniker*innen zu einigen Reparaturen von meiner eigenen abweicht. Ich bewarb mich in einem kleinen Fahrradladen in Neukölln als Hilfskraft. Der Besitzer bat mich, als Arbeitsprobe ein altes Fahrrad aus seinem Bestand in einen funktionsfähigen Zustand für den Verkauf zu versetzen. Er wollte testen, ob ich für die Aufarbeitung von gebrauchten Rädern angestellt werden könnte. Ich lernte bei der Reparatur viele Techniken und Handgriffe vom Besitzer und führte viele Gespräche mit ihm. Er war aufgrund von schlechten Erfahrungen oft misstrauisch gegenüber Kund*innen. Diese zweifelten häufig an seinen Einschätzungen zum Aufwand und den Kosten von Reparaturen. Der Fahrradladenbesitzer erklärte mir, dass Kund*innen grundsätzlich erwarten, nach einer Reparatur keine Probleme mehr zu haben. Schon häufiger hat er die Vordiagnosen von Kund*innen korrigieren und die teils komplexen Ursachen für Probleme erläutern müssen. Daher sieht er sich oft gezwungen auf unsachgemäße Handhabung hinzuweisen und unter Umständen Reparaturen abzulehnen, die er nicht zur Zufriedenheit der Kund*innen durchführen kann. Es war auch schon vorgekommen, dass Kund*innen ihn zur Entschädigung für Defekte zwingen wollten, die bereits vor seiner Reparatur vorgelegen hatten. Aus diesem Grund ist inzwischen eine Kamera zur Beweisführung in seiner Werkstatt installiert. Aus diesen Erfahrungen hat er für sich gelernt, Reparaturen nur so durchzuführen, dass er Kund*innen nachweisbare Arbeitsschritte in Rechnung stellen und sich auf die Vorschriften

18 Vor kurzem musste ich eine Werkstatt aufsuchen, da ich beim Montieren eines Gepäckträgers eine Schraubhülse, welche im Rahmen verpresst war, überdreht hatte. Ich brauchte das Rad aber kurzfristig und hatte nicht genug Zeit, um es selbst zu probieren. Es war mir nicht klar, wie diese Hülse im Rahmen hielt und ich habe es erst verstanden, als der Mechaniker es vor meinen Augen reparierte. Da auch seine ersten Versuche nicht funktionierten und er ziemlich mit der Hülse zu kämpfen hatte, musste ich einsehen, dass ich das Problem unterschätzt hatte.

des Handwerksverbandes berufen kann. In meinen Gesprächen mit ihm stellte ich fest, dass seine Erfahrungen mit Kund*innen seine Haltung bestimmten. Die Maßstäbe, die er entwickelt hatte, setzte er auch für nichtkommerzielle Reparaturen an. Die Bewertung von Gebrauchtteilen als verwertbar oder als Schrott beruhte ebenfalls auf seinen kommerziellen Erfahrungen. Ein altes Mountainbike mit einer festkorrodierten Sattelstütze war für ihn nicht mehr zu gebrauchen, da die Arbeitskosten zum Herauslösen der Stütze den Wert des Fahrrades überstiegen hätten. Nach einiger Überredung konnte ich ihn dazu bringen, mir das Rad zu schenken, damit ich es wieder aufbauen konnte. Den Job in der Werkstatt habe ich nicht bekommen. Zwar war ich im Grunde in der Lage die nötigen Handgriffe auszuführen, allerdings nicht im erforderlichen Tempo. Ich war viel zu langsam. Entgegen meiner ursprünglichen Hoffnung reichten meine Fertigkeiten für den kommerziellen Einsatz also nicht aus. Trotz meiner Erfahrungen in der Fahrradreparatur, konnte ich damit keine professionelle Ausbildung kompensieren.

Zeit und Geld

Zeit ist eine spezielle Ressource. Grundsätzlich genieße ich es, wenn ich mir für Reparaturaufgaben Zeit nehmen kann. Oftmals entscheide ich spontan und situativ, dass ich mir Zeit für eine Reparatur nehme. Demgegenüber steht meist eine lange Vorbereitungsphase, in der ich über die Aufgabe nachdenke. Ich gehe im Kopf durch, ob ich alle nötigen Werkzeuge zur Verfügung habe, ob ich das Funktionsprinzip des defekten Bauteils bereits verstanden habe oder ob es eine neue Aufgabe für mich ist. Ich überlege, ob ich auf aufkommende Fragen vorbereitet bin. Wenn ich ein Problem identifiziere oder eine Verbesserung anstrebe, dann plane ich erstmal, wie ich das Projekt angehen will. Das passiert selten derart, dass ich mich hinsetze und einen Plan entwickle, sondern meist überlege ich während des Fahrradfahrens oder anderen alltäglichen Tätigkeiten nebenbei. Gegebenenfalls recherchiere ich Detailfragen im Internet und vergleiche Preise. In manchen Fällen müssen Reparaturen monatelang warten, weil mir zu einem bestimmten Problem noch keine überzeugende Lösung eingefallen ist. Die tatsächlichen Aktivitäten können dann oft sehr schnell abgearbeitet werden.

Bitten Freunde mich um Rat, biete ich gerne meine Hilfe an. Oft bin ich aber nicht in der Lage spontan Lösungen vorzuschlagen und versuche mir zunächst Zeit zum Nachdenken zu verschaffen.

XV Zeitlichkeit und Geschwindigkeit von Reparatur

Für Steven J. Jackson (2016) liegt im Beschleunigungsfokus der Moderne eine Blindheit für die parallel ablaufenden Prozesse von Niedergang und Zersetzung begründet. Diese bleiben in Geschwindigkeits- und Wachstumsnarrativen oft unsichtbar. Jackson plädiert dafür, unsere Städte grundsätzlich als komplexe Systeme in einem fragilen Zustand der Funktionsfähigkeit zu betrachten. Dieser Zustand wird nur durch aufwändige Wartungs- und Reparaturarbeiten aufrechterhalten, die jedoch verleugnet werden.

Cities are in many ways no more (and no less!) than a complex assemblage of infrastructural systems, held in partial states of function and connection through large (and largely neglected) collections of maintenance and repair work. (Jackson 2016: 175)

Mit dieser Fokusverschiebung wird auch eine alternative Zeitlichkeit sichtbar. Im Gegensatz zum Ausgangsprozess der Konstruktion, ist Instandhaltung notwendigerweise umsichtig, reaktiv und improvisiert, wobei insbesondere auf mögliche Veränderungen geachtet werden muss, die das Funktionieren gefährden (Jackson 2016: 176). Dabei wird deutlich, dass Reparatur und Instandhaltung nur bedingt auf Routinen zurückgreifen können, sondern eine stete Wachsamkeit gegenüber unvorhergesehenen Störungen erfordern. Es erfordert laut Jackson eine Offenheit für den Zustand der Dinge und deren Zeitlichkeit. Verfall und Zerfall können langsam stattfinden oder plötzlich auftreten, was für Reparaturarbeiten berücksichtigt werden muss.

And like human care, maintenance and repair involve acts of perceptual and affective attention, a ›listening forth‹ organized around a fundamental openness to the state and status of others. If this implies a normative relation, it also specifies a *temporal* one: from soil, to subway signs, to mobile phones, the care of things may involve a *staying with* in time and place, a subjecting and reorienting of one's own time to other temporal flows and processes, including the temporalities of breakdown and decay (long and slow, sudden and protracted) that must be accommodated and adjusted to in the ongoing doing of repair work. (Jackson 2016: 183)

- I Articulation Work, S. 49
- XVI Squeezing time, S. 93
- XVIII Taktiken und Strategien, S. 102

Mittlerweile habe ich meine Vollzeitarbeit zurückgestellt und bin nur noch wenige Stunden in der Woche im Büro. Dafür habe ich ein Studium begonnen, für das ich keine vollen 30 Semesterwochenstunden belegt habe. Das hat mich vom alltäglichen Stress der Vollzeitstelle befreit und ich bin mit der Situation zufrieden. Auch wenn meine finanzielle Situation mich zu Einschnitten im Alltag zwingt, empfinde ich diese Lebenssituation als bewusst gewählt und bin glücklich, meine frei verfügbare Zeit unter anderem für das Reparieren von Fahrrädern einsetzen zu können.

XVI Squeezing time

Dale Southerton (2003) hat untersucht, dass sich Menschen zwar zunehmend gehetzter fühlen, dies jedoch nicht grundlegend auf ein Mehr an Arbeit zurückzuführen ist, wie vielfach angenommen wurde (Southerton 2003: 6ff). Die von ihm befragten Personen gingen zunächst davon aus, dass das Leben vor einigen Jahrzehnten ruhiger war. Bei genauerem Nachfragen ergab sich jedoch eine andere Ursache für diese Wahrnehmung: die Befragten müssen zu gewissen Zeiten des Tages besonders viele Tätigkeiten miteinander koordinieren, was zu einem gestiegenen Aufwand für die Zeitorganisation führt. Die Rezeption von Zeit hat sich laut Southerton in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Die starke gesellschaftliche Strukturierung durch eine allgemein gültige Zeitroutine wurde flexibilisiert und dereguliert. Arbeitsorte sind ebenso liberalisiert worden, wie die 9-to-5-Tagesstruktur. Das führte dazu, dass es keine institutionell vorgegebene Zeitstruktur mehr gibt und jede Einzelne* ihre Zeit zunehmend individuell koordinieren muss.

The progressive erosion of society's temporal structures is the prognosis of a set of theories which, together, identify a process of deroutinization. Garhammer (1995) and Breedveld (1998) describe ›flexibilization‹, which identifies how working times and locations are increasingly deregulated and scattered. The consequence is a shift from ›9 to 5, Monday to Friday‹ to the ›24-hour society‹, from collectively maintained temporal rhythms toward individually defined movements in time and space. Wouters' (1986) discussion of ›informalization‹, whereby group-based norms are eroded, also implies a reduction in the rigidity of institutionally timed events. [...] Taken together, flexibilization and informalization imply a weakening of socio-temporal structures that, in the absence of fixed institutional temporalities, make the potential for coordinating practices between social actors increasingly problematic (Warde, 1999). (Southerton 2003: 7f)

Southerton stellt jedoch fest, dass diese Gehetztheit sich nicht über den gesamten Tag hinzieht, sondern sich zeitlich eingrenzen lässt. So werden zu bestimmten Zeiten viele Aufgaben gleichzeitig erledigt (*hot spots*), um wiederum andere Zeiten des Tages freizuhalten, beziehungsweise zu einem bestimmten Zeitpunkt fertig zu sein, damit vor allem soziale Momente frei von Verpflichtungen gehalten werden können (*cold spots*). Dabei waren *hot spots* meist knappe und klar eingegrenzte Zeiträume, während die *cold spots* relativ viel Zeit beanspruchten.

Hot spots are practical arrangements that permit the generation of cold spots or blocks of time released from necessary tasks. Cold spots tended to consist of relatively long durations of time devoted to interaction with significant others. By contrast, hot spots were characterized by a compression of tasks into specified time frames so that ›time‹ was ›saved‹ for more ›meaningful‹ social activities. (Southerton 2003: 19)

Um *hot spots* zu organisieren, nutzen die Befragten sowohl gemeinsam abgestimmte zeitlich soziale Routinen wie gemeinsame Essenszeiten, persönliche Listen, langfristige Terminplanung sowie technische Hilfsmittel zur Koordination, wie Telefone, aber auch Stauwarnsysteme. Zudem helfen ihnen Gefrierschränke, Mikrowellen, Geschirrspülmaschinen sowie Zeitschaltuhren für Öfen und Waschmaschinen organisatorische Aufgaben möglichst effizient und zu einem bestimmten Zeitpunkt auszuführen (Southerton 2003: 18). Darüber hinaus bemerkte Southerton einen gewissen Druck, Kompromisse zu machen. Abkürzungen oder die Möglichkeit etwas weniger gut zu machen, kann zweckmäßiger erscheinen, als der Anspruch etwas sorgfältig tun zu wollen (Southerton 2003: 21).

Der Fokus Southertons auf die Nutzung der entstandenen *cold spots* für soziale Interaktionen mit Familie oder Freund*innen erscheint angesichts der vielfältigen Aktivitäten, die Menschen in ihrer Freizeit unternehmen, zu schmal. Anne Honer stellt fest, dass die von ihr untersuchten Heimwerker*innen ähnliche Methoden des Zeitmanagements verwenden, um mehr Raum für ihr Hobby zu haben. »Die für das Heimwerken verfügbare Kann-Zeit wird zum erstrebten, zum subjektiv begehrten Gut.« (Honer 1993: 190). Zudem beobachtet sie, wie sich in der Betätigung ein gänzlich umgekehrtes Zeitempfinden einstellt: »Wenn er seine Werkstatt betritt, verläßt der Selbermacher die soziale Standardzeit und ›versenkt‹ sich in eine sinnprovinzelle Zeitenklave.« (Honer 1993: 189f). Letztlich lässt sich weder für professionelle noch für freizeitliche Schrauber*innen immer im Vorfeld abschätzen, wie lange eine Reparatur in Anspruch nehmen wird (Gräff 2025).

Die Frage nach der Zeit, die nicht für den Lohnerwerb eingesetzt werden muss und über die somit frei verfügt werden kann, ist auch Teil von Nachhaltigkeitsdebatten, vor allem des Postwachstumsdiskurses. Nico Paech betont die Notwendigkeit einer Reduktion der Erwerbsarbeit und fordert eine nicht-kommerzielle Subsistenzwirtschaft:

Durch eine Verkürzung der Erwerbsarbeit ließen sich Selbst- und Fremdversorgung so kombinieren, dass die Abhängigkeit von einem monetären Einkommen sinkt. (Paech 2015: 120)

Dem geht das bewusste Beschränken des Begehrens nach Konsumgütern voraus, sodass weniger ökonomisches Kapital benötigt wird. In Kombination mit einer Intensivierung des Gebrauchs der Konsumgüter, die länger genutzt und repariert werden, wofür nun ausreichend Zeit zur Verfügung stünde, sieht Paech einen Ausweg aus der Gehetztheit hin zu einem genussvollen Umgang mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen (Paech 2015: 126ff).

→ XV Zeitlichkeit und Geschwindigkeit von Reparatur, S. 92

Geld

Ebenso wie Zeit ist auch das finanzielle Budget ein relativer Faktor. Vielfach ist es für passionierte Hobbyschrauber*innen gar nicht direkt entscheidend, ob ausreichend Geld vorhanden ist, sondern ob sie bereit sind, es dafür einzusetzen. Während ich andere Investitionen gegebenenfalls hinausschiebe, bin ich meist bereit für Fahrradkomponenten Geld auszugeben. Einige Ausgaben rede ich mir schön und lege die Argumente dafür vor mir selbst zurecht. Wahrscheinlich gebe ich mehr Geld für Fahrradteile als für Kleidung aus.

Ich setze mir für jedes Projekt ein ungefähres Budget als Ziel. Manchmal ist es auch die direkte Herausforderung etwas mit geringem finanziellem Einsatz fertigzustellen. Dabei bin ich eher dazu bereit Zeit zu investieren, um möglichst wenig Geld ausgeben zu müssen. Auch in Zeiten, in denen ich Vollzeit gearbeitet habe, wollte ich möglichst wenig für Fahrradreparaturen bezahlen. Wenn ich weniger Geld zur Verfügung hatte, reichte es immer noch, um mit der gleichen Herangehensweise wie bisher zu reparieren und weitere Projekte umzusetzen. Es ist ein Privileg, Zeit oder Geld in ein Hobby investieren zu können.

Der Körper lernt

Wenn ich an einem Fahrrad schraube, kann ich anhand des notwendigen Kraftaufwandes einschätzen, ob die Verschraubung gutgängig oder besonders schwer zu drehen ist. Ist ein Widerstand ungewöhnlich weich, ist das ein Anzeichen für ein überdrehtes Gewinde. Dann gilt es vorsichtig zu sein. Während der abgebrochene Knochen auf meiner ersten Fahrradtour mit Freunden → Fahrrad fahren und reparieren, S. 51 für uns noch unglaublich war, weiß ich inzwischen bei den meisten meiner Werkzeuge ungefähr, wann das Material nachgeben könnte. Das liegt zum einen daran, dass mir tatsächlich schon viele Werkzeuge kaputt gegangen sind und ich den Moment des Brechens körperlich abgespeichert habe. Zum anderen sind mir die physikalischen Zusammenhänge zwischen dem Material der Schraube und des Schlüssels grob bekannt. Während ich den Hebel ansetze, beobachte ich, ob es sich so anfühlt, wie ich es erwartet habe.¹⁹ Dazu hilft es mir, zu wissen, ob die betreffende Schraube schon sehr lange in ihrer Position sitzt, ob sie offen der Witterung ausgesetzt war oder wie ihr Gegenstück aussieht. Ohne dieses Vorwissen ist es schwierig, den Kraftaufwand richtig einzuschätzen. Um dieses Wissen beim gemeinsamen Schrauben an eine andere Person weiterzugeben, reichen die verbalen Ausdrucksmöglichkeiten oft nicht aus.

Es ist zu beobachten, dass die Sicherheit wahrnehmbar steigt, wenn eine Handlung bereits mehrfach ausgeführt wurde. Für professionelle Ausbildungen ist diese Routinisierung ein wichtiger Bestandteil, doch auch bei Hobby-Schrauber*innen bilden sich beachtliche Routinen für die meisten Handgriffe heraus. Diese Routinen sind jedoch nicht geradlinig aufgebaut, sondern werden von einer Tätigkeit auf eine andere übertragen. Dabei kommt es immer wieder zu irritierenden Momenten. Die Erfahrung führt im Laufe der Zeit dazu, dass man beim Schrauben nicht mehr unbedingt auf eine allgemeine allumfassende Aufmerksamkeit angewiesen ist, sondern die Konzentration fokussiert auf kritische Handgriffe ausrichten kann.

19 Ein Hilfsmittel hierfür ist der Drehmomentschlüssel, bei dem genau einstellbar ist, wieviel Kraftaufwand eingesetzt werden soll. In vielen technischen Reparaturanleitungen ist zudem das Drehmoment in Newtonmeter Nm angegeben. Mit etwas Übung können sich diese Informationen ebenso abspeichern, sodass auch ohne den Drehmomentschlüssel annähernd das korrekte Drehmoment eingesetzt werden kann. Ich habe einen solchen Schlüssel bisher nur selten und eher als Orientierung genutzt, um mein Gefühl für den richtigen Krafteinsatz zu prüfen.

XVII Körpertechniken und Probleme der Verbalisierung

Beim Schrauben und Reparieren wiederholen sich viele Handgriffe. Dabei werden Bewegungen und Krafteinsatz nach und nach routinisiert, sodass diese haptischen Informationen abgespeichert und wieder abgerufen werden können. Solche erlernten Routinen können in instinkthafte Handeln übergehen, das nicht mehr bewusst angewandt wird, sondern automatisiert abläuft. Silke Steets nutzt in Anlehnung an den französischen Soziologen Marcel Mauss den Begriff *Körpertechniken*. Abhängig von Kultur und Umfeld dringen diese als »habitualisierte Ersatzinstinkte« tief in das »Leibgedächtnis« ein und können »naive Instinkte« überlagern (Steets 2015: 91). Körpertechniken spielen im Alltag eine enorme Rolle. Zum Beispiel öffnen wir Türen mit routinisiertem Einsatz des Kraftaufwandes oder setzen Bewegungsabläufe routinemäßig beim Kochen ein. Beim Sport lassen sich diese Phänomene besonders gut beobachten. Im Training wird bewusst wiederholt, um Bewegungen ins Unterbewusstsein dringen zu lassen. In David Foster Wallaces Buch *Infinite Jest* erklärt ein älterer Schüler des Tennisinternats seinen jüngeren Mitschülern den Sinn der Wiederholungen:

Jungs, worum's geht, will ich euch sagen, es geht um Wiederholung. Zuerst, zuletzt, immer. Es geht darum, immer wieder dasselbe Motivationsgesabbel zu hören, bis es durch das bloße Gewicht der unermüdlichen Wiederholung in eure Gedärme hinabsinkt. Es geht darum, dieselben Drehungen, Ausfallschritte und Schläge immer wieder und wieder zu wiederholen, in eurem Alter ist Wiederholen Selbstzweck, [...] Bis man spielen kann wie im Schlaf. Mit ungefähr vierzehn, plus minus x, schätzt man hier. Es einfach tut. Keine Frage, ob das einen Sinn hat, natürlich hat es keinen Sinn. Der Sinn der Wiederholung ist ihre Sinnlosigkeit. Wartet ab, bis die Bewegungen in die Hardware eingesunken sind, und schaut euch dann an, wie das den Kopf frei macht. Jede Menge Schädelstauraum, den ihr nicht mehr für die Mechanik braucht, sobald die mal eingesunken ist. (Wallace 2011: 169f)

Im Zuge der Verinnerlichung dieser Bewegungsabläufe wird es zunehmend schwerer, zu beschreiben, was tatsächlich gerade passiert und worauf bei einer Bewegung geachtet wurde. Der von Douglas Harper untersuchte Auto-mechaniker Willie weiß zur Beschreibung seiner Handgriffe nur noch zu sagen, »I do it by feel« (Harper 1992: 124; ebenso Ehn 2011: 55). Auf das Problem der Artikulierbarkeit von Körpertechniken in Wort und Schrift geht der Soziologe Stefan Hirschauer genauer ein. Besteht schon grundsätzlich eine Widerstän-

digkeit in der Übersetzung von Sozialem in geschriebenen Text, vergrößert sich diese noch, wenn man den Bereich der Soziologie des Körpers betritt (Hirschauer 2001: 445f).

Auch Hennion nutzt zur Beschreibung der verinnerlichten Körpertechniken das Beispiel einer Tennisspieler*in, wobei er insbesondere die Naturalisierung konstruierter Bewegungsabläufe betont. Je künstlicher und antrainierter die Bewegungsabläufe sind, so Hennion, desto natürlicher erscheinen sie der Tennisspieler*in, die sich in der Ausübung dadurch entspannen und auf das Spiel oder den Ball konzentrieren kann.

[...] the body exercises and gets used to the exercise, and on the way the word exercise slides from training to the faculty that one exercises. The more ›constructed‹ the gesture of the tennis player, the more ›natural‹ it becomes to her/him, so that the ball flies through the air much faster if she/he is relaxed. (Hennion 2005: 7)

Für Hennion ist es aber nicht ein Körper, der lediglich lernt, diese Bewegungen auszuführen. Vielmehr wird der Körper durch die Routinen und Sensibilisierungen zu dem Körper, der er ist. Die Amateur*in konstituiert ihren Körper in der Interaktion mit Objekten, Regeln und Handgriffen und macht ihn so zu einem Teil einer Praxis, die sie leiblich erspüren kann. Doch der Körper kann die Praxis nur gemeinsam mit dem Schläger, dem Netz und dem Ball naturalisieren, so Hennion. Sie sind integraler Bestandteil der körperlichen Praxis.

But this can be so only with the racket, the net, the court, the rules of the game, the opponent, and years of practice. No language, no nose, no taste for wine until the wine has become the object of a set of practices that place it at their centre. No ear, no musical emotion, without a music to listen to. It took over three hundred years of practices and inventions to create our way of loving music. (Hennion 2005: 7)

Demnach formieren sich sowohl Schraube als auch Schrauber*in im Prozess des Bastelns neu und bilden ein hybrides Netzwerk, dass nur noch schwer zu verbalisieren ist.

- X Sprache, S. 76
- XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88
- XXI Capabilities, S. 112

Sinnliches Fahrradfahren und Geräusche

Sehr beeindruckend finde ich, in welchem Umfang sich der Körper an das Fahrgefühl auf einem Fahrrad einstellen kann. Ich fuhr einige Zeit mit einem schiefen Pedal. Das ergibt ein leicht eierndes Gefühl im Fuß, das jedoch nicht wirklich störend beim Fahren und auch nicht sicherheitsgefährdend ist. Nach einiger Zeit ist es fast nicht mehr zu spüren. Umso überraschter war ich, als ich wieder auf einem anderen Rad mit geraden Pedalen saß. Plötzlich sagte mir ein eierndes Gefühl im Fuß, dass dieses Pedal schief sei. Mein Fuß hatte über Tage hinweg das Fahrgefühl der schiefen Pedale als normal eingespeichert und signalisierte mir nun, dass die gerade Pedale nicht dem gewohnten Fahrgefühl entsprach. Kritisch wird es hingegen, wenn die Bremse kaputt ist. Das Fahrgefühl ist unbekümmert, routiniert und ohne Anspannung. Aber in Gefahrensituationen ist der Körper nicht vorbereitet und aufmerksam genug, weil der längere Bremsweg nicht verinnerlicht ist. Deswegen sind auch für jedes Fahrrad zwei Bremsen vorgeschrieben.

Jedes Fahrrad macht Geräusche. Die Bremsen schleifen oder quietschen, Freiläufe klicken lauter oder leiser und auf Kopfsteinpflaster gibt es ein Konzert von Klappergeräuschen. Tritt an einem Rad ein Geräusch auf, das nicht zum Klangspektrum des perfekt laufenden Fahrrades gehört, gibt es einige Hinweise darauf, was defekt sein könnte. Bei einem rhythmischen Geräusch ist entscheidend, ob es im Takt der Tretbewegung oder im Takt der rotierenden Reifen erfolgt. Tritt es nur in bestimmten Gängen auf oder nur wenn besonders kräftig pedaliert wird? Das Gehör ist jedoch auch leicht zu täuschen. Im Stadtverkehr passiert es mir häufig, dass ich mein Fahrrad schleifen, quietschen oder knarzen höre, bis ich feststelle, dass diese Geräusche vom Rad vor mir kommen.

Wunden, Fett, Öl und Benzin

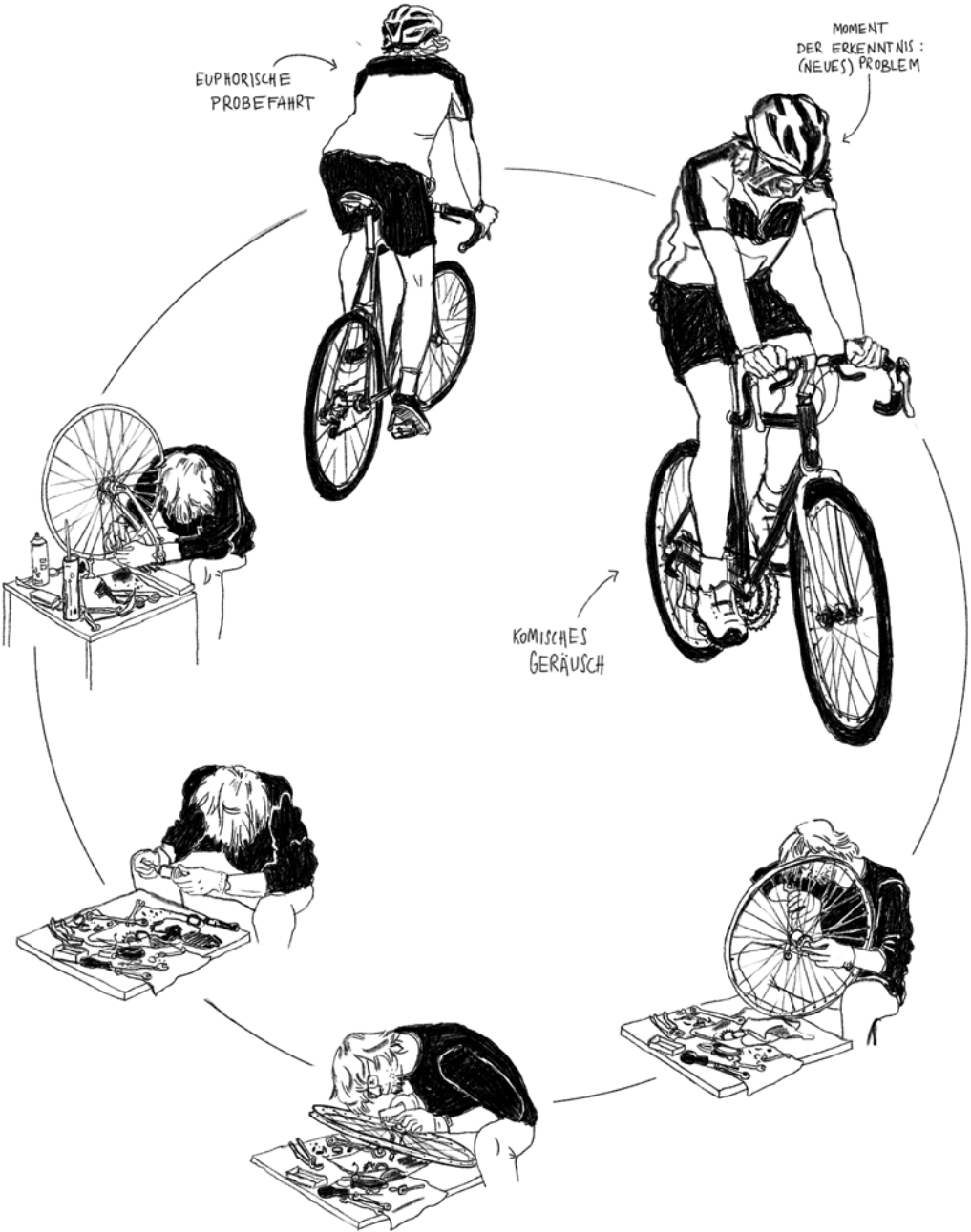
Das Reparieren ist auch mit Gerüchen oder dem Tastsinn sowie Schmerzen verknüpft. Es wird kontrovers diskutiert, ob beim Reparieren Handschuhe benutzt werden sollten. Zwar schützen diese die Hände vor öligen und fettigen Substanzen, die scharfe metallische Mikropartikel enthalten, auf der anderen Seite irritieren sie das sprichwörtliche Fingerspitzengefühl. Repariert man eher selten, ist Altöl an den Händen meist kein großes Problem. Bei häufigerem Kontakt merkt man allerdings, wie die Haut darauf reagiert. Zudem passiert es auch geübten Schrauber*innen immer wieder, dass die Hand ausrutscht und eine scharfe Kante trifft. Da auch Pflaster und Verbände das Erfühlen der Muttern und Schrauben behindern, werden Wunden oftmals gar nicht verarztet und die Hände kommen weiterhin mit Altöl in Kontakt. Das Erspüren ist vor allem für unerfahrene Schrauber*innen wichtig, auch wenn diese eher Respekt vor Altöl und Wunden haben. Dieser Konflikt ist gerade zu Anfang nicht eindeutig zu lösen. Sind die

REPARATURKREISLAUF

EUPHORISCHE
PROBEFAHRT

MOMENT
DER ERKENNTNIS :
(NEUES) PROBLEM

KOMISCHES
GERÄUSCH



Handgriffe routinierter, lassen sie sich auch durch einen griffigen Handschuh erspüren und so kann sich die erfahrene Schrauber*in besser schützen. Auf dem Weg dahin lassen sich nicht alle Verletzungen vermeiden.

Für meine Reparaturaktivitäten in der eigenen Wohnung legte ich mir vor einiger Zeit eine Dose Waschpaste zu. Diese Seifen finden sich meist in Werkstätten und sie bekommen auch die schmutzigsten Hände wieder sauber. Es macht mir, seit ich im Besitz dieser Seife bin, immer auch etwas Freude, nach einer Reparatur die öligen Hände wieder gesellschaftsfähig werden zu lassen. Jedoch hat die Umwandlung meiner Wohnung in eine temporäre Werkstatt auch ihre Grenzen. Das wurde deutlich, als ich einen Kanister Benzin besorgte, um Teile besser reinigen zu können, die stark mit verkrustetem Öl verdreckt waren. Man kann die Teile einfach in ein Benzinbad werfen und der Dreck löst sich fast von allein. Die Dämpfe, die dem Benzin entstiegen waren hingegen ziemlich unangenehm und verursachten leichte Kopfschmerzen. Für eine kurze Reparatur lässt sich das vielleicht noch in Kauf nehmen, doch leider ließ sich der Kanister nicht geruchsdicht verschließen. Ich habe den Kanister dann nicht wieder aufgefüllt.

Erfolg und Fehlschlag

Meine Vorstellungen von Erfolg und Fehlschlag können gut an zwei Projekten nachvollzogen werden, an denen ich im letzten Jahr gearbeitet habe. Zunächst wollte ich für meine Schwester ein Hollandrad aufbauen, dann für die Verlobte eines engen Freundes ein Rad als Hochzeitsgeschenk.

Auch wenn chronologisch erst später entstanden ist, möchte ich zunächst das Rad für die Hochzeit rekapitulieren. Der besagte Freund selbst hatte mich auf die Idee gebracht, doch ich wollte auch ihn mit dem Geschenk überraschen. Also musste zunächst sein Plan, ein Rad für seine Verlobte aufzubauen, vereitelt werden. Dennoch war es nötig sich mit ihm über die Art des Rades und eine geeignete Rahmenform auszutauschen. Den Rahmen erhielt ich umsonst von dem Fahrradladen, bei dem ich kurz zuvor gearbeitet hatte. Dort diente er lediglich als Platzhalter am Fahrradständer vor der Ladentür und war aufgrund der Größe und Form sehr gut geeignet. Da die Sattelstütze nicht einfach zu demontieren war, bewertete der Mechaniker den Rahmen als Schrott und mit etwas Überzeugung bekam ich das Rad überlassen. [→ Externe Werkstätten, S. 87] Zwar waren viele Teile defekt, im Großen und Ganzen ließen sich die meisten Komponenten jedoch wiederverwenden, nachdem ich alles demontiert, gründlich gereinigt und den Rahmen mit etwas Klarlack wieder zum Glänzen gebracht hatte. Viele Kleinteile steuerte auch der Trauzeuge hinzu, der ebenfalls eng mit mir befreundet ist und zusammen mit dem Verlobten und mir einige gemeinsame Fahrradtouren unternommen hat. Andere Teile stammten sogar direkt vom Verlobten selbst. Einige

Jahre zuvor hatte er beispielsweise mit seinem kleinen Bruder einen Nabendynamo von einem verlassenen Fahrrad demontiert. Diesen Dynamo konnte ich nun für das Rad seiner Verlobten nutzen.

Zusammen mit den vielen Momenten, in denen der Verlobte sehr nah an dem Projekt war und mit Tricks abgelenkt werden musste, ist das fertige Fahrrad mehr als ein schönes Geschenk zur Hochzeit geworden. Das Rad ist materieller Träger vieler Geschichten, die Schenkende und Beschenkte verbinden. Dass es gelungen ist, viele Erinnerungsmomente in das Fahrrad einzubauen, fühlt sich für mich wie eine Bestätigung des Selbermachens an, das wirklich einzigartige, eigenständige Gegenstände hervorbringen kann.

XVIII Taktiken und Strategien

Michel de Certeau unterscheidet in seinem Buch *Die Kunst des Handelns* die Praktiken des Alltags in Taktiken und Strategien. In vielen Handlungen müssen sich Praktiker*innen in größere Strukturen einfügen, auf die sie keinen Einfluss haben und denen sie nicht entfliehen können. Dieses Anpassen nennt de Certeau Taktik. Strategien hingegen werden von Subjekten angewendet, die sich auf etwas »Eigenes« berufen können. Die materielle Präsenz des Besitzes überdauert die Zeit und so können Strategien langfristig aufgebaut werden. Besitzende gestalten die Strukturen selbst. Wenn man nicht auf etwas Eigenes zurückgreifen kann, ist man auf Taktiken angewiesen, um innerhalb der Strukturen zu überleben, die man nicht beeinflussen kann.

Das »Eigene« ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig; sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil »im Fluge zu erfassen«. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muß andauernd mit den Ereignissen spielen, um »günstige Gelegenheiten« daraus zu machen. Der Schwache muss unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind. (de Certeau 1988: 23)

Diese Form der Taktiken bezieht er auch und gerade auf das Konsumieren, das er nicht als passiv sondern ebenfalls als aktive Produktion beschreibt:

Das Gegenstück zur rationalisierten, expansiven, aber auch zentralisierten, lautstarken und spektakulären Produktion ist eine *andere* Produktion, die als »Konsum« bezeichnet wird: diese ist listenreich und verstreut, aber sie breitet sich überall aus, lautlos und fast unsichtbar, denn sie äußert sich nicht durch eigene Produkte, sondern in der *Umgangsweise* mit den Produkten, die

von einer herrschenden ökonomischen Ordnung aufgezwungen werden. (de Certeau 1988: 13)

Demnach unternimmt de Certeau nicht die Unterscheidung zwischen produktivem und konsumtivem Anteil, wie dies in der Konsumforschung seit der Einführung des Begriffs des *Prosumenten* getan wird (Toffler 1983; Ritzer/Jurgenson 2010). De Certeau beschreibt den Konsum als Produktion von Listen, Finten sprich Taktiken des Gebrauchs. Diese Produktion erzeugt keinen eigenen Mehrwert, sondern ermöglicht lediglich einen individuellen Umgang mit der angebotenen Produktwelt, ohne sich ihrer wirklich habhaft machen zu können. Hier liegt die Grenze nicht mehr zwischen aktiver Produktion und passivem Konsum, sondern zwischen Eigentum und Aneignung.

Einen Einblick in solche Taktiken finden wir beispielsweise beim Nationalökonom und Philosophen Alfred Sohn-Rethel, der 1926 den Umgang der Neapolitaner*innen mit moderner Technik beschreibt. Statt die Errungenschaften der technischen Produkte passiv anzunehmen und für sich zu nutzen, sind die Bewohner*innen Neapels stets darum bemüht, so Sohn-Rethel, sich bei Defekten durch Improvisationen und Spitzfindigkeiten aktiv für das Funktionieren der Maschinen einzusetzen, statt den verborgenen Funktionsweisen von außen zuzusehen.

Die Technik beginnt vielmehr eigentlich erst da, wo der Mensch sein Veto gegen den feindlichen und verschlossenen Automatismus der Maschinenwesen einlegt und selber in ihre Welt einspringt. Dabei erweist er sich allerdings dem Gesetz der Technik um Spannen überlegen. Denn er eignet sich die Führung der Maschinen nicht sosehr dadurch an, daß er ihre vorschriftsmäßige Handhabung erlernt, als indem er den eigenen Leib darin entdeckt. Zerstört er dazu zwar zunächst die menschenfeindliche falsche Magie intakten maschinellen Funktionierens, so installiert er sich jedoch alsdann im entlarvten Ungeheuer und seiner einfältigen Seele und freut sich des wahrhaft einverleibten Besitzes zur unumschränkten Herrschaft utopischer Daseins-Allmacht. (Sohn-Rethel 1926)

Das Eigentum an den Dingen ist demnach eine Ebene, die nicht mehr eindeutig zu bestimmen ist. Nach de Certeau ist die Eigentümer*in diejenige, die die rationalen und ökonomischen Strategien in die Produkte einschreiben kann. Auch durch den Kauf von Produkten bleibt die Käufer*in von der Eigentümer*in dadurch abhängig, dass sie weiterhin durch Wartungszyklen für das Funktionieren benötigt wird. So betont das iFixit-Manifest:

Wenn du es nicht reparieren kannst, dann gehört es dir nicht. (Netzwerk Reparatur-Initiativen 2015: 2)

Die Heimwerker*innen schaffen es bei einzelnen Gelegenheiten diese Abhängigkeiten zu durchbrechen und sich durch »Überbleibsel [...] menschlicher Produkte« (Lévi-Strauss 2016: 32) einen Teil der technischen Welt anzueignen. Dabei werden sie keineswegs zu Eigentümer*innen, das heißt, sie können auch weiterhin selten eigene Strategien formulieren und zu Urheber*innen von Produkten werden. Jedoch kann es ihnen gelingen, sich punktuell und temporär aus den (ökonomischen) Abhängigkeitsverhältnissen zu lösen. Wenn sich die Bricoleur*in im Sinne Lévi-Strauss' auf die ihr verfügbaren Mittel beschränkt, verweigert sie ihre Teilnahme an der Konsumwelt und minimiert ihre Abhängigkeit von anderen. Die Denkfigur von de Certeau ist eng verwandt mit der von Claude Lévi-Strauss, sodass die Bricolage als Kunst des Handelns verstanden werden kann.

→ IV Bricolage, S. 57

→ XIII Sammelsurium, S. 84

Vor dem Rad für die Hochzeit hatte ich mit meiner Schwester zugesagt, ihr ein neues Rad aufzubauen. Konkreten Bedarf hatte sie nicht, aber eine Vorliebe für Hollandräder. Aus Überzeugung, dass man ein solches Rad selbst zusammensetzen kann und es keine 800 Euro kosten muss, begann ich nach einem geeigneten Rahmen zu suchen. Eine Freundin hatte mir ein Rad überlassen, dass ich recht schön fand. Leider war der Rahmen verzogen, sodass er sich nicht für einen derartigen Aufwand eignete. Zudem stellte sich heraus, dass der Charme von Patina meiner Schwester nicht besonders zusagte. Ich hingegen finde Lackschäden als Zeichen eines bewegten Fahrradlebens recht schön. Letztlich kaufte ich ein etwas vernachlässigtes Gazelle-Rad auf eBay für 50 Euro. Sowohl das Rad für meine Schwester als auch das Rad für das Hochzeitsgeschenk sind gute Fahrräder geworden. Jedoch unterschieden sich die Ansprüche der zukünftigen Fahrerinnen. Während die Verlobte meines Freundes überhaupt erstmal ein Fahrrad brauchte, hatte meine Schwester konkretere Vorstellungen bezüglich der technischen Ausstattung und der Ästhetik. Auch wenn ich versuchte, die einzelnen Komponenten gemäß meiner Strategie möglichst günstig zusammenzusuchen, wurde das fertige Rad am Ende eher teuer. Zu allem Überfluss kollidierte der kultige Gepäckträger auch noch mit der Aufhängung für den Kinderanhänger. Da ich nicht in der Nähe meiner Schwester wohne, musste sie dafür ein Fachgeschäft aufsuchen,

was nochmals Kosten verursachte. Zwar fährt das Rad jetzt, aber mein Versprechen ein schönes Rad für ihre Bedürfnisse und für wenig Geld zusammenbauen zu können, konnte ich nicht einlösen. Auch die Geschichten der Einzelteile waren in diesem Kontext weniger wichtig.

Diese zwei Projekte zeigen, wie viele Faktoren in die Bewertung des Erfolgs einfließen. Während das eine Projekt meinen Ansatz völlig bestätigt zu haben schien, erwies sich die gleiche Herangehensweise für das andere Rad als ungeeignet, da die Kreativität der Improvisationen weniger wertgeschätzt wurde. Letzten Endes habe ich aber genau diese Erkenntnis, neben den neuen praktischen neuen Erfahrungen, als Lernmoment wahrgenommen und reflektiert. Erfolgt eine Reparatur nicht institutionalisiert, sondern im privaten Rahmen, kann es durchaus problematisch sein, dass keine Garantieleistung erbracht werden kann. In Berlin könnte ich als Ansprechpartner bei einem Defekt direkt helfen. Meine Schwester musste aufgrund der großen Entfernung aber in eine professionelle Werkstatt gehen, wo ohnehin kritisch auf Eigenkonstruktionen geblickt wird.

XIX Intrinsische Motivation

Die Motivationen für ein Engagement im Feld der Fahrradselbstreparatur sind äußerst heterogen. Die Aussicht, Kosten einzusparen und Ersatz für Konsumprodukte zu erstellen, sieht Anne Honer eher als eine »Start-Motivation«, die zu einer ersten Auseinandersetzung führen kann (Honer 1993: 204f). In der Folge treten aber andere Beweggründe in den Vordergrund:

Mehr und mehr keimen im und aus dem gelingenden Werken dann Spaß, Freude, Erholung. Und das erst einmal vollbrachte (und hinlänglich gelungene) Heim-Werk motiviert wiederum nicht nur zu neuen und auch komplizierteren Vorhaben, sondern auch zur Anschaffung von mehr und differenzierteren Werkzeugen, Materialien und vor allem von Maschinen, die nicht nur Funktionsanforderungen befriedigen, sondern eben eine Art *Sogwirkung* provozieren: Man entwickelt, wie gesagt, immer mehr Fähigkeiten, die sowohl weitere Werkzeuge als auch mehr Zeitaufwand »fordern«. Man kauft die Werkzeuge und weitet durch die bessere Ausstattung seine praktische Kompetenz wie auch das zu veranschlagende Zeitbudget potentiell aus. Man erlangt in der Verwendung neuer Maschinen neue Fertigkeiten, die wiederum nach einer Ausweitung der technischen Ressourcen und der investierten Zeit verlangen, usw. (Honer 1993: 205)

Betrachtet man hierzu das heterogene Verständnis von Erfolg, für jede Akteur*in etwas anderes bedeuten kann, wird klar, dass auch die spezifische Motivation der einzelnen Akteur*innen variiert. Honer sieht die Motivation im Zusammenhang mit der habituellen milieuspezifischen Prägung aber auch mit dem individuellen Selbstverständnis in Form von Bezugsgruppenorientierungen. Die eigene Biografie beeinflusst Bewertung von Erfolgen und folglich auch das Empfinden von Zufriedenheit und Stolz (Honer 1993: 206).

Die unvermeidbare Konfrontation mit eigenen Fehlern, die als »ungerlernter« freizeitlicher Selbermacher« (Honer 1993: 205) inhärenter Teil der Tätigkeit wird, ist in diesen heterogenen Konstellationen die womöglich einzige Konstante. Die projektübergreifende Notwendigkeit zu Improvisationen und Workarounds, die bei allen Heimwerker*innen zu beobachten ist (Honer 1993: 205), gibt vielleicht auch Hinweise darauf, warum sich andere Menschen weniger vom Basteln angesprochen fühlen. In der Psychologie geht man davon aus, dass die Reaktionen auf Fehlschläge, also ob ein neuer Versuch gewagt wird oder ob es zur Aufgabe kommt, in individuellen Ausprägungen des Charakters verankert sind (Brookshire 2015). Über diese intrinsische Motivation hinaus können die Rahmenbedingungen weiteres Engagement befördern oder behindern. Als Beispiel ziehen Shove et al. den Hula-Hoop-Reifen heran, der sich in den späten 1950er-Jahren großer Beliebtheit erfreute; inklusive entsprechender Verkaufszahlen. Schon zwei Jahre später flachte der Trend allerdings rapide ab. Shove et al. erklären den nur kurz andauernden Hula-Hoop-Trend im Vergleich mit etablierten Freizeitbeschäftigungen wie Gärtnern, Heimwerken oder Kochen. In diesen Bereichen bildet sich Expertise durch das unterschiedlich erfolgreiche Wiederholen einzelner Tätigkeiten heraus. Ein Projekt zieht dabei häufig das nächste nach sich. Mit der Komplexität der Lern- und Erfolgskurven solch langfristiger Tätigkeiten und der daraus hervorgehenden Motivation, kann das Hula-Hooping nicht mithalten (Shove et al. 2012: 75).

→ IX Der relevante Andere und das Ichideal, S. 74

→ XXI Capabilities, S. 112

Die veränderbare Bewältigungskapazität

Immer wieder erfordern es gewisse Reparaturen, dass ich mich mit Bauteilen beschäftige, die ich bisher noch nie repariert habe. Für mich ist es reizvoll, nach neuem Wissen zu recherchieren, das Bauteil vor dem Hintergrund des bisherigen Wissensschatzes zu verstehen und mich dann in die Lage zu versetzen, das

Teil auch reparieren oder manipulieren zu können. Am Beispiel des Einspeichens eines Laufrades zeigt sich für mich, wie ein Fahrradteil, das mir zunächst völlig mystisch und rätselhaft erschien, zu einer reparierbaren Komponente wurde.²⁰ Um ein neues Rad zu bauen, muss man die Nabe und die Felge (im Regelfall) mit 36 Speichen verbinden. Dabei kreuzen sich die Speichen in einem speziellen Muster, sodass ein stabiles Rad entsteht, wenn alle gleich gespannt sind und die Felge exakt zentriert ist. Lange Zeit war das Zentrieren eines Laufrades mit einem Seitenschlag, also einer Acht, für mich unverständlich. Ich befürchtete, alles schlimmer zu machen, wenn ich an den einzelnen Speichen herdrehe. Das Besondere beim Einspeichen eines Rades ist, dass das Werk nicht mit dem Festziehen einer letzten Mutter fertig ist. Man nähert sich beim Einspeichen dem Ideal der perfekt geraden Felge immer weiter an, erreicht es jedoch nie. Je nach Projekt und Einsatzzweck muss immer wieder abgewogen werden, ob die Nähe zum Ideal vielleicht schon ausreichend ist.²¹ Dementsprechend waren meine ersten Versuche am Zentriererstand in der Selbsthilfwerkstatt sehr zaghaft. Langsam erschloss sich mir, wie viel eine Umdrehung an einer Speiche verändert. Als ich für das Rad meiner Schwester erstmals ein Vorderrad einspeichen wollte, recherchierte ich gründlich, fragte in einem Fahrradladen nach den nötigen Speichen und überprüfte die Informationen im Internet. Nachdem alle Teile besorgt waren, wählte ich ein YouTube-Video und begann die Schritte parallel zum Video nachzumachen. Das eingespeichte, aber nicht fertig gespannte Rad nahm ich anschließend mit in die Selbsthilfwerkstatt. Ich wollte mir noch die Einschätzung der Helfer*innen einholen, bevor ich das Projekt finalisierte. Auf dem Heimweg war ich mit gewissem Stolz erfüllt, da ich nun eigenständig ein Rad eingespeicht hatte – etwas, das ich zuvor als unglaublich komplex empfunden hatte. Ich las erneut die Anleitung durch, an der ich mich orientiert hatte und konnte den Beschreibungen zusätzlichen Sinn entnehmen. Nun verstand ich besser, wozu einzelne Empfehlungen nützlich waren und worauf ich das nächste Mal achten sollte.

20 Robert Penn beschrieb eine Anekdote, in der er einem malaysischen Mechaniker beim Einspeichen über die Schulter schaute und sich Notizen machte. »Als ich aufstand, um zu gehen, tippte Abar auf die Tasche in meinen Shorts, worin säuberlich gefaltet die Notizen steckten. Ich hatte das Gefühl, dass er einen Zauber auf mich übertrug.« (Penn 2012: 169)

21 In diesem Moment des Abschätzens wird ein ganz anderes Wissen gefordert, als das Wissen, das zum Zentrieren der Felge nötig ist. Beim Überprüfen des Laufrades muss sich die Mechaniker*in fragen, ob die Qualität der Arbeit den physischen Ansprüchen des Fahrradfahrens standhält. Bei alten Felgen ist es oftmals gar nicht möglich, die Felge perfekt zu justieren, da das Material in sich Spannungen ausgesetzt ist. In der Selbsthilfwerkstatt lässt sich oft beobachten, dass Gäste die Helfer*innen fragen, ob etwas ausreichend gereinigt wurde, ob eine Schraube fest genug gezogen wurde oder ob eine Kette stramm genug gespannt ist. Diese praktischen Einschätzungen sind Erfahrungswerte und können nicht oder nur schwer vermittelt werden.

XX Black Boxes öffnen

Für die Fahrradfahrer*in ist das Fahrrad für gewöhnlich eine *Black Box*, bei der es lediglich darum geht, komfortabel und schnell voranzukommen. Der Soziologe Bruno Latour beschreibt eine Black Box als Kästchen, über das man nichts weiter wissen muss als ihren Input und Output. Ihre womöglich kontroverse Entwicklungsgeschichte oder ihre kommerziellen Abhängigkeiten sind dabei egal.

In its place they draw a little box about which they need to know nothing but its input and output. [...] That is, no matter how controversial their history, how complex their inner workings, how large the commercial or academic networks that hold them in place, only their input and output count. (Latour 1987: 3)

Das bedeutet beispielsweise bei einer Fahrradbremse: der Input ist das Ziehen des Bremshebels und der Output ist das Verzögern des Fahrrades. Ist die Bremse defekt, gilt diese Input-Output-Regel nicht mehr. Das kann bedeuten, dass das Rad nur wenig bis gar nicht verzögert oder das ungewohnte Geräusche zu hören sind. Um den Fehler lokalisieren zu können, muss zunächst das Prinzip des Bremsmechanismus nachvollzogen werden. Alternativ kann die Nutzer*in das Rad zu einer Fahrradwerkstatt bringen, ohne sich mit der Funktionsweise auseinandersetzen zu müssen. Dann bleiben sowohl das funktionierende Fahrrad als auch die Reparatur Black Boxes. Entscheidet sich die Nutzer*in zur Selbstreparatur, beginnt sie nach der Ursache für den Defekt zu suchen. Je nach Defekt können einzelne Teile des Systems weiterhin unbeachtet bleiben und der Fokus nur auf das anscheinend defekte Bauteil gerichtet werden. Latour beschreibt, dass auch der geöffneten Black Box noch viele kleinere Black Boxes auftauchen, die weiterhin geschlossen bleiben können.

Open the black boxes; examine the assemblies inside. Each of the parts inside the black box is itself a black box full of parts. (Latour 1999: 185)

Die Fahrradselbstreparateur*in erschließt sich die Funktionsweise folglich nicht von Grund auf, sondern rückwärts, den Fokus von der Maschine auf den Defekt gerichtet. Der grundsätzliche Ansatz ist es, Probleme minimalinvasiv zu lösen. Gelingt dies nicht im ersten Anlauf, müssen weitere Bauteile untersucht werden, um zu verstehen, warum der Defekt noch nicht behoben werden konnte. In diesem Sinne entsteht ein Großteil der Wissensproduktion beim Basteln im Moment des Fehlschlags, also der Krise, in der Black Boxes nicht mehr wie vorgesehen funktionieren und geöffnet werden müssen. Wäh-

rend die Konstrukteur*in das Funktionsprinzip selbst entwickelt, erschließt sich die Bricoleur*in das System reflexiv. Sie vollzieht zunächst das Prinzip der funktionierenden Maschine nach, bevor sie Defekte oder Schwachstellen darin ausmacht. Günther Friesinger und Frank Apunkt Schneider übernehmen hierfür den Begriff des *Reverse Engineering* aus dem Maschinenbau (Friesinger/Schneider 2016: 268), der beschreibt, wie – zum Teil für Industriespionage – Maschinen geöffnet, zerlegt, verstanden und nachgebaut werden. Friesinger und Schneider beziehen die Bezeichnung auf das Öffnen und Manipulieren der eigenen Geräte. Sie sehen Reverse Engineering dabei als emanzipatorischen Akt Befreiung aus der Unmündigkeit gegenüber der Industrie und Expert*innen (Friesinger/Schneider 2016: 271).

Werden Black Boxes geöffnet, kann sich die Bricoleur*in die Funktionsweise zunutze machen und ist in der Lage, sie zu korrigieren, zu manipulieren oder selbst nachzubauen. Dabei kann sie Black Boxes innerhalb der geöffneten Black Box unbeachtet lassen. Andererseits kann sie ihr Wissen aber auch für neue Zusammenstellungen nutzen, also in gewissem Sinne selbst zur Konstrukteur*in werden. Es lässt sich also folgern, dass die Bricoleur*in durch das Öffnen von Black Boxes ihre Bewältigungskapazität erweitern kann, da sie Zugriff zu detaillierten Funktionsprinzipien erlangt und in der Lage ist, minimal-invasive Eingriffe fokussierter auszuführen.

Gewissermaßen gilt auch hier die von Latour bemühte Warnung der Box der Pandora. »DANGER: DO NOT OPEN« (Latour 1987: 7). Stets begleiten Zweifel das Öffnen der Black Boxes. Wenn die Komponenten nicht wieder korrekt zusammengesetzt werden, ist der Defekt gar nicht oder nur scheinbar korrigiert. Insbesondere bei sicherheitsrelevanten Bauteilen wie den Bremsen warnen Fachleute vor Eigenreparaturen. Das rein reflexive Lernen wird hier als Sicherheitsrisiko angesehen. Verstärkt werden diese Zweifel durch Garantieverträge und die Limitierung des Wissenszugangs durch die Industrie (Friesinger/Schneider 2016: 272). Statt Black Boxes zu öffnen, bleibt dann nur die Möglichkeit, das Rad zur Fachwerkstatt zu bringen oder das gesamte Bauteil auszutauschen, ohne sich weiter mit der internen Funktionsweise auseinanderzusetzen.

Ivan Illich entwickelt in seinem Buch *tools for conviviality* eine grundsätzliche Gesellschaftskritik an der industriellen Produktionsweise. Er sieht in der industriellen Massenproduktion einen Punkt erreicht, an dem die Menschen den Maschinen und Institutionen dienen und nicht umgekehrt. Er unterscheidet »handhabbare« Werkzeuge wie Hammer und Taschenmesser und »manipulative« Werkzeuge, die sich der Kontrolle der Menschen entziehen. Dies können Maschinen und Computer, aber auch Institutionen sein (Illich 1980: 52ff).

Das handhabbare Werkzeug ist dabei *konvivial*, wenn »jeder es ohne Schwierigkeit benutzen kann, so oft oder so selten er will, und zwar zu Zwecken, die er selbst bestimmt« (Illich 1980: 53). Manipulative Werkzeuge beschränken die Menschen darauf, die Maschinen zu bedienen und die vorgegebenen Abläufe zu unterstützen. Geräte, die sich nicht öffnen lassen und nur von Spezialist*innen repariert werden können, üben einen Zwang auf die Benutzer*innen aus, indem diese nicht frei über die Geräte verfügen können, sobald diese kaputt sind oder sie anders genutzt werden sollen, als vorgesehen.

Das Zunftmonopol kann auch ins Werkzeug selbst hineingebaut sein; dies ist der Fall, wenn Pumpen oder Fensterrahmen, Leitungen oder Eisschränke in der Weise konzipiert werden, daß man nicht einmal kleinere Reparaturen mit Zange und Schraubenzieher selbst ausführen kann [...] (Illich 1980: 54f)

Illich knüpft seine Theorie an die Unterscheidung zwischen handhabbaren, konvivialen und industriellen, manipulierenden Werkzeugen. Daraus entwickelt er das Modell einer Gesellschaft, in der Werkzeuge dem menschlichen Zusammenleben dienen, ohne den Fortschritt auf ein vorindustrielles Niveau zurückdrehen zu müssen. Dabei ist nicht die Komplexität der Werkzeuge entscheidend, sondern das Maß der Freiheit, dass sie ihren Nutzer*innen in der Verwendung ermöglichen (Illich 1980: 71ff).

→ XVIII Taktiken und Strategien, S. 102

→ XXI Capabilities, S. 112

Seit dem ersten Einspeichen eines Laufrades habe ich mein neues Wissen bereits mehrfach anwenden können. Ab dem dritten Versuch und nach einigen ärgerlichen Fehlern²² ging das Einspeichen auch ohne YouTube-Video. Ich entdeckte, dass ganze Speichensätze für Laufräder günstig und schnell über Amazon oder eBay bestellt werden können. Der Zauber war verschwunden. Ich hatte mir das Feld erschlossen und die *Black Box* des Laufrades geöffnet. Ich bin nicht mehr darauf angewiesen, vollständige Laufräder zu kaufen, sondern kann einzelne Naben mit Felgen zusammenbringen. Die geöffnete *Black Box* hat meinen Handlungsspielraum spürbar erweitert. Diese veränderbare Bewältigungskapazität ist

22 Beim zweiten Laufrad hatte ich schon die Hälfte der Speichen positioniert, bis ich feststellte, dass ich die erste Speiche falsch gesetzt hatte. Das bedeutete, dass ich alle Speichen wieder aufwendig herausschrauben musste. Aber bis auf viel Zeit war nichts vergeudet und ich hatte kein Material zerstört, sodass dies lediglich einen Fehler darstellte und das Projekt nicht scheiterte.



HA! ICH HAB' MEIN
TRETLAGER SELBST
WIEDER ZUM LAUFEN
GEBRACHT!



ICH HAB' DEN
PERFECTEN LENKER
FÜR MICH GEFUNDEN!



BLACK BOX
FAHRRAD



für mich ein spannender Aspekt des Bastelns. Ständig lernt die Bastler*in neue Handgriffe kennen oder verinnerlicht komplexere Tätigkeiten durch Wiederholung. Für mich ist es motivierend, wenn ich einzelne Tätigkeiten noch nie gemacht habe und im Zuge des Projektes Gelegenheit bekomme, mich damit zu beschäftigen. Ich weiß dann, dass ich dabei etwas lernen werde. Vorausgesetzt das Unbekannte ist nicht so groß, dass es zu verunsichernd wird.

XXI Capabilities

Eine weitere Möglichkeit die Bewältigungskapazitäten zu analysieren stellt der *Capabilities Approach* dar. Er wurde ursprünglich von Amartya Sen und Martha Nussbaum zur normativen Bewertung des Entwicklungsstandes von Demokratien ausgearbeitet und ist Grundlage für verschiedene Indizes der Vereinten Nationen. Das Capabilities-Framework wird vermehrt auch in andere Felder übernommen, um soziale Ungleichheiten zu untersuchen (Abel/Schori 2009; Walker 2015; Jaeger-Erben et al. 2019: 60). Der Capabilities Approach beschreibt nicht nur, was die einzelnen Akteur*innen wirklich machen, sondern legt die Frage zugrunde: »What is each person able to do and to be?« (Nussbaum 2011: 18) Für Nussbaum und Sen beschreiben Capabilities die Freiheiten, die sich aus der Kombination von persönlichen Fähigkeiten mit politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ressourcen ergeben.

›[A] persons ›capability‹ refers to the alternative combinations of functionings that are feasible to achieve. Capability is thus a kind of freedom: the substantive freedom to achieve alternative functioning combinations.‹ [Zitat Amartya Sen] In other words, they are not just abilities residing inside a person but also the freedoms or opportunities created by a combination of personal abilities and the political, social, and economic environment. (Nussbaum 2011: 20)

Während Nussbaum diese Gesamtheit der Capabilities als *combined capabilities* bezeichnet, hebt sie innerhalb dieser die *internal capabilities* hervor. Dabei unterscheidet sie angeborenen Fähigkeiten von persönlichen Kompetenzen, die sich ständig verändern und sich in Wechselwirkung mit dem Umfeld entwickeln.

Of course the characteristics of a person (personality traits, intellectual and emotional capacities, states of bodily fitness and health, internalized learning, skills of perception and movement) are highly relevant to his or her

›combined capabilities,‹ but it is useful to distinguish them from combined capabilities, of which they are but a part. I call these states of the person (not fixed, but fluid and dynamic) internal capabilities. They are to be distinguished from innate equipment: they are trained or developed traits and abilities, developed, in most cases, in interaction with the social, economic, familial, and political environment. (Nussbaum 2011: 21)

Jeder Mensch hat ein breites Set an Capabilities, die sich aus verschiedensten Ressourcen zusammensetzen. Dabei betont Nussbaum, dass auch die angeborene Ausstattung (*innate equipment*) nicht unmittelbar in der DNA verankert ist, sondern durch frühe, teils prenatale Erfahrungen geformt werden, so dass diese *basic capabilities* bereits als frühe *internal capabilities* verstanden werden müssen, die bereits durch das Umfeld beeinflusst sind (Nussbaum 2011: 23). Den Capabilities stehen *functionings* gegenüber, die laut Nussbaum die Verwirklichung einzelner Capabilities darstellen. Das müssen explizit keine aktiven Tätigkeiten sein. Es kann bereits eine Verwirklichung von Capabilities sein, wenn sich jemand seiner Gesundheit erfreut oder einfach im Gras liegt.

A functioning is an active realization of one or more capabilities. Functionings need not be especially active or, to use the term of one critic, ›muscular.‹ Enjoying good health is a functioning, as is lying peacefully in the grass. Functionings are beings and doings that are the outgrowths or realizations of capabilities. (Nussbaum 2011: 24f)

Kein Mensch ist verpflichtet seine Möglichkeiten, also seine Capabilities, auszuschöpfen. Die Möglichkeiten, die genutzt werden, also die realisierten Capabilities nennt Nussbaum *functionings*. Dienen Nussbaum diese Definitionen dazu, einen normativen Ansatz zur Beurteilung des Entwicklungsstatus eines jeweiligen Landes zu definieren, können sie im Kontext der Untersuchung von Reparaturpraktiken rein deskriptiv angewendet werden. Auch wenn ursprünglich zur Beschreibung politischer und sozialer Freiheiten gedacht, kann die Definition von Capabilities auch für das Verständnis spezifischer Konstellationen aus Kompetenzen, Werkzeugen und Materialien genutzt werden. Mithilfe des Capabilities-Frameworks können diese Elemente zu einem Ganzen verknüpft werden. Anne Honer bezeichnet diese Gesamtheit als Bewältigungskapazität, ohne auf Capabilities Bezug zu nehmen:

[Herr Dr. Dübel-Lust] gibt Geld für die Erweiterung seines Gerätebestandes aus und erweitert durch die bessere Ausstattung potentiell seine Bewälti-

gungskapazitäten, erlangt in der Verwendung der neuen Maschine neue Fertigkeiten, die wiederum nach einer Ausweitung der technischen Ressourcen verlangen, usw. (Honer 1993: 193)

Das Konzept der Capabilities impliziert zudem eine untrennbare Verbindung von Kompetenzen und materieller Ausstattung. Capabilities sind nur dann wirkliche Bewältigungskapazitäten, wenn der Mensch auch körperlich in der Lage ist sie zu nutzen oder die nötigen Zugänge zu Räumen oder Werkzeugen dafür hat. Nussbaum betont, dass *internal capabilities* ohne Möglichkeiten ihrer Anwendung ebenso wenig gedacht werden können wie diese Möglichkeiten ohne die Kompetenz, sie zu einzusetzen (Nussbaum 2011: 22f). Genauso unverzichtbarer Bestandteil der Capabilities der Heimwerker*in ist, je nach Aufgabe und Projekt, die Infrastruktur. Elektrizität, Wasser und gegebenenfalls medizinische Versorgung sind nur die offensichtlichsten Ressourcen, die die Heimwerker*in nutzt. Größere Objekte erfordern zudem Transportmöglichkeiten und so weiter.

Das besondere Potential dieses Ansatzes liegt jedoch in der mitangelegten Veränderbarkeit aller Capabilities. Nicht nur die »*technische* Bewältigungskapazität« (Honer 1993: 162) ist durch verbesserte Ausstattung der Werkstatt veränderlich, sondern auch die *internal capabilities*, also die Fähigkeiten und Kompetenzen des Menschen selbst, wie bereits oben zitiert:

I call these states of the person (*not fixed, but fluid and dynamic*) internal capabilities. (Nussbaum 2011: 21, Hervorhebungen ergänzt)

Denkt man an die Bricoleur*in und ihre Fähigkeiten, ihre vorhandenen Werkzeuge umzudeuten und in anderen Kontexten einzusetzen, wird deutlich, dass sie eine besondere Form der *internal capabilities* anwendet. Mithilfe der Improvisation setzt sie ihre begrenzten materiellen Ressourcen auf eine Art und Weise ein, die ihre Bewältigungskapazität (*combined capabilities*) dennoch erweitert. Anders gesagt: die Bricoleur*in ist in der Lage, allein durch neue Assoziationen und bewusste Zweckentfremdung ihre Capabilities auszuweiten. Im Moment der Befragung ihrer Werkzeuge entstehen neue Verknüpfungen von Ressourcen mit dem expliziten Ziel der Erweiterung ihrer Bewältigungskapazitäten.

→ IV Bricolage, S. 57

→ XIV Amateur*in-Werkstatt-Hybrid, S. 88

→ XX Black Boxes öffnen, S. 108

Mit dem Vorhandenen umbauen und neu zusammensetzen

Wirkliche Neuentwicklungen habe ich bisher nicht zusammengebaut. Wenn jemand ein Lastenrad oder etwas ähnliches selbst zusammenschweißt und -schraubt, beeindruckt mich das sehr. Einfache Fahrradreparaturen erfordern aber bereits einige Kreativität, welche Bauteile kombinierbar und für den Verwendungszweck geeignet sein könnten. Da ich meist von dem ausgehe, was ich in Kisten lagernd zu Hause habe oder ohne viel Aufwand beschaffen könnte, entstehen schnell komplexe Kausalketten, welches Bauteil diese oder jene Entscheidung nach sich zieht und wieder andere Kausalitäten erzeugt.²³ Die Kombination verschiedener Komponenten ist entwickelt sich schnell zu einem herausfordernden Logikpuzzle. Dabei gibt es keinen eindeutigen Lösungsweg, da je nach Nutzung, Budget und Arbeitsaufwand gänzlich andere Varianten möglich werden. Noch schwieriger wird es, wenn verschiedene Hersteller*innen kombiniert werden müssen, deren Komponenten aber nur teilweise kompatibel sind. Diese Aufgaben zu lösen, macht für mich einen besonderen Reiz aus. Durch die verschiedensten einzelnen Reparaturen habe ich mir ausreichende Kenntnis der einzelnen Systeme angeeignet, sodass ich zahlreiche Alternativen, aber auch deren Konsequenzen durchdenken kann. Zumindest bis die nächste unerwartete Herausforderung auftaucht.

23 Bei einer Reparatur in der Selbsthilfwerkstatt, die ich beobachtete, wurde die Gabel gewechselt. In diesem Zuge sollte auch das Bremssystem gewechselt werden. Die eine Variante hatte zunächst keinen Einfluss auf den Bremshebel, erforderte aber ein zusätzliches Teil am Gabelschaft. Da dieses nicht passte, wurde auf ein anderes Bremssystem umgeschwenkt. Nun musste auch der Bremshebel gewechselt werden. Zum Schluss stellte sich jedoch heraus, dass ein weiteres Detail übersehen wurde, sodass beide Systeme nicht angebracht werden konnten. Die Besitzerin des Fahrrades war von diesen Problemen überfordert und so berieten sich die Helfer*innen untereinander, was zu tun wäre. Das nur als Beispiel einer solchen Kausalkette.

1.3 Drei Fragen zum (vorläufigen) Abschluss

Im Anschluss an die Selbstbeforschung meiner Tätigkeit als Fahrradschrauber möchte ich drei Fragen diskutieren:

- Was hat die autoethnografische Methode sichtbar gemacht (und was nicht)?
- Wie kann mit den theoretischen Fragmenten weitergearbeitet werden?
- Was ist denn nun politisch an der Fahrradselbstreparatur?

Zunächst möchte ich den eingeschlagenen Weg der autoethnografischen Forschungsmethode reflektieren. Aus dem Chemieunterricht kenne ich die Fehlerbetrachtung am Ende eines Experiments. Hat alles gut funktioniert? Sind die Ergebnisse nachvollziehbar und potentielle Fehlerquellen erkannt? Ich finde diese Reflexion auch in der Sozialforschung wichtig. Nicht, weil ich es für möglich halte, sämtliche Schwächen der eigenen Arbeit zu erkennen. Vielmehr bin ich überzeugt, dass ein offener Umgang mit Stärken und Schwächen der Arbeitsweise zu mehr Mut im Umgang mit neuen empirischen Methoden führt.

Die eingehende Forschungsfrage lautete: *Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren?* Liegt die Antwort im autoethnografischen Narrativ oder in den 21 grauen Boxen? Alles steht als breit aufgefächerte Struktur nebeneinander. Auch wenn die Querverweise zwischen den grauen Boxen übergreifende Gedankengänge andeuten, entsteht daraus noch keine konsistente Argumentation. Manche Ansätze beschäftigen sich mehr mit der Fahrradselbstreparatur, andere sind offener und bieten sich für die Analyse anderer Praktiken an. Was für eine Form von Wissen ist hier entstanden?

Abschließend will ich auch zur Frage zurückkehren, in welcher Weise die Fahrradselbstreparatur politisch ist. Politik kam in meinem autoethnografischen Narrativ nicht direkt vor. Vielleicht findet sie sich am ehesten da, wo ich meine Haltung ausformuliert habe. Um die Frage zu diskutieren, muss ich daher einen Schritt zurücktreten und zur politischen Bedeutung ästhetischer Praktiken im Anschluss an Andreas Reckwitz zurückkommen, die ich in der Einleitung angerissen habe. Was haben wir in dieser inhaltlichen Debatte dazugelernt, nachdem wir die tatsächliche Praxis genauer angeschaut haben?

Diese drei Ebenen der Reflexion adressieren unterschiedlichen Zielgruppen oder Diskurse. Ich vermute, dass jede Leser*in die Wichtigkeit der jeweiligen Aspekte unterschiedlich gewichtet.

Was hat die autoethnografische Methode sichtbar gemacht (und was nicht)?

Die Methode der Autoethnografie habe ich aufgrund methodologischer Probleme anderer Datenerhebungen in Bezug auf die Forschungsfrage gewählt. Dabei ging es von vornherein weniger um die finale Antwort auf die Forschungsfrage, sondern darum, eine Vorstufe zur empirischen Feldforschung der Fahrrad-selbstreparatur und anderer Amateur*innenpraktiken zu erstellen. Diese Arbeit untersucht nur einen empirischen Fall. Das Ziel war es, über die Erzählung und Erforschung der eigenen Erfahrungen im Feld, Elemente und Momente herauszustellen, die ich als prägend für meine heutige Positionierung im Feld erachte und die auch für andere Akteur*innen relevante Faktoren darstellen könnten.

Dabei ist dieser Text wie jede Quelle qualitativer Forschung von selektiven Wahrnehmungs- und Deutungsprozessen, von Überhöhungen und Auslassungen geprägt. Auch wenn ich bemüht war, unangenehme Situationen, die mehr Scham als Stolz bei mir auslösen, nicht auszusparen, ist mir dennoch klar, dass der entstandene Text eine idealisierte Darstellung geworden ist. Im Vergleich zu den verworfenen methodischen Ansätzen bot die gewählte Methode jedoch klare Vorteile. Weder Beobachtungen noch Interviews von nichtprofessionellen Schrauber*innen machen eine belastbare Verknüpfung von biografischen Details, internalisiertem Vorwissen und sinnlichem Erleben möglich. Der Bezug zwischen biografischen Erfahrungen und sinnlichen Tätigkeiten ist auch in der autoethnografischen Betrachtung nicht direkt herstellbar. Auch mir fällt es schwer, Körperwissen mit den Mitteln der Sprache zu umschreiben. Doch im Rückblick kann ich Bezüge zwischen meiner Schrauberbiografie und meinen körperlichen Wahrnehmungen bei bestimmten Reparaturen herstellen. Die Retrospektive ermöglicht es mir, meine eigene Vergangenheit im Hinblick auf die Forschungsfrage präzise zu befragen und durch die theoretische Reflexion meine Positionierung im Feld kritisch einzuordnen. Dabei ist es durchaus praktisch, dass die eigenen Ausführungen auch jederzeit erweitert werden können. Ein empirisches Interview ist im Normalfall eine einmalige Gelegenheit, um Fragen zu stellen. Dann ist das Material erhoben und lässt sich nicht mehr vertiefen. Eine Autoethnografie kann ich immer weiterschreiben. Grundvoraussetzung für diese Methode bleibt aber zweifellos die Bereitschaft zu besonderer Aufrichtigkeit bei der Durchführung.

In noch größerem Maße als bei anderen empirischen Zugängen ist es bei einer Autoethnografie notwendig, sich ab einem bestimmten Zeitpunkt wieder vom

Feld zu distanzieren, um zur klassischen Schreibtischarbeit zu gelangen und die Erkenntnisse auf eine akademische Reflexionsebene zu übertragen (Hitzler/Eisewicht 2016: 59ff). Zunächst schrieb ich das autoethnografische Narrativ in einer ersten Fassung und ließ es als empirisches Datenmaterial so stehen. Anschließend widmete ich mich der Theorierecherche. Meine Selbstbeobachtung bildete folglich zunächst den Rahmen, in den ich mit etwas Abstand vertiefende Gedanken einhängen konnte. Dieses Vorgehen ermöglichte mir eine gewisse Distanz zu meinem eigenen Erfahrungsnarrativ zu gewinnen und mich so auf die theoretische Einbettung zu konzentrieren. Anschließend habe ich die autoethnografische Erzählung gezielt verdichtet und sprachlich geschärft.

Die Autoethnografie hat mir darüber hinaus eine Selbsterfahrung ermöglicht, die ich für qualitative Forschung besonders wichtig finde: ich habe erlebt, wie es sich anfühlt beforscht zu werden. Wie fühlt es sich an, die eigenen Erfahrungen für eine qualitative Forschung offenzulegen. Jedes Erfahrungsnarrativ ist immer auch Selbstdarstellung und der intuitive Versuch eine idealisierte Geschichte zu präsentieren. Die methodologische Differenz zwischen Wirklichkeit und Wirklichkeitskonstruktion wird am eigenen Narrativ nachvollziehbar.

Wie kann mit den theoretischen Fragmenten weitergearbeitet werden?

Jetzt, wo ich an der Publikation dieses Buches arbeite, fällt mir etwas Interessantes in Bezug auf die autoethnografische Erzählung auf: sie ist seit der Fertigstellung der Fahrradarbeit nicht aktualisiert worden und ist daher ein Standbild meiner Praxis von 2018. Ich habe mich verändert, aber nicht nur ich. Mein Körper hat neue Fähigkeiten erlernt, aber auch Erfahrungen gemacht, die meine Haltung verändert haben. Ich habe wieder etwas weniger Zeit und stelle fest, dass ich heute eher hochwertige Komponenten an schönen Fahrrädern montieren möchte, als unbedingt das günstigste, halbwegs rollende Gefährt zusammenzubasteln. Ich arbeite nicht mehr so häufig in meinem Zimmer und auch mein Kollektiv hat sich verändert. Zum Beispiel habe ich festgestellt, dass mein Nachbar auch ein Bastler ist, und seither leihen wir uns gelegentlich Werkzeuge oder Einzelteile. Statt »Hast du noch Salz?« fragen wir, »Kannst du mir diesen speziellen Schlüssel ausleihen?« Und schließlich haben sich auch meine Fahrräder verändert. Ich fahre im Alltag ein anderes Rad als 2018. Ich habe es neu aufgebaut, nachdem ich die Fahrradarbeit abgeschlossen hatte. Aber auch die anderen Fahrräder wurden repariert und durch neue Komponenten verändert.

Alles verändert sich, da sich die Elemente der Amateur*innenpraktik sich immer wieder gegenseitig beeinflussen und in einer relationalen Abhängigkeit zueinander stehen. Hennions Amateur*innenkonzept besagt, dass es bei passionier-

1. GESCHMECKTES OBJEKT
2. RAHMENBEDINGUNGEN
3. KOLLEKTIV
4. SCHMECKENDER KÖRPER



ten Praktiken vier Elemente gibt, die in einem stetigen Wechselspiel miteinander zusammenhängen (Hennion 2005). Körper, Gegenstand, Kollektiv und Werkzeuge sind in ständiger Wechselbeziehung und verändern sich kontinuierlich und gegenseitig. Diese Grundidee Hennion's lässt sich gut am Beispiel meiner veränderten Praxis nachvollziehen. Gerade der Umstand, dass die Beschreibungen mir persönlich so veraltet vorkommen, unterstreicht die Relativität im Sinne von Antoine Hennions Amateur*innenkonzept. Es ist keine einfache Kausalität auszumachen. Es ist weder allein auf meinen gewachsenen Erfahrungsschatz noch auf meinen Mangel an Zeit zurückzuführen, was sich seit 2018 getan hat. Im Rückblick wird deutlich, wie fluide meine Praxis der Fahrradselbstreparatur ist. Hennion's Amateur*innenkonzept stellt einen Deutungsrahmen zur Verfügung, in dem sich die Praktiken in ihrer Fluidität und ihrer Komplexität beschreiben lassen.

Die theoretischen Ausführungen in den grauen Boxen hängen nun nebeneinander in diesem Deutungsrahmen. Es erscheint mir wenig sinnvoll alles in einer konsistenten Theorie zu kondensieren. Dazu sind die Beiträge sowohl inhaltlich als auch in der Tiefe ihrer Ausarbeitung zu heterogen. Ich finde es aber gerade spannend, dass einige Boxen sich auf ein kleines Detail konzentrieren, während andere die Fahrradselbstreparatur in größere Kontexte einbetten. Die Frage, was Menschen tun, wenn sie Fahrräder reparieren, ist dabei nicht konkret beantwortet worden. Vielmehr ist ein Werkzeugkasten zur Beantwortung entstanden. In weiteren Untersuchungen können einzelne theoretische Werkzeuge herausgegriffen und für empirische Forschungen genutzt werden. Dabei gehe ich davon aus, dass viele Ansätze auch für andere nichtprofessionelle Betätigungen von Amateur*innen nutzbar sind. Dennoch lohnt es sich zum Abschluss nochmal in den Werkzeugkasten zu schauen und einen kleinen Überblick über die Praxis der Fahrradselbstreparatur zu gewinnen.

Ein Zugang zur Fahrradselbstreparatur kann, wie in meinem Fall deutlich wird, auf verschiedene Weisen geschehen: zum einen ist das soziale Umfeld, mit seiner Einstellung zum Selbermachen und zu Reparaturen ein wichtiger Einfluss. Zum anderen findet der erste Kontakt mit der Praxis nicht unbedingt über Protagonist*innen aus dem Feld statt, sondern kann über andere Praktiken vermittelt erfolgen (Shove et al. 2012: 66ff). Die Praxis des Radfahrens führt früher oder später zu einer Auseinandersetzung mit einem Defekt, egal, ob dieser selbst repariert, ignoriert oder in eine Werkstatt gegeben wird. Aber auch Reparaturpraktiken in anderen Bereichen können dazu führen, dass Kompetenzen und Werkzeuge für Fahrrad Reparaturen vorhanden sind oder Sinn in einer Reparatur gesehen wird. → Verbindungen von Praktiken, S. 51 Ein Kollektiv der Fahrradselbstreparateur*innen stellt folglich ein Subkollektiv sowohl der Fahrradfahrer*innen als auch der Schrauber*innen und Heimwerker*innen dar.

Reparaturpraktiken als Pflegearbeit an den Dingen fällt eigentlich in den Bereich der *articulation work*, die unsichtbar gemachte Care-Arbeiten umfasst (Star/

Strauss 1999). [→ Articulation Work, S. 49](#) Die hier betrachtete Fahrradselbstreparatur wird jedoch zu einer lustvollen sich selbst genügenden Tätigkeit, die in der freien Zeit ausgeübt wird. Hier muss nochmals betont werden, dass explizit eine gegenwärtige, mitteleuropäische Form der Reparaturpraxis in der lohnenerwerbsfreien Zeit untersucht wurde. Der soziokulturelle Kontext einer ästhetischen Praxis ist immer von historischen, ökonomischen und kulturellen Faktoren bestimmt. Dies ist der Rahmen, in dem die Amateur*innen diese Tätigkeiten als Genuss empfinden können. Die Tätigkeitsschwerpunkte und Genussmomente verändern sich im Austausch mit anderen (Honer 1993: 203ff). In Kollektiven werden zudem positive wie negative Idealbilder vermittelt und verfestigt, die das Selbstverständnis der Akteur*innen prägen und zur Distinktion dienen können. Ich habe die Praxis der Fahrradselbstreparatur als männlich sozialisierte Person kennengelernt und erlernt. Es ist davon auszugehen, dass eine nichtmännliche Person als Schrauber*in andere Erfahrungen im Feld gemacht und hervorgehoben hätte. Andererseits wäre auch meine Selbst- und Fremdwahrnehmung anders gewesen, hätte ich ein weiblich konnotiertes Feld des Heimwerkens untersucht (Ehn 2011: 62; Gelber 1997). [→ Häusliche Männlichkeit, S. 66](#)

Abgesehen von der individuellen Motivation ist das Engagement der Akteur*innen abhängig von materiellen und zeitlichen Ressourcen sowie dem Zugang zu Wissen. Wenn es aus ökonomischen oder zeitlichen Gründen nicht möglich ist, eine Reparatur so durchzuführen, dass sie am Ende den eigenen Ansprüchen genügt, ist das ein Grund den Defekt doch nicht selbstständig zu reparieren, auch wenn ausreichendes Wissen und Freude am Reparieren vorhanden sind. Die Entscheidung zur Fahrradselbstreparatur entsteht folglich aus einem komplexen Zusammenspiel einer Vielzahl von Faktoren. Die zwischen Werkzeugen und Heimwerker*in verteilten Kompetenzen als *corporated knowledge* (Hennion 2005: 6; Shove et al. 2007: 56) [→ Amateur*in, S. 88](#) sind dabei ebenso mit einzubeziehen, wie die Haltung und Fähigkeit zur Bricolage als Kunst der Improvisation (Harper 1992: 74ff). [→ Bricolage, S. 57](#) Der *Capabilities Approach* kann dabei helfen, den individuellen Handlungsspielraum in Bezug auf die materiellen, zeitlichen als auch körperlichen Ressourcen zu bemessen (Abel/Schori 2009; Nussbaum 2011). [→ Capabilities, S. 112](#) Dabei können auch Herausforderungen entstehen, die selbst wieder (de-)motivieren. Sei es das Tüfteln an Problemen, das Schaffen mit den eigenen Händen, die günstige Kompensation teurer Reparaturen oder der ressourcenschonende Umgang mit der technischen Umwelt. [→ Motivation, S. 105](#)

Hieraus wird ersichtlich, dass Entscheidungen nur situativ zu verstehen sind, da sich die kausalen Abhängigkeiten immer anders darstellen. Das beginnt bei der Reparatur selbst, da stets verschiedene Defekte zu korrigieren sind, die andere Werkzeuge, Kompetenzen und Wissen verlangen. Des Weiteren stehen jeder Reparaturaufgabe unterschiedliche zeitliche und ökonomische Budgets zur

Verfügung. Die Tätigkeit der Reparatur ist stets reaktiv und findet in situativen Konstellationen statt (Jackson 2016: 180ff). Während bei der Betrachtung einzelner Projekte nur temporäre Konstellationen sichtbar werden, verweisen Anschaffungen von Werkzeug und das Ansammeln von Materialien über einzelne Aufgaben hinaus (Shove et al. 2007: 50ff). [→ Sammelsurium, S. 84](#) Ebenso können mehr oder weniger verfügbare Zeit und ökonomische Faktoren zu Hochphasen und Pausen im Engagement führen. [→ Squeezing time, S. 93](#) Die nichtprofessionelle Ausübung von Reparaturtätigkeiten ermöglicht dabei gewisse Freiheitsgrade, da die Akteur*innen unabhängig von direkten ökonomischen Zwängen agieren. Da die Zeit für die Freizeitbeschäftigung nicht unbedingt gezählt wird (Honer 1993: 187ff), lassen sich Lösungswege ohne ökonomischen Druck austesten. Das geschieht teilweise explizit, um auf diesem Weg neue Kenntnisse zu erwerben. Ohne eine strukturierte Ausbildung erfolgt der Lernprozess dabei meist rückwärts vom bestehenden Produkt zu einzelnen Teilen und Funktionen (Friesinger/Schneider 2016). [→ Black Boxes, S. 108](#) Zudem werden einzelne Schritte hier nur bei Bedarf ausgeführt, anders als beim professionellen Lernen, das meist auf Wiederholung bis zur Perfektion beruht.

Einige Faktoren stehen in Zusammenhang mit Diskursen zu kapitalistischer Verwertungslogik, professionellen Qualitätsstandards oder Nachhaltigkeit. Bezugnahme und Haltung der einzelnen Akteur*innen sind dabei jedoch heterogen. Ein Engagement in der Fahrradselbstreparatur ist nicht zuletzt abhängig von persönlichen Faktoren wie Selbstbewusstsein und Mut oder Misstrauen und Schamgefühl (Jaeger-Erben/Hielscher 2022). Dabei ist das Reparieren letzten Endes immer eine dienende Tätigkeit im Sinne von *articulation work*, da das Fahrrad wieder benutzbar werden soll. Dass schon die Beurteilung sehr unterschiedlich ausfallen kann, ob ein Fahrrad kaputt und reparaturbedürftig oder noch fahrbar ist, sieht man an vielen Rädern, die durch die Städte knacken und quietschen. Ist die Fahrer*in mit dem Defekt vertraut und gewöhnt, damit zu fahren, ist eine Reparatur oftmals gar nicht notwendig (Thévenot 2001). [→ Regime of familiarity, S. 82](#)

Die Forschungsfrage, was Menschen machen, die Fahrräder reparieren, ist also immer situativ und individuell zu beantworten. Die Praxis der Fahrradselbstreparatur hat kein vorgegebenes Handbuch, sondern wird täglich von allen Amateur*innen neu ausbuchstabiert. Keineswegs beansprucht der in dieser Arbeit erstellte Überblick Vollständigkeit. Eine Person mit anderen Voraussetzungen und anderer sozialer Prägung, wäre zu einem anderen Überblick gekommen. Dennoch macht die herausgearbeitete Struktur Abhängigkeiten sichtbar und zeichnet einen Rahmen, der ein Verständnis der heterogenen Praxis der Fahrradselbstreparatur ermöglicht.

Was ist denn nun politisch an der Fahrradselbstreparatur?

Die in der Einleitung angeführten Diskursbeiträge formulieren eine direkte Verbindung zwischen dem Reparieren und einer antikapitalistischen, subversiven Praxis. Meine Autoethnografie bestätigt diese These nicht, denn darin gibt es keine konkreten politischen Bezugnahmen. Jedoch ist meine Grundhaltung davon geprägt, dass ich von der Notwendigkeit des Klimaschutzes überzeugt bin. Ich fühle mich bestätigt, wenn ich diese Haltung in eine ressourcenschonende Praxis umsetzen kann. Aber letztlich habe ich nur einen Fall beobachtet und kann damit keine abschließende Bewertung formulieren, ob die Fahrradselbstreparatur politisch ist. Ich kann jedoch festhalten, dass die politischen Diskurse für die Praxis des Schraubens nicht notwendigerweise im Mittelpunkt stehen und das Reparieren selbst keinen expliziten politischen Bezug herstellt.

Ein kollektivbasierter Politikbegriff greift im Kontext des Fahrradschraubens zu kurz und wirft grundlegende Fragen auf. Das Schrauben ist nicht notwendigerweise eine soziale Tätigkeit und wird nur gelegentlich gemeinsam unternommen. Zwar können wir mit Shove et al. (2012: 66ff) die Fahrradschrauber*innen als soziotechnisch vermitteltes Kollektiv beschreiben, das sich über das gemeinsame Ausüben einer Praxis konstituiert. Dieses Kollektiv ist jedoch nicht vernetzt oder im Austausch miteinander. Es besteht aus individuellen Praktiker*innen, die sich gemeinsamer Werkzeuge und Wissensquellen bedienen, doch es ist weder möglich, das Kollektiv der Fahrradselbstreparateur*innen direkt zu adressieren noch, mit einem kollektiven *Wir* zu sprechen (Latour 2003). Die Community, die sich aktiv über YouTube und andere Plattformen zu Reparaturwissen austauscht, ist nur ein kleiner Teil der Schrauber*innen. Der größere Teil nutzt diese Plattformen als Wissensquelle ohne sich aktiv einzubringen und zu vernetzen.

Mit Shove et al. (2012) bietet sich jedoch eine andere Möglichkeit den Bezug zwischen der Praxis der Fahrradselbstreparatur und dem politischen Reparaturdiskurs herzustellen. Die Autor*innen definieren, dass sich Praktiken aus den Elementen Kompetenz, Material und Sinn zusammensetzen (Shove et al. 2012: 13ff). Die einzelnen Elemente können bestehende Praktiken erweitern, sie können aber auch ihre Bedeutung für die Praxis verlieren. Dadurch verändern sich sowohl Praktiken als auch die Elemente selbst (Shove et al. 2012: 43ff). Ist in den letzten Jahren YouTube zu einer wichtigen Quelle für Reparaturanleitungen geworden, verschwanden Ratgeberbücher sukzessive vom Markt. Man kann den politischen Diskurs zum subversiven Potenzial des Reparierens im Rahmen der Nachhaltigkeitsdebatte als ein Sinn-Element nach Shove et al. betrachten. Dabei wird deutlich, dass Diskurs und Praxis nicht unbedingt eng verknüpft sind. In Repair-Cafés wird der politische Diskurs durchaus wahrgenommen und einbezogen. Dort wird der Diskurs zu einem gelebten Teil der Praxis, der von Praktiker*innen sowohl angenommen als auch reproduziert wird und so die Praxis

verändert. Melanie Jaeger-Erben und Sabine Hielscher stellen fest, dass sich die Praxis des DIY aus der selbstreferenziellen Kleinbürgerlichkeit in den letzten Jahrzehnten hin zu einer politisierten Kultur des Selbermachens als Avantgarde für Nachhaltigkeit verschoben hat. Die Politisierung ist dabei keineswegs in allen Bereichen des Selbermachens in der gleichen Ausprägung zu beobachten, dennoch erreicht sie auch Menschen, die »nur für sich zu Hause reparieren« (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 14). Diese Praktiker*innen beziehen die politische Debatte nicht in ihre persönliche Tätigkeit mit ein, setzen sich aber gegebenenfalls in Diskussionen mit anderen damit auseinander und reagieren auf ihre Weise darauf. In diesem Sinne sind der Diskurs und die politische Bezugnahme durchaus Bestandteil der Praxis, keinesfalls aber ein unverzichtbarer, geschweige denn inhärenter. Um die Beziehung der einzelnen Praktiker*innen zum Diskurs zu erheben, bräuchte es weitere empirische Untersuchungen, die explizit diese Verknüpfung fokussieren. Im Fall der Fahrradselbstreparatur müsste zudem auch auf die Politisierung des Fahrrades als nachhaltiges Fortbewegungsmittel im Rahmen einer zukünftigen Mobilität eingegangen werden.

Eine Differenzierung der Praktiken außerhalb des politischen Diskurses von denen, die den Diskurs bewusst integrieren, ermöglicht Reckwitz' Analyse von ästhetischen Praktiken (2015). Er sieht dabei zwei Ebenen der Gesellschaftskritik. Auf der ersten Ebene durchbrechen ästhetischen Praktiken zunächst die Logik der Zweck-Mittel-Rationalität, indem sie ihr eine alternative »sinnlich-affektiv-kreative Selbstbezüglichkeit« (Reckwitz 2015: 45) entgegenstellen. Auf dieser Ebene findet keine explizite Kritik statt, sondern das kritische Potential liegt in der Fokusverschiebung auf Wahrnehmung und sinnlich-affektiven Genuss. Für Jaeger-Erben und Hielscher entsteht diese Verschiebung beim Reparieren im Moment des Selbermachens. In der Auseinandersetzung mit dem zu reparierenden Objekt entsteht eine Beziehung zwischen Schrauber*in und Objekt. Der Akt des Selbermachens steht im Widerspruch zur kapitalistischen Logik und der ökonomischen Zweck-Mittel-Rationalität. Selbst wenn die notwendigen Materialien günstiger als das Neuteil sind (was nicht immer zutrifft), ist der Zeitaufwand, den eine langsame Hobby-Schrauber*in gegenüber einer ausgebildeten Fachkraft aufwenden muss, ökonomisch nicht zu rechtfertigen. Der Mehrwert entsteht in der eigenen Selbstwirksamkeit. Indem die Durchführung durch die eigenen Hände erfolgt, emanzipiert sich die Schrauber*in eigenständig von den Verhältnissen (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 148). Dieser Mehrwert ist selbstbezogen und bemisst sich in der neu gewonnenen Qualität der Beziehung zwischen der Schrauber*in und dem Gegenstand. Selbstwirksamkeit ist ein zentraler Baustein in der Resonanztheorie von Hartmut Rosa, in der er resonante Beziehungen als Grundlage für gelingende Weltbeziehung ausformuliert (Rosa 2019). Jaeger-Erben und Hielscher arbeiten heraus, dass in der selbstständig durchgeführten Reparatur über die Beziehung zwischen Schrauber*in und Gegenstand eine Beziehung zur

Welt aufgebaut wird. »Die Werterfahrung ist dabei auch Welterfahrung und eine Form der gestaltenden Hinwendung zur Welt.« (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 161). Diese Resonanzachse [→ *Resonanzachsen*, S. 219] baut darauf auf, dass die Tätigkeit mit einer »starken Wertung« zum Beispiel für Nachhaltigkeit oder suffizienter Lebensweise verknüpft wird (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 160; im Bezug auf Rosa 2019: 226). Die Gesellschaftskritik wird auf dieser Ebene in der performativen Handlung und ohne explizite Formulierung durch die Akteur*innen artikuliert.

Eine solche Kritikform ästhetischer Praxis unterscheidet sich von der eines intellektuellen Diskurses, mit dem sie freilich verknüpft sein kann: Letzterer arbeitet mit »sachlichen« Argumenten, die ästhetische Praxis hingegen mit einer Modulierung der Sinne, Interpretationen und Affekte, so dass eine tiefgreifende Verstörung der Subjekte in Form von grenzüberschreitenden ästhetischen Erfahrungen möglich ist. (Reckwitz 2015: 46)

Während diese performative Kritik bei allen ästhetischen Praktiken des Selbermachens erkennbar ist, lokalisiert Reckwitz eine bewusste und explizite Artikulation von Kritik an der herrschenden Ordnung auf einer zweiten Ebene von ästhetischen Praktiken. Die Abkehr von der kapitalistischen Logik liegt beim Reparieren und Selbermachen auf der Hand und wird vielfach adressiert und debattiert. Gleichzeitig verstehen sich viele Praktiker*innen selbst nicht als kapitalismuskritisch. Viele Schrauber*innen setzen sich eher mit den eigenen, eingeschränkten Fähigkeiten und den unerreichten Ansprüchen einer professionellen Ausführung auseinander. Viele Akteur*innen bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen selbstreferentiellem und zweckrationalem Selbstverständnis, während der intellektuelle Diskurs die Abkehr von diesem zweckrationalen Handeln propagiert. In diesem Missverständnis zwischen den verschiedenen Praktiker*innen liegt ein Konfliktpotenzial, das meines Erachtens zwar wahrgenommen, aber noch nicht zu einem offenen Konflikt geführt hat. Es bleibt zu hoffen, dass auch weiterhin ein anerkennendes Nebeneinander verschiedener Sichtweisen besteht und der Konflikt, den Reckwitz benennt, nicht zu einem spaltenden Streit zwischen reparierenden Praktiker*innen führt:

Das weite Feld der populären oder routinisiert-selbstgenügsamen Vergnügungen, die auf der ersten Ebene Beispiele gelungener ästhetischer Praktiken darstellen können, insofern sie die Zweckrationalität durchbrechen, kann auf der zweiten Ebene nicht in jedem Fall als eine entfaltete ästhetische Praxis gelten, insofern es sozial-kulturelle Formen lediglich reproduziert, kompensiert oder ihnen gegenüber schlichtweg indifferent bleibt. Das Verhältnis zwischen den beiden Ebenen ästhetischer Gesellschaftskritik ist damit alles

andere als konfliktfrei. Aus der Sicht der zweiten Kritikform droht die erste in populistisches oder unpolitisches Fahrwasser zu geraten, aus der Sicht der ersten Form kann die zweite hingegen intellektualistisch und elitär werden. (Reckwitz 2015: 47)

Jaeger-Erben und Hielscher weisen zudem auf eine weitere Herausforderung hin. Sie machen sichtbar, dass die Weitergabe von Fähigkeiten und damit die pädagogische und letztlich politische Arbeit der Reproduktion von Reparaturwissen eine eigenständige, zusätzliche Tätigkeit darstellt. Das erfordert wiederum andere Kompetenzen und wird im Kontext der Repair Cafés oft zu einem herausforderndem Zusatzauftrag (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 126ff). Diese pädagogische Aufgabe wird von individuell agierenden Schrauber*innen womöglich gar nicht als politischer Aspekt wahrgenommen. Sie ist nicht Teil ihres Selbstverständnisses und gegebenenfalls fehlt sowohl Passion als auch Talent dafür. Es liegt somit auch in der Verantwortung von Akteur*innen des Diskurses auf der zweiten Ebene der Kritik, um für diese Herausforderung zu sensibilisieren und Machtverhältnisse, die Reparaturpraktiken oder deren Weitergabe verhindern zu adressieren (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 136).

Teil 2: **Zusammen Mitmachen**

Amateur*innen in Beteiligungsprozessen
zur Stadtentwicklung

2.1 Die Seelenverfassung der Siedler*innen des gemeinschaftlichen Hauses

Pruschewskij hätte schon heute voraussehen können, welches Werk der statischen Mechanik, im Sinne der Kunst und Zweckmäßigkeit, im Zentrum der Welt zu platzieren wäre, nicht vorausahnen aber konnte er die Seelenverfassung der Siedler des gemeinschaftlichen Hauses in dieser Ebene und noch weniger sich die Bewohner des künftigen Turms inmitten der allumfassenden Erde vorstellen. Welchen Körper wird die Jugend dann haben und von welcher bewegenden Kraft wird das Herz zu klopfen und der Verstand zu denken anfangen.

Pruschewskij wollte das heute schon wissen, damit nicht umsonst die Mauern seiner Baukunst errichtet würden: das Haus soll von Menschen besiedelt und die Menschen erfüllt sein von jener überschüssigen Lebenswärme, die einmal den Namen Seele bekam. Er fürchtete sich davor leere Gebäude zu errichten – solche, in denen die Menschen nur des rauen Wetters wegen leben.
(Platonow 2017: 28)

Der Ingenieur Pruschewskij aus Andrej Platonows Roman *Baugrube* weist auf eine Grundproblematik der modernen Architektur hin, von der auch der Soziologe Richard Sennett in seinem Buch *Die offene Stadt* schreibt: vom Widerspruch zwischen gebauter und gelebter Stadt, der *ville* und der *cité*. Missachtet die Stadtplanung die Herausforderungen der Stadtgesellschaft, dann entsteht eine *ville*, die der *cité* nicht entspricht. Ebenso ist das Verständnis der städtischen sozialen Strukturen nicht vollständig, wenn die baulichen Rahmenbedingungen nicht mit einbezogen werden. In einer zukunftsfähigen *offenen* Stadt werden *ville* und *cité* zusammengebracht (Sennett 2018).

Der Berliner Senat hat im Herbst 2018 die *Leitlinien für Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an Projekten und Prozessen der räumlichen Stadtentwicklung* herausgegeben, die in einem 18-monatigen Prozess mit Bürger*innen und Expert*innen erarbeitet wurden (SenSW 2019). Die Leitlinien stellen ein politisches Bekenntnis zu mehr Bürger*innenbeteiligung – der Einbeziehung der *cité* in die Gestaltung der *ville* – in Berlin dar. Das Mitwirken der Bürger*innen an städtischen Pro-

jekten soll gefördert werden und ist ein wichtiger Baustein der demokratischen Teilhabe. Zudem sollen auch explizit Konfliktpotenziale frühzeitig erkannt und moderiert werden, sodass Proteste aus der Bürger*innenschaft nicht im späteren Verlauf zu Blockaden im Projektverlauf führen.

Die Architektenkammer Berlin als Interessenvertretung der Professionen, die eng mit der Umsetzung der Leitlinien befasst sind, reagierte in einer Stellungnahme grundsätzlich zustimmend. Allerdings betont das Positionspapier, dass die Rahmenbedingungen für die Mitbestimmung durch Bürger*innen jeweils klar abgesteckt und kommuniziert sein müssen sowie die Angemessenheit der Partizipation zur Bedeutung des Bauwerks für die Öffentlichkeit gewährleistet sein muss (Architektenkammer Berlin 2019). Kritischer reagiert die Berliner MieterGemeinschaft in ihrer Mitgliederzeitung. Notwendige Bauvorhaben verzögerten sich durch die Beteiligungsverfahren des Senats oder würden ganz fallen gelassen. Des Weiteren seien Entscheidungen, die mit der Bürger*innenschaft oder durch Petitionen entstanden sind, oftmals nicht verbindlich umgesetzt worden, insbesondere dann, wenn Investor*inneninteressen dem entgegengestanden hätten (Blume 2019). Doch auch von Seiten der Immobilienwirtschaft gibt es Kritik an intensiverer Bürger*innenbeteiligung. Jan-Philipp Hein sieht in seinem Kommentar für den Tagesspiegel die Umsetzung von notwendigen Wohnungsbauvorhaben in Gefahr, da die Bürger*innen regelrecht zum Protest aufgerufen würden. Wo sich in Berlin doch ohnehin bei jedem kleinen Bauvorhaben eine Bürger*inneninitiative formiere, so Hein, führe die Intensivierung der Partizipationsbestrebungen nur dazu, dass der Senat seine Kritiker*innen auch noch finanziert und sich so selbst blockiert. Währenddessen ziehe sich die Politik aus der Verantwortung Entscheidungen zu treffen (Hein 2018). Im öffentlichen Diskurs besteht keine Einigkeit zur Notwendigkeit, zur Definition und zur Ausgestaltung von Partizipation. Vielmehr ist sie zum Streitthema heftiger Debatten geworden.

Was ist Partizipation?

Der Politiksoziologe Ortwin Renn gibt einen Überblick über die Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation in öffentlichen Planungen (Renn 2013). Dabei betont er die Notwendigkeit von Bürger*innenbeteiligung für eine demokratische Gesellschaft. »Politikverdrossenheit, St. Florians-Prinzip²⁴, Wutbürger, Protestkultur, Besitzstandswahrung, Anspruchsmentalität – diese Schlagworte kennzeichnen die aktuelle Debatte um die Rolle des Bürgers in unserer heutigen Gesellschaft.«

24 Laut Renn die deutschsprachige Entsprechung für das Phänomen des *Not-in-my-back-yard-Protests*, der sich gegen die Ansiedlung notwendiger Infrastruktur in der Nähe der betroffenen Anwohner*innen wendet (Renn 2013: 78).

(Renn 2013: 71). Er erkennt an, dass die Bürger*innen keine einheitliche Front darstellen und in »vielerlei Gruppen zersplittert sind« (Renn 2013: 73), jedoch bezieht er sich vor allem auf die Gegenwehr der Bürger*innen gegen Planungen. Ausgehend von der Steuerungsproblematik, wenn Entscheidungen keine ausreichende Legitimation zugrunde liegt, erörtert er die Notwendigkeit der Einbeziehung der Bürger*innen in die Entscheidungsprozesse und stellt verschiedene Formate vor (Renn 2013: 81ff). Diese basieren allesamt auf der Initiative der politischen und administrativen Entscheidungsträger*innen und ihrer Offenheit für Mitwirkung durch Laien. Eigenständiges politisches Engagement abseits der Top-Down-Einladung zur Kooperation behandelt Renn nicht.

In seiner Auseinandersetzung mit der Frage *Wer partizipiert (nicht) in der Politik?* befasst sich der Politikwissenschaftler Jan W. Van Deth mit den verschiedenen Formen der Bürger*innenbeteiligung, wie diese angenommen werden und wer sich nicht einbringt (Van Deth 2014). Er versucht den Partizipationsbegriff weiter zu fassen und sieht nicht nur die *bürgerschaftliche Beteiligung*, sondern auch *Protest* als Form der Teilhabe. Er diagnostiziert Korrelationen zwischen der individuellen Ressourcenausstattung und der Wahrscheinlichkeit am politischen Leben teilzunehmen. Ebenso sieht er einige Faktoren, die eine Teilhabe negativ beeinflussen können, wie das Wohnumfeld, den Familienstatus, Staatsangehörigkeit oder fehlende Vereinsmitgliedschaften. Er schlussfolgert, dass eine Vielzahl an Einflussfaktoren die Aktivität der Bürger*innenschaft beeinflussen und daraus eine Verschiebung entsteht, sodass eher die zufriedeneren Bürger*innen aktiv an den demokratischen Prozessen teilhaben. Eine breitere Beteiligung der weniger zufriedenen und misstrauischen Bürger*innen hätte zur Folge, dass auch deren statistisch geringere Toleranz gegenüber anders Denkenden das politische Klima beeinflussen würden (Van Deth 2014: 149f). Richard Sennett würde dieser Schlussfolgerung widersprechen, denn seiner Auffassung nach führt gerade das gemeinsame Arbeiten an Lösungen in einem alle betreffenden Prozess dazu, dass gegenseitiger Respekt entsteht. Dabei ist es wichtig, dass von allen Seiten eine Bereitschaft zur Koproduktion entstehen und eine Kommunikation auf Augenhöhe stattfinden kann (Sennett 2018: 299ff). Van Deth übersieht diese Dynamik, die Partizipationsprozesse selbst auslösen können, wenn es gelingt politikferne Bürger*innen einzubinden und an Entwicklungen teilhaben zu lassen.

Auch die politische Anthropologin Andrea Cornwall sieht in Partizipationsprozessen die strukturelle Tendenz zur Exklusion bestimmter Gruppen. Die Legitimation politischer Repräsentant*innen hänge selbst davon ab, wer sich an Wahlen beteilige. Da diese Beteiligung sozial ungleich verteilt sei, wirkten sich strukturelle Unterschiede auch auf die politische Repräsentation verschiedener Gruppen aus (Cornwall 2008: 277). Um die nicht teilnehmenden Akteur*innen einzubinden und die Kluft durch exklusive Partizipationsangebote nicht weiter zu vertiefen, sei es erforderlich, die Aufmerksamkeit auf ihre Lebensbedingun-

gen zu richten, denn keine dieser Gruppe lebt isoliert. Cornwall betont, dass es wichtige ökonomische und soziale Beziehungen verschleiern würde, wenn wir jede soziale Gruppe als eigenständig behandeln würden. Vielmehr könnten naive Versuche der Inklusion die Situation eher verschlimmern.

[...] these groups do not exist in social isolation. Treating them as discrete social groups can undermine economically and socially significant relationships that exist between the poor and the better-off or between women and men. Without a dynamic understanding of people's social networks and the institutions and dimensions of difference that matter in the pursuit of their livelihoods, naive efforts to bring about inclusive development may simply make things worse. (Cornwall 2008: 278)

Eine Forschungslücke in der Partizipationsforschung

Dabei finden die Debatten meist fachspezifisch getrennt voneinander statt, was Nina Gribat und Manuel Lutz zum Anlass nehmen, einen Überblick über die verschiedenen Diskurse der Stadtplanung, der kritischen Stadtforschung und der Architektur in Bezug auf Partizipation zu erstellen. In der Gegenüberstellung erhoffen sie sich mögliche interdisziplinäre Brückenschläge und wechselseitige Gewinne, um nicht nur Denk-, sondern auch Handlungsräume zu erweitern (Gribat/Lutz 2018: 82).

So haben sich laut Gribat und Lutz in der Stadt- und Raumplanung mittlerweile kommunikative gegenüber den rationalen Planungsmodellen durchgesetzt. Das bedeutet, dass in der Praxis partizipative Formate bereits große Bedeutung haben, jedoch dominiert dabei der Grundgedanke, dass ein Konsens Ziel der gemeinsamen Planung sei. Die Debatte ist weitestgehend stagniert und aufgrund der Praxisorientierung bleibt wenig Raum für kritische Analysen der Grenzen konsensorientierter Planung. Auch die Reflexion der eigenen Rolle der Planer*innen als keineswegs neutrale Akteur*innen kommt zu kurz. Oft wird schon die Durchführung von partizipativen Elementen bereits als Errungenschaft per se angesehen (Gribat/Lutz 2018: 82ff).

Die kritische Stadtforschung verfügt hingegen über einen großen theoretischen Pool an verschiedenen Diskussionsansätzen. Dabei stechen gouvernementalistische und materialistische Kritiken hervor, die eine grundsätzliche skeptische Distanz wahren und damit ihre Fähigkeit zur Analyse bewahren. Daraus entsteht jedoch auch ein Hang zur Idealisierung der Protestpraktiken und weniger Aufmerksamkeit für die kleinen Schritte innerhalb der administrativen Strukturen. Der Blick bleibt oftmals an den strukturellen Kritikpunkten haften, sodass die Heterogenität der Akteur*innen und ihrer Aktivitäten in der Tiefe verschwommen bleibt (Gribat/Lutz 2018: 85ff).

In der Architektur wächst die Aufmerksamkeit für die soziale Relevanz des Bauens. In einer Vielzahl von praktischen Experimenten werden Gestaltungsprozesse für direkte Mitwirkung geöffnet. Durch die direkte Evaluierung in der Praxis fehlt jedoch häufig die kritische Kontextualisierung. Mitunter wird die Wirksamkeit der kleinmaßstäblichen Experimente überschätzt, da zu wenig Sensibilität für die bestehenden Machtstrukturen besteht (Gribat/Lutz 2018: 88ff).

Gribat und Lutz erwarten neue Gestaltungs- und Forschungserkenntnisse im interdisziplinären Austausch von Stadtplanung, kritischer Stadtforschung und Architektur, da so Blindstellen ausgeleuchtet werden können und Synergieeffekte entstehen.

Die interdisziplinäre Verschränkung der drei Forschungsperspektiven verspricht den Prozess des Politischen in der Partizipation, als Kontinuum zwischen Vereinnahmung, Kollaboration und Emanzipation, besser zu fassen. Außerdem könnten mittels transdisziplinärer Perspektiven die Schwellen und Übergänge zwischen Protest und Widerstand, die darauf abzielen, exkludierende Spielregeln zu thematisieren, und den vielfältigen Praktiken des Mitgestaltens und Mitbestimmens, die innerhalb der Spielregeln tatsächlich stattfinden, untersucht werden. So wird es ermöglicht, die verschiedenen Akteur*innen und ihre unterschiedlichen Ansätze, die Stadt mitzugestalten und zu -planen, adäquater zu fassen. (Gribat/Lutz 2018: 92)

Es ist demnach notwendig, die tatsächlichen Praktiken sowohl der bürgerschaftlichen Beteiligung als auch des Protestes, wie Van Deth es nennt, anhand konkreter empirischer Fälle zu erforschen und im Detail zu beobachten, wie »Interessengegensätze ausgehalten und ausgehandelt« (Gribat/Lutz 2018: 92) werden. Mithilfe der Akteur*innenperspektive erwarten Gribat und Lutz die Möglichkeit Kontinuitäten wahrzunehmen, die in der isolierten Betrachtung von Beteiligungsverfahren nicht erkennbar sind.

Die ARCH+ als Zeitschrift für Architektur und Urbanismus veröffentlichte im März 2020 eine Ausgabe mit dem Fokusthema *Architekturethnografie*. Darin sind ausführliche Auseinandersetzungen mit den Nutzer*innen des gebauten Raumes im historischen und interkulturellen Kontext zusammengetragen. Diese akteur*innenzentrierten detaillierten Analysen stellen die *cité* in engem Zusammenhang mit der *vill * dar, wie Sennett sagen würde. Dabei liegt der Fokus jedoch auf den alltäglichen räumlichen Praktiken, die viele städtische Räume prägen (ARCH+ 2020). Eine eingehende über die Alltagswelten hinausreichende Analyse von aktivistischen und partizipativen Praktiken nahmen Bock et al. im Rahmen der Mieter*innenproteste um das Kottbusser Tor vor (2018). Darin verknüpfen die Autor*innen theoretische Rahmungen im Anschluss an die Actor-Network-Theory mit den räumlichen und sichtbaren Aktivitäten der beteiligten Akteur*innen.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit macht die theoretischen Analysen am praktischen Beispiel sichtbar und illustriert die Machtstrukturen und die Werkzeuge des Aktivismus. Im Verständnis von Van Deth wurde hierbei allerdings ausschließlich der Protest der aktiven Stadtgesellschaft beleuchtet, während eingeladene bürgerschaftliche Beteiligung keinen Platz fand.

Partizipierende als aktive Subjekte

Es wird eine Forschungslücke sichtbar, da bürgerschaftliches Engagement und Protest bisher kaum gemeinsam in einer empirischen akteur*innenzentrierten Untersuchung betrachtet wurden. Dies war für mich der Anlass, die Partizipierenden als handelnde Subjekte zu untersuchen. In der Vielzahl der Texte werden sie nur als Zuschauer*innen, eingeladene Bürger*innen oder Betroffene betrachtet, wodurch sie nicht nur sprachlich zum Objekt der Bürger*innenbeteiligung werden, sondern auch im Denken und Handeln der verantwortlichen Akteur*innen. Doch Partizipation ist ohne eigenständig agierende bürgerschaftliche Aktive gar nicht denkbar und so will ich die Forderung von Gribat und Lutz nach einem interdisziplinären Untersuchungsansatz, als expliziten Aufruf verstehen, das engagierte Handeln der partizipierenden Bürger*innen selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Diese verfolgen als aktive Subjekte mit ihrem Engagement eigene individuelle Ziele. Die Akteur*innenzentrierung kann sowohl bürgerschaftliche Partizipation als auch Protest innerhalb einer Beteiligungsbiografie betrachten und Kontinuitäten über die Formate hinweg aufzeigen. Wie entsteht das Bedürfnis sich einzubringen und was führt dazu konkretes Handeln zu beginnen und weiterzutreiben?

Außerhalb der Stadtforschung gibt es bereits vielversprechende Ansätze, um Partizipation als aktives Agieren von Partizipierenden zu beschreiben und dadurch neue Erkenntnisse zu ermöglichen. Thomas Abel und Dominik Schori schlagen für die Gesundheitsforschung vor, den *Capabilities Approach* von Amartya Sen und Martha Nussbaum mit dem *Kapital-Modell* nach Pierre Bourdieu zu verknüpfen (Abel/Schori 2009). Der *Capabilities Approach* entstand ursprünglich im Kontext der globalen Wohlbefindensmessung und ist Grundlage für den *Index der menschlichen Entwicklung*. → *Capabilities*, S. 112 Der Soziologe Bourdieu hat herausgearbeitet, dass nicht nur ökonomisches Kapital für die Handlungsspielräume von Menschen entscheidend ist, sondern sie auch auf kulturelle und soziale Ressourcen zurückgreifen, die er ebenfalls Kapital nennt (Bourdieu 1983). Partizipation in der Gesundheitsforschung beziehen Abel und Schori auf das Mitwirken der Menschen an der Krankheitsprävention. Die Menschen sollen proaktiv einen gesünderen Lebensstil führen, damit Krankheiten seltener auftreten. Der *Capabilities Approach* ist hier interessant, da er nicht auf das tatsächliche Handeln der Akteur*innen (*functionings*) fokussiert, sondern auf das, was sie tun könnten (*capabilities*). Sen zielt darauf ab, die Handlungsspielräume der Menschen – ins-

besondere in Entwicklungsländern – zu erweitern und ihnen mehr Freiheit und Teilhabe zu ermöglichen, statt sie zu direktem Handeln aufzufordern. Abel und Schori ziehen das Kapital-Modell Bourdieus hinzu, denn es macht sichtbar, welche Rahmenbedingungen bestimmte Handlungsweisen verhindern, auch wenn sie theoretisch möglich wären. Dabei ist explizit nicht nur ökonomisches Kapital entscheidend, sondern auch soziales Kapital – sprich Beziehungen – und insbesondere kulturelles Kapital, dass unter anderem Zugang zu Wissen, Fähigkeiten, Bildung, sowie Werte und Normen umfasst. Dabei ist ein Teil des kulturellen Kapitals als *inkorporiert* zu verstehen, das heißt durch die Sozialisation ist er verinnerlicht und wird als sogenannter *Habitus* nicht ohne weiteres in Frage gestellt. So wäre nach Bourdieu bereits die »*Perzeption* der Wahlmöglichkeiten sozial strukturiert« (Abel/Schori 2009: 58). Durch das von Abel und Schori vorgeschlagene Zusammendenken dieser beiden Ansätze ergibt sich ein Verständnis von Partizipation, dass sich auch auf Bürger*innenbeteiligung übertragen lässt. Es eröffnet einen akteur*innenzentrierten Zugang zur Frage, wer (nicht) partizipiert. Damit ist nicht mehr die Frage entscheidend, wer tatsächlich Teilnehmungsveranstaltungen besucht, sondern ob die Teilnahme überhaupt als Handlungsoption betrachtet wird und warum (nicht).

Als weitere Perspektive beziehen die Geografinnen Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin (2010) in ihrer Untersuchung zur Slow-Food-Bewegung²⁵ den partizipierenden Körper mit ein. Ihren Ansatz der *viszeralen Identifikation* verstehen sie als *biosozialen* Prozess, der eine Auflösung des Gegensatzes von Verstand und Körper bedeutet. So sind sowohl körperliche Empfindungen und Wahrnehmungen durch Erfahrungen und Diskurse geprägt als auch das Denken und Handeln durch körperliche Erfahrungen und Wahrnehmungen beeinflusst. Körper und Verstand stehen sich also nicht gegenüber, sondern sind integral miteinander verkoppelt (Hayes-Conroy/Martin 2010: 272). In der Slow-Food-Bewegung beobachteten sie, wie die Akteur*innen die Geschmackswelten mit den Produktionsbedingungen für die Lebensmittel verknüpfen. Viszerale Identifikation bedeutet demnach, dass die körperliche Wahrnehmung und das Wissen um die Rahmenbedingungen die Bewertung der Qualität der Lebensmittel beeinflusst. Das wird in der Slow-Food-Bewegung bewusst eingesetzt, indem die Rekrutierung neuer Mitglieder nicht über politische Diskurse, sondern über das gemeinsame Essen und das Erlebnis der geschmackvollen Lebensmittel erfolgt (Hayes-Conroy/Martin 2010: 276). Hayes-Conroy und Martin kommen dabei zu dem Schluss, dass in der Slow-Food-Bewegung zu oft von einer Generalisierbarkeit der Eindrücke aus-

25 Die Slow-Food-Bewegung bezieht sich auf eine Entschleunigung und Deindustrialisierung der Produktionsbedingungen für Lebensmittel, insbesondere Agrarprodukte und setzt sich für biologische und nachhaltige Landwirtschaft ein, indem sie unter anderem den besseren Geschmack der so produzierten Lebensmittel betont (Hayes-Conroy/Martin 2010).

gegangen wird und die daraus geschlussfolgerten politischen Forderungen nach besserer Landwirtschaft objektiviert werden (Hayes-Conroy/Martin 2010: 278ff). Die Fokussierung auf die Viszeralität von Engagement ermöglichte es ihnen die inkorporierten Faktoren der Akteur*innen zu verstehen. So konnten sie analysieren, warum sich die Menschen dem Slow-Food-Movement anschließen und andere außen vor bleiben.

An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass sowohl der Capabilities Approach als auch der Ansatz des viszerealen Erlebens für sich genommen keine erschöpfende Antwort auf die Teilhabe von Menschen ermöglichen. Während mithilfe des Capabilities Approach die potentiellen Akteur*innen und die Ausschlussfaktoren in den Fokus genommen werden, bietet er nur wenig Ansatzpunkte zur qualitativen Differenzierung, warum bestimmte Handlungen tatsächlich ausgeführt werden. Der viszerale Zugang fokussiert hingegen explizit auf die Gefühle und Identifikationspotentiale von partizipativem Engagement, vernachlässigt jedoch externe Faktoren. Vor diesem Hintergrund ist für diese Arbeit beides im Blick zu behalten: welches Handeln ziehen die Akteur*innen überhaupt für sich in Betracht und welche Qualitäten hat das Tun für sie.

Stadtmitmacher*innen als Amateur*innen der Stadtentwicklung

Verschiedene Autor*innen betonen den weiteren Bedarf an empirischer Forschungsarbeit im Bereich der Partizipation (Renn 2013: 93; Gribat/Lutz 2018: 91ff), wobei sie nicht weiter darauf eingehen, welche Erkenntnisse sie hier insbesondere anstreben. Aufgrund des grundsätzlichen Mangels an akteur*innenzentrierter empirischer Arbeiten möchte ich daher weitestgehend an der Basis ansetzen und die Lebenswelten beteiligter Bürger*innen in den Blick nehmen, die sich unabhängig in unterschiedlichen Formaten einbringen. In diesem Sinne ist mein Forschungsinteresse eine explorative Annäherung an die tatsächlichen Praktiken des Partizipierens:

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Wie organisieren Menschen ihr Tun und auf welche Art ist es in ihr Alltagsleben eingebettet? Welche Ziele verfolgen sie und welche Wertvorstellungen treiben sie an? Aus diesen Fragen leitet sich auch die Frage nach all denen ab, die sich nicht beteiligen und nach den Gründen dafür. Ist ein zusätzliches Engagement nicht mit dem Alltag vereinbar, lassen sich keine eigenen Ziele erkennen oder entsprechen diese nicht den jeweiligen Wertvorstellungen? Ich möchte dem Verständnis von Bürger*innenbeteiligung, aus der Perspektive der Verwaltungen und der Politik, eine Ergänzung aus Sicht der Partizipierenden zur Seite stellen. Die Frage, die Richard Sennett in *Die offene Stadt* beschäftigt, – wie kann die geplante Stadt, die *ville*

mit der sozial gelebten Stadt der *cité* zusammenkommen? (Sennett 2018) – möchte ich anhand derer untersuchen, die sich aus der *cité* heraus in die Gestaltungsprozesse der *ville* einmischen und somit als mitwirkende Bürger*innen – als Stadtmitmacher*innen – eine direkte Verbindung zwischen *ville* und *cité* schaffen. Ich betrachte diese engagierten Menschen nicht als externe Beteiligte eines professionell organisierten Prozesses, sondern als aktiv Mitwirkende an dem, was die Stadt ist und was sie ausmacht. Stadtmitmacher*innen sind der Teil der Stadtgesellschaft, der die Stadt mitgestaltet und ich möchte verstehen, wie das funktioniert.

Um die Praxis des *Stadtmitmachens* empirisch zu untersuchen möchte ich im Anschluss an die autoethnografische Arbeit zur Fahrradselbstreparatur auf den Amateur*innenbegriff von Antoine Hennion (2005) zurückgreifen. [→ Teil 1, S.33] Der Amateur*innenbegriff bietet die Möglichkeit, nicht-professionelle Tätigkeiten in ihrem lebensweltlichen Kontext zu verankern. Dabei wird die untersuchte Praxis als individuelle Tätigkeit in einen kollektiven und gesellschaftlichen Zusammenhang gebracht und die Abhängigkeit von Ressourcen und Kompetenzen sichtbar gemacht. In Anlehnung an Billy Ehn soll mir meine Autoethnografie zur Fahrradreparatur als die Grundlage für die weiterführende empirische Arbeit dienen (Ehn 2011). In der Ergründung der eigenen Lebenswelt liegt ein Schlüssel zum Verständnis für andere Akteur*innen. Eine aufmerksame und selbstkritische Selbstbeforschung sensibilisiert auch dafür, wie Befragte zum Beispiel in Interviews über ihre Lebenswelten sprechen und diese eventuell dramatisieren oder beschönigen. Gute Ethnografie sollte sich dem Untersuchungsgegenstand laut Ehn mit einer möglichst breiten Perspektive annähern. Eine Autoethnografie kann dabei helfen, die Verbindungen zwischen intellektuellen und handwerklichen Tätigkeiten zu verstehen. Voraussetzung dafür ist aber, dass die gewonnenen Erkenntnisse anschließend in einem breiteren sozialen Kontext angewendet werden.

Doing good ethnography simply means to use all conceivable kinds of materials and to analyze them, for example, from a cultural point of view. Doing autoethnography – of DIY, or of anything – is a means for those purposes. It may be [...] a way to study how you learn to manage tools for practical purposes, how you carry out ideas in manual work or what it means to switch between intellectual and bodily activities. After that, of course, you have to broaden your perspective and put your personal experiences in a larger social context. (Ehn 2011: 62)

Ich habe in dieser autoethnografischen Studie zur Fahrradreparatur im ersten Teil dieses Buches die Eckpunkte eines engagierten, freizeitlichen Engagements anhand des Rahmens von Hennions Amateur*innenkonzept herausgearbeitet, die mir nun im zweiten Teil als Grundlage für die Übertragung auf die Lebenswelt der Stadtmitmacher*innen dienen.

In der Fahrradarbeit habe ich dargelegt, dass sich Hennions Konzeption sehr gut auf produktive Tätigkeiten anwenden lässt. Obwohl Hennion zu eher konsumierenden, vermeintlich passiven Tätigkeiten wie Weintrinken, Musikhören und Drogenkonsum geforscht hat, greifen seine Analysen auch bei handwerklichen Tätigkeiten in der Freizeit. Er betrachtet das Schmecken der Amateur*innen als relationale Wahrnehmung, um den sozial determinierten Geschmacksbegriff von Bourdieu weiterzuentwickeln. Die Geschmackswelten der Amateur*innen kreisen weder allein um das Objekt des Interesses herum, noch sind sie rein durch Sozialisation geprägt. Nach Hennion werden sie durch vier voneinander abhängigen Elementen geprägt. Das Objekt selbst ist dabei nur ein Element neben den relevanten Kollektiven, den Ressourcen und Rahmenbedingungen sowie dem schmeckenden Körper selbst (Hennion 2005: 5). Hennions relationale Perspektive ermöglicht es, um die Tätigkeiten und Amateur*innen herumzukreisen und somit ein Bild der verschiedenen Faktoren zu zeichnen, ohne sie im Voraus unterschiedlich zu gewichten. Dieser Ansatz zeichnet sich vor allem durch seine Offenheit für die individuellen Sinnzuschreibungen und die Verschiedenartigkeit der Tätigkeiten aus, sodass er sich explizit nicht nur für gustologische Forschungen empfiehlt, sondern auch für andere Interpretationen von *Geschmack* geeignet ist. Geschmack wird zum *Schmecken* und beschreibt die individuellen Zugänge zu Praktiken und die damit verbundenen körperlichen Wahrnehmungen. Schmecken ist als Rahmung auch für andere Bereiche des freizeitlichen Eintauchens in vielschichtige Themenbereiche anwendbar und ich verwende den Begriff daher als Synonym für Amateur*innenpraktiken im Allgemeinen.

Aufbau der Arbeit

Vor der inhaltlichen Auseinandersetzung möchte ich methodische Fragen erörtern, den Forschungsgegenstand und das Sampling der Informant*innen vorstellen, sowie meine grundsätzliche Haltung zur Analyse und Darstellung der empirischen Daten im Kontext einer ergebnisoffenen explorativen Untersuchung diskutieren. Den zentralen Teil der Arbeit strukturieren die vier Komponenten des Hennionschen Amateur*innenbegriffs. Dafür beleuchte ich zunächst das Verständnis der Stadt als *tasted object*. (→ Stadt, S. 160) Aus der Makroperspektive des Stadtbegriffs dringe ich im folgenden Kapitel in das Gewebe der Stadt ein, das als Netzwerk die Rahmenbedingungen des Schmeckens – also die *devices and conditions of tasting* – darstellt. (→ Gewebe, S. 170) Da es beim Stadtmitmachen immer um die Nutzung des gemeinsamen öffentlichen Raumes geht, untersuche ich die Kollektive der Stadtmitmacher*innen und ihre Dynamiken als zentrale Komponente. (→ Kollektive, S. 187) Zu Abschluss des Hauptteils betrachte ich als letztes der vier Elemente den Körper – *the body that tastes* – in Relation zu den vorangegangenen Kapiteln. (→ Körper, S. 207) Dar-



1. GESCHMECKTES OBJEKT
2. RAHMENBEDINGUNGEN
3. KOLLEKTIV
4. SCHMECKENDER KÖRPER

aus ergibt sich Schritt für Schritt ein Zoom vom Großen und Ganzen der Stadt über deren Einzelteile und die Kollektive zum Körper.

Da sich das relationale Verständnis des Stadtmitmachens als Amateur*in-nentätigkeit erst im Laufe der vier Kapitel des Hauptteils entfaltet, möchte ich abschließend die in der Einführung formulierten Fragen aufzugreifen und die Erkenntnisse einordnen. → Mitmachen braucht Resonanz, S. 229 Zwar folgt diese Arbeit einer linearen Struktur, doch insgeheim erhoffe ich mir, dass sich die Leser*in selbst ihren Weg durch den Text bahnt, hängen bleibt, eigene Referenzen sammelt, zurückblättert und Abschnitte überspringt. Der lineare Aufbau dieses Buches ist für mich die logische Aufbereitung meiner Argumentation, die ich der Leser*in anbiete. Ab jetzt ist es aber ihr Erkenntnisinteresse, dass diesem Buch Sinn verleiht. Ab jetzt muss sie sich ihr eigenes Bild machen.

Methodischer Zugang

Die Konzeption der Amateur*in bei Hennion ist weniger eine determinierende Theorie, die das Sichtfeld der Forschenden einschränkt, sondern sie hilft dem aufmerksamen Blick als Analysewerkzeug bei versteckten Aspekten oder internalisierten Selbstverständlichkeiten. Sie nimmt nicht das Ergebnis vorweg, sondern gleicht einer Suchmaske, die vielfältige Elemente zum Teil der Untersuchung werden lässt und einen Platz im Verständnis zuweist. Daher steht für meine Untersuchung keine Theorie im Vordergrund, die es zu verifizieren gilt, sondern die Erkenntnisse aus der Empirie selbst sind Grundlage meiner Forschungsergebnisse. Zunächst muss ich jedoch eine geeignete Methode finden, um die autoethnografisch geschulte Perspektive auf die Lebenswelt der Amateur*innen für das Feld der Partizipation nutzbar zu machen. Wie lässt sich das Wissen der Stadtmitmacher*innen erheben und erforschen? Da mir die Gegenüberstellung verschiedener Formen des Partizipierens wichtig ist, sind tiefergehende Ethnografien wie beispielsweise teilnehmende Beobachtungen nicht zielführend. Eine breit angelegte Erhebung durch Fragebögen dringt hingegen nicht tief genug in die jeweiligen Lebenswelten ein. Um auf das Erfahrungswissen verschiedener Akteur*innen zuzugreifen zu können, bieten sich narrative Interviews an, da so für ein kleines, aber diverses Sampling eine lebensweltliche qualitative Datenerhebung möglich ist.

Ein Nachteil der Interview-Methode ist, dass sie keine Beobachtungen im Moment zulässt, sondern lediglich reflexiv auf die rückwirkenden Betrachtungen der Informant*in zugreifen kann. Zudem birgt die Beschränkung auf die Eigenwahrnehmung der Handelnden auch die Gefahr, dass sie die Dinge zu ihren (Un-)Gunsten verunklaren und wesentliche Mechanismen ihrer eigenen Abhängigkeiten verschleiern. Aufgabe der Interviewer*in ist daher, keine rein passive Haltung einzunehmen, sondern eine hinterfragende Ebene einzubauen. Die Interviews erfordern ein aktives Befragen, das bei Inkonsistenzen auch Darstellungen infrage stellen darf.

In seinem Buch *Das verstehende Interview* stellt der Soziologe Jean-Claude Kaufmann seinen methodischen Ansatz einer subjektiven Interviewführung dar (Kaufmann 1999). Er bezieht sich auf Anselm Strauss und dessen Methode der *Grounded Theory*, bei der nicht deduktiv eine Theorie zur Beweisführung vorausgesetzt wird, sondern mit dem erhobenen Material eine eigene theoretische Grundlage erarbeitet wird (Kaufmann 1999: 37). Hier wird der klassische Forschungsprozess umgekehrt, denn am Anfang stehen keine Hypothesen sondern die Beobachtungen im Feld. Zudem stellt die *Grounded Theory* nach den ersten Erhebungen bereits erste analytische Überlegungen an, um davon ausgehend die nächsten Interviewpartner*innen gezielt auszuwählen und die Fragen weiter zu schärfen. Der Forschungsprozess ist demgemäß stets reflektiert, angepasst und nachgesteuert.

Kaufmann beschreibt ausführlich die verschiedenen Situationen, die in Interviews entstehen können und macht deutlich, dass die Qualität der erhobenen Daten immer von der Beziehung zwischen Informant*in und Interviewer*in abhängt. Jeder Versuch die Interviews möglichst objektiv zu gestalten, damit die Befragte* frei von den äußeren Bedingungen berichtet, muss scheitern, da dies eine sterile Interviewsituation erzeugt, die das Gespräch hemmt (Kaufmann 1999: 24). Jedes Interview findet in einer spezifischen Umgebung statt, in der Stress und die allgemeine Gefühlslage auf das Gespräch einwirken. Das persönliche Empfinden der Befragten in der Gesprächssituation ist von entscheidender Wichtigkeit. Angesichts des Mikrofons auf dem Tisch und der besonderen Aufladung der Interviewsituation durch die Teilhabe an einem Forschungsprojekt betont Kaufmann, dass eine Nicht-Personalisierung der Fragen zu einer Nicht-Personalisierung der Antworten führt (Kaufmann 1999: 25). Das Interview riskiert von Distanzierung und Zurückhaltung geprägt zu werden. Es ist essenziell, dass die Interviewte* die Interviewer*in als Person wahrnimmt, die sich mit dem Thema beschäftigt und eine Meinung dazu hat, auf die sie reagieren kann. Die Informant*in und ihre Erfahrungen bleiben im Zentrum des Gesprächs, doch muss die Interviewende* ihren Elfenbeinturm der Neutralität gelegentlich verlassen und sich einbringen, um der Befragten* nicht als blinder Spiegel gegenüber zu sitzen.

Gelingt es dem Interviewer, Zugang zur Welt seines Informanten zu bekommen und einige zentrale Kategorien von dessen Selbstorganisation zu berühren, dann wird dieser immer mehr in den Bann seiner eigenen Worten [sic!] gezogen. Je tiefer seine Worte schürfen, um so intensiver bemüht er sich darum, das zu ordnen, was er über sich selbst sagt, denn schließlich ist es sein Leben, sein Ich, um das es hier geht. Und je mehr Mühe er sich bei dieser Arbeit des Ordnen gibt, um so mehr wird er über sich selbst sprechen und Informationen über sich preisgeben, die ihrerseits wieder neues Ordnen erforderlich machen. (Kaufmann 1999: 89)

Ziel des Interviews ist es, die Erzählung der Informant*in zu einer Reflexion über das eigene Tun werden zu lassen. Im Angesicht der Widersprüchlichkeit der Gesellschaft ist das Individuum stets bemüht eine konsistente Erzählung seiner Identität aufzubauen, die dem Leben Sinn verleiht (Kaufmann 1999: 88). Sensible Fragen in einem vertrauensvollen Setting können bewirken, dass die gewohnte Erzählung hinterfragt wird und die Informant*in im Gespräch neue Sinnzusammenhänge aufspürt, prüft, weiterverfolgt oder verwirft.

Ebenso plädiert Kaufmann für eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial. Da die Aussagen innerhalb des Interviews situationsabhängig sind, muss auch bei der Datenanalyse beachtet werden, inwiefern bei der Beantwortung Vorsicht, Herumlavieren oder Ironie im Spiel waren. Keine Aussage innerhalb des Gespräches steht für sich, sodass die Forscher*in dafür Verantwortung trägt, dass der sensible Inhalt des Gesprächs nachvollziehbar und im Kontext wiedergegeben wird. Für die Analyse setzt Kaufmann nicht allein auf das Transkript, sondern arbeitet hauptsächlich mit den Tonbandaufnahmen, um die Aussagen so ursprünglicher wahrzunehmen (Kaufmann 1999: 117).

Für mich bot es sich bei meiner Untersuchung aus mehreren Gründen an, mich an Kaufmann zu orientieren. Interviews sind ein geeigneter Zugang zu meinem Feld und der Verzicht auf eine vorangestellte Hypothesenbildung entspricht der Arbeitsweise Kaufmanns. Seine Achtsamkeit für die Zwischentöne bietet eine hilfreiche Unterstützung für die offene Interviewführung, nicht zuletzt, weil sie auch meinem persönlichen Stil des Forschens und der Gesprächsführung entspricht. Kaufmann betont, dass jede Interviewsituation subjektiv ist, jedoch propagiert er nicht den Versuch der Objektivierung, sondern einen offenen reflektierten Umgang mit der Rolle der Forschenden im Interview. Insbesondere die qualitative empirische Sozialforschung muss sich mit ihrer eigenen subjektiven Rolle im Prozess kritisch auseinandersetzen und einen produktiven Umgang damit finden.

Ein Quartier als Framing

Es wäre naheliegend, eine möglichst diverse Gruppe von aktiven Bürger*innen zu befragen, die sich auf verschiedene Art und Weise beteiligen. Allein mein Wohnort Berlin bietet mit einer Vielzahl von Bürger*inneninitiativen und Projekten, Veranstaltungen und innovativen Partizipationsverfahren viele spannende Personen, die als Informant*innen in Frage kämen. Allerdings sind auch die individuellen Kontexte sehr unterschiedlich, sodass die Vergleichbarkeit schwer zu wahren ist. Eine Vielzahl von Rahmenbedingungen beeinflussen die jeweiligen lokalen Möglichkeiten der Teilhabe. Wie agieren die Behörden? Welche Arten von Projekten werden bearbeitet? Wie ist die Sozialstruktur der betreffenden Anwohner*innenschaft? Schnell wächst die Zahl der Faktoren, die die Generalisierbarkeit der Er-

gebnisse in Frage stellen und unabhängig vom grundsätzlichen Forschungsinteresse betrachtet werden müssten. Wie sähe eine Beteiligung dann in ländlicheren Gebieten aus? Wann wird lokales Engagement regional, national oder global?

Auf der Suche nach einem Forschungsrahmen, der möglichst heterogene Beteiligungsformen einschließen sollte, entschied ich mich für die territoriale Begrenzung eines Stadtquartiers als Untersuchungsfeld. Was womöglich auf den ersten Blick beliebig erscheint, erlaubte mir eine Auswahl ganz unterschiedlicher Ansätze von Engagement zu erfassen und vergleichbare Daten zu generieren. Das macht dennoch eine Reflexion darüber notwendig, welchen Einfluss dieses Framing auf die möglichen Erkenntnisse hat. Im Sampling und in meiner abschließenden Analyse gehe ich hierauf explizit ein. Mit dem räumlich eingegrenzten Gebiet kann ich in dieser Arbeit eine Art Mikrokosmos der Beteiligungswelten herausarbeiten. Der territoriale Rahmen ist dabei selbst nicht eigentlicher Bestandteil der Untersuchung und wird von mir aus dem Grund nicht ganz streng erfasst. Auch diese territoriale Begrenzung schließt natürlich Formen des Partizipierens aus. Dennoch lassen sich die verschiedenen Aktivitäten untereinander in Relation setzen und gewinnen so eine inhaltliche Tiefe.

Meine Auswahl des Quartiers um die Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt zwischen Straußberger Platz und Alexanderplatz hatte sowohl methodische als auch persönliche Gründe. Das Quartier war als Wohngebiet im Zentrum der Stadt schon immer von überregionalem Interesse. Als einer der ersten sozialistischen Wohnkomplexe der DDR²⁶ diente es als Fassade für die staatstragenden Festlichkeiten und Paraden zum ersten Mai oder zum Republikgeburtstag, die auf der Karl-Marx-Allee stattfanden. Nach der politischen Wende von 1990 entstand ein Streit über die Privilegien der Bewohner*innenschaft, die durch ihre Stellung innerhalb der sozialistischen Gesellschaft einen zentralen Wohnort mit geringer Dichte und viel Grün bewohnen konnten. Zuschreibungen von außen trafen auf das Selbstverständnis der Bewohner*innen (Stadtforum 1996). Mit dem 1999 vom Senat Berlin beschlossenen *Planwerk Innenstadt* wurde dieser Konflikt auch städtebaulich diskutiert, da eine vollständige Überformung der Struktur des in industrieller Vorfertigung entstandenen Gebietes vorgeschlagen wurde. So gibt es eine lange Vorgeschichte zum 2015 beschlossenen Status als Fördergebiet im Programm Städtebaulicher Denkmalschutz (SenSW, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2015), die vielseitig von engagierten Bürger*innen begleitet wurde. Innerhalb des Förderprogramms von 2015 ist Bürger*innenbeteiligung als zentraler Baustein im Prozess verankert, der durch die Gebietsbetreuung des vom Senat beauftragten Koordinationsbüros KoSP begleitet wird (KoSP 2020).

26 Das aus dem sowjetischen Städtebau übernommene Konzept des sozialistischen Wohnkomplexes basiert darauf, dass Wohngebiete mit eigenständiger Infrastruktur wie Kindergärten und Lebensmittelversorgung zentral geplant werden (Pistorius 2005: 27).

Zudem ist seit 2015 um das ebenfalls im Gebiet liegende Haus der Statistik ein Verfahren entstanden, das unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit mit innovativen Partizipationsformaten durchgeführt wird. Initiiert durch aktivistisches Engagement, wurde der Abriss des großen modernistischen Funktionsbaus in unmittelbarer Nähe zum Alexanderplatz von einem breiten Netzwerk verhindert und ein Planverfahren eingeleitet, in dem regelmäßig und auf verschiedenen Plattformen interessierte Stadtbewohner*innen, aber auch Anwohner*innen zur Mitwirkung eingeladen werden.

Doch bringen sich die Bewohner*innen des Gebietes nicht nur da ein, wo sie explizit gefragt werden. Zu verschiedensten Problemen formieren sich immer wieder Gruppen, die sich einmischen und ihre Positionen unter anderem mit Unterschriftensammlungen ausformulieren. Da hier engagierte Bürger*innen auf vielfältige Angebote zum Partizipieren treffen, eignet sich das Quartier, um verschiedene Formen des Mitmachens zu untersuchen. Ich habe dieses Quartier für meine Untersuchung ausgewählt, da hier immer wieder initiatives Engagement in öffentliche Beteiligungsverfahren übergeht und andersrum. Die verschiedenen Beteiligungsformate greifen ineinander und ergänzen sich in den Aktivitäten der Akteur*innen.

Aber auch ganz persönlich bin ich mit der Karl-Marx-Allee in diesem Abschnitt eng verbunden. 2013 schloss ich meine Masterarbeit im Fach Architektur zu diesem Gebiet ab, in der ich über die baulichen Fragen hinaus auch die historischen und politischen Entwicklungen mit einfließen ließ und erste soziologische Betrachtungen unternahm. Somit bin ich mit der Entwicklung des Quartiers vor allem seit der Wende vertraut und kann dieses Wissen in die jetzigen Untersuchungen integrieren. Für die empirische Sozialforschung ist es unerlässlich, sich mit dem Untersuchungsgegenstand vertraut zu machen. In diesem Fall erleichtert mein Vorwissen nicht nur den Zugang zum Feld sondern auch die Interviewführung. So ist es mir möglich in den Gesprächen als kompetenter, mit der Materie vertrauter Gesprächspartner aufzutreten, was mir als Basis für explizite und tiefergehende Rückfragen dient. Das gemeinsame Interesse an den besprochenen Themen motiviert die Befragten zu ausführlichen Hintergrundbeschreibungen, die in einer Abfragesituation mit asymmetrischem Vorwissen nicht zustande gekommen wären. Nicht zuletzt besuchte ich in den letzten Jahren viele Veranstaltungen zum Quartier, hörte zu, machte Bekanntschaften und war als Beobachter des Geschehens im Grunde auch selbst Teil der interessierten Nachbar*innenschaft, auch wenn ich selbst nie dort gewohnt habe.

Sampling, Interviewführung und Datenanalyse

Mit dem Werkzeug des verstehenden Interviews und dem Fokus auf das Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt begann ich nach geeigneten Interviewpartner*innen zu suchen. Die Kontaktaufnahme mit den Informant*innen erfolgte sukzessive im Forschungsprozess. Alle Interviewpartner*innen erhielten anonymisierte Namen. Wenn wir uns in den Gesprächen geduzt haben, wählte ich einen Vornamen; siezten wir uns, erscheinen die Informant*innen hier mit einem Nachnamen. → Ein Text entsteht, S. 148 Die ersten beiden Gespräche dienten dem Kennenlernen des Forschungsfeldes. Herrn Achims hatte ich auf einem Stadtteilstadt fest angesprochen und mit Michael war ich schon vorher bei einer Podiumsveranstaltung ins Gespräch gekommen. Es folgte eine erste Reflexion der aus den Gesprächen mit den beiden gewonnenen Erkenntnisse, in der ich mein Thema schärfen konnte. Im Sinne des Kontrastierens der bisherigen Informant*innen (vgl. Helfferich 2011: 174) vereinbarte ich die drei darauffolgenden Interviews. Bei deren Auswahl achtete ich auf möglichst verschiedenartige Lebenswelten. Robert hatte ich bei einer Veranstaltung zum Haus der Statistik kennengelernt und ihn bei einem zufälligen Treffen angesprochen, während ich Frau Kubitz und Flora gezielt mit der Bitte um ein Gespräch kontaktierte. In der anschließenden Reflexionsphase ergab sich eine erste Sättigung des Datenmaterials, die ich mit einem letzten Interview überprüfen wollte. Das abschließende Interview mit Frau Willert habe ich daher auch genutzt, um erste Thesen mit ihr zu diskutieren und zu überprüfen. Den Kontakt zu Frau Willert bekam ich in einem der anderen Interviews vermittelt. So entwickelte sich schrittweise eine Stichprobe mit insgesamt sechs ausführlichen Interviews. Diese Auswahl ist keinesfalls repräsentativ, weder für das Feld der Partizipation insgesamt noch für die Teilhabetungslandschaft im untersuchten Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Das ist auch nicht der Anspruch, dem eine qualitative Untersuchung gerecht werden muss. Die Teilnehmenden gewährten Einblick in ihre Lebenswelten und eröffneten der Forschung Erkenntnisse und Einblicke in Phänomene, die neues Verstehen mit sich bringen. Entscheidend ist die Reflexion über die Grenzen der erfolgten Untersuchung, um keine falschen Generalisierungen, sondern vertiefende Erkenntnisse zu extrahieren.

Ich habe darauf geachtet mit dem kontrastierenden Prinzip in der Auswahl der Interviewpartner*innen möglichst unterschiedliche Perspektiven miteinzubeziehen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126). Dafür habe ich für die weitere Akquise von Interviewpartner*innen jeweils darauf geachtet Perspektiven aufzunehmen, die bisher nicht vorkamen. Neben der paritätischen Verteilung von weiblichen und männlichen Befragten nahmen drei Personen teil, die bereits als Kinder im Gebiet gelebt hatten. Zwei männliche Interviewte sind in Westdeutschland aufgewachsen – was im Quartier mit dieser exponierten DDR-Geschichte

immer wieder thematisiert wird – und eine Informantin im europäischen Ausland. Von den Informant*innen, die zwischen 30 und 70 Jahre alt sind, engagieren sich zwei im Nachbarschaftsrat, zwei sind in Initiativen aktiv, während die anderen beiden nicht in Kollektiven eingebunden sind. Angesichts der langwierigen Interviewphase von über einem Jahr ist zu betonen, dass die erhobenen Daten jeweils für sich einen fixierten Zeitpunkt in der Lebenswelt der Informant*innen abbilden. Zwischen den einzelnen Gesprächen sind Entwicklungen passiert, sodass die Interviews jeweils andere Momente in der Partizipationslandschaft der Karl-Marx-Allee festhalten. Für das Forschungsvorhaben habe ich das aber nicht als nachteilig erachtet, da in jedem Interview für sich eine relationale Alltagswelt abgebildet ist, die erkennen lässt, *wie* jeweils Partizipation stattfindet.

Als Gesprächsgrundlage nutzte ich jeweils eine Stichpunktliste statt eines strukturierten Leitfadens, da die noch unscharfen Kategorien die authentischen Ausführungen nicht irritieren sollten. Die notierten Themenbereiche schnitt ich situativ im Gespräch an, um den Gedankenfluss an das bisher Gesagte anzuknüpfen. Alle Interviews waren von einer lockeren Atmosphäre gekennzeichnet und fanden an unterschiedlichen Standorten statt; z.B. im Café, im Biergarten oder in verschiedenen Besprechungsräumen. Gelegentlich wurde das Erzählte ausschweifender, doch waren auch diese Passagen wichtig für das Gefühl, dass das Engagement in all seinen Facetten für das Interview von Interesse ist. Dadurch überschritten mehrere Gespräche die Marke von zwei Stunden. Alle Interviews zeichnete ich als Audioaufnahme auf. Im Hinblick auf Kaufmann und dessen Hervorhebung der akustischen Ebene, hörte ich mir die Aufnahmen unabhängig von der Transkription nochmals an, um mehrdeutige Passagen zu erkennen und die Aussagen richtig zu verstehen. Für die Analyse benutzte ich keine spezielle Software, sondern sie beruht auf Notizen, die ich während des Anhörens der Tonaufnahmen und dem wiederholten Durcharbeiten der Transkripte anfertigte.

Ein Text entsteht

Am Ende eines Forschungsprozesses steht die vielleicht wichtigste Entscheidung: wie sollen die Erkenntnisse verschriftlicht und einem Publikum präsentiert werden und nicht zuletzt: welche Erkenntnisse sollen das sein? Gerade für offene qualitative Forschungsvorhaben ist es notwendig zu reflektieren, wie die Erkenntnisse zustande gekommen sind und ob es für die Leser*in wichtig ist, dies genau nachvollziehen zu können. Stegkemper et al. (2018) haben sich anhand ihrer vier Promotionsarbeiten damit auseinandergesetzt, welche Darstellungen dem »nicht-lineare[n], zyklisch-iterative[n] Prozess« des qualitativen Forschens gerecht werden können. Eine An- und Einpassung an und in die standardisierten Schemen der normierten Forschungspräsentationen läuft Gefahr, der Leser*innenschaft die mäandernden Wege vorzuenthalten und einen makellosen Prozess

zu suggerieren. Wird der Erkenntnisprozess hingegen in all seinen Abzweigen und Verirrungen ausführlich dargelegt, droht der Text unlesbar zu werden und zur narzisstischen Selbstdarstellung der Autor*in mit zweifelhaftem Erkenntnisgewinn zu werden (Stegkemper et al. 2018). Mir erging es, nachdem das Material zusammengetragen und ich mit den Interviews gut vertraut war, beinahe so, als wäre ich in eine Goldgrube hinabgestiegen. Fasziniert von den reichen Erzählungen erschienen immer neue glitzernde Stellen, die ans Licht geholt werden wollten. Doch der Blick auf den kleinen Handwagen, der mir im Rahmen dieser Arbeit zur Verfügung stand, zwang mich bescheiden auszuwählen, um die Auswahl noch transportieren zu können.

Darüber hinaus stellte sich aber die Frage, ob es möglich wäre, der Leser*in einen Eindruck dieser Goldgrube zu vermitteln, ohne alles passgenau für meinen Handwagen zurechtschneiden zu müssen. Im Bezug auf Autoethnografien diskutieren Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer die besonderen Chancen autoethnografischer Narrative. Als *messy stories* seien diese in der Lage, die einseitige Beziehung zwischen Forscher*in und Leser*in aufzulösen und einen Dialog herzustellen, in dem keine vorgefertigten Lesarten, sondern verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. »Der Prozess des Verstehens endet demnach nicht mit der Produktion des Textes, sondern erst mit dem sinnlichen, emotionalen Erleben der jeweiligen LeserInnen.« (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Da auch das körperliche Empfinden der Befragten eine wichtige Rolle in dieser Untersuchung einnehmen sollte, bestand die besondere Herausforderung darin, wie die emotionalen engagierten Berichte, die ich persönlich erleben durfte, diese Kraft auch auf die Leser*in übertragen könnten.

Nach längerem Hin- und Herwenden erwies sich das Amateur*innenkonzept nach Hennion, das mir den Weg in die Goldgrube gewiesen hatte, auch als geeignet, um die spannendsten Stücke ans Licht zu bringen. Durch die Offenheit des Ansatzes für die individuellen Geschichten ist es nicht erforderlich die Eigenheiten und Widersprüche zu glätten, denn gerade auf diese richtet sich ein durch Hennion geschulter Blick. Alle vier Elemente Objekt, Körper, Kollektiv und Rahmenbedingungen können individuell am empirischen Beispiel erörtert werden und fügen sich durch die Nebeneinanderstellung zur sehr subjektiven Praxis zusammen. So entschied ich mich dafür die Leser*in Schritt für Schritt anhand meiner Erkenntnisse mit dem Blick Hennions vertraut zu machen – sie also selbst zur Forscher*in werden zu lassen – und die Arbeit nach mit dem Gerüst der vier Elemente aufzubauen.

Um der Leser*in gleichzeitig einen Einblick in die Empirie zu eröffnen, spricht der entstandene Text mit zwei Stimmen. Die eine erläutert schrittweise, was mit dem Blick Hennions im Feld der Partizipation sichtbar wird; die andere liefert dazu immer wieder Bilder aus dem Leben der Akteur*innen. Während sich die erste Stimme einer wissenschaftlichen Sprache verpflichtet fühlt, erzählt

die zweite Geschichten. Die Kritik, dass dabei die dualistische Gegenüberstellung von Theorie und Empirie noch verstärkt wird, liegt nahe. Doch die beiden Stimmen brauchen einander mehr als es der erste Blick vermuten lässt. Während die wissenschaftliche Stimme Fragen nach den realen Lebenswelten hervorruft, lassen die anekdotischen Narrative für sich genommen die Leser*in ohne Sinnzusammenhänge zurück. Nur im Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis entsteht ein Gesamtbild.

In den Geschichten soll sich die Leser*in wiederfinden können. Sie sollen für das eigene Handeln anschlussfähig sein. Die Leser*in soll sich mit dem Erzählten auseinandersetzen können, Beziehungen zu den Protagonist*innen aufbauen, Sympathie und Widerwillen entwickeln, ohne durch eine abstrahierte interpretierende Sprache von den ursprünglichen Erfahrungen distanziert zu werden. Dabei muss klar sein, dass ich die Anekdoten ausgewählt und positioniert habe. Doch nachdem ich das Thema bestimmt, das Forschungsdesign aufgebaut, die Interviewpartner*innen kontaktiert, die Gespräche geführt und meine eigenen Gedanken daraus entwickelt habe, möchte ich nun meine Erkenntnisse weitergeben. Die Subjektivität des Forschungsprozesses soll nicht geleugnet werden, sondern bewusst für den Erkenntnisgewinn bei der Rezeption zurücktreten. Dabei bleibt die Beziehung zwischen mir und den Befragten jeweils präsent, da es jeweils drei Interviews gab, in denen wir uns saßen und drei in denen sehr schnell das Du verwendet wurde. Dieses intersubjektive Momentum findet sich in den Erzählungen wieder, indem es drei Protagonist*innen mit einem (anonymisierten) Vornamen gibt, während über die anderen mit einem (ebenfalls erfundenen) Familiennamen berichtet wird.

Es ist der Leser*in überlassen, wie sie sich im Dialog dieser zwei Stimmen bewegen möchte. Sie ist eingeladen meinen Ausführungen zu folgen, jedoch gleichzeitig animiert, sie sich anzueignen, in ihnen zu springen, Abkürzungen zu nehmen, dem eigenen Lesefluss zu folgen und an den Erkenntnissen zu partizipieren. Denn im Moment des Lesens sind es allein ihre Erkenntnisse! Jean-Claude Kaufmann lädt seine Leser*innen ebenfalls ein, sich auf verschiedene Weisen mit seinen Büchern auseinanderzusetzen. Seinem Buch *Schmutzige Wäsche*, in dem er Paarbeziehungen anhand der Hausarbeit untersucht, stellt er eine »Gebrauchsanweisung« voran, die drei verschiedene Vorgehensweisen vorschlägt (Kaufmann 1995: 13ff). Entweder die Leser*innen überfliegen die Kapitel flüchtig und picken sich einzelne Stellen heraus oder sie folgen dem linearen Verlauf des Buches. Als dritte Möglichkeit bietet er an, dass die Leser*innen selbst anhand des gesamten Materials überprüfen können, ob sie Kaufmanns Analysen folgen wollen. »Diese Art der Lektüre betrifft diejenigen, die sich nicht einfach nur als Leser, sondern selbst als Wissenschaftler verstehen, bzw. meine Auswertung von Lebensgeschichten einer methodischen Kontrolle unterwerfen wollen.« (Kaufmann 1995: 15). Da die Zitate im Verlauf des Buches meist aus den Zusammenhängen ge-

rissen sind, bietet er am Ende einen »biographischen Lektüreführer« (Kaufmann 1995: 15) an, in dem er die individuellen Persönlichkeiten kurz und knapp vorstellt. Davon habe ich mich inspirieren lassen, will die Vorstellung der befragten Personen jedoch gleich voranstellen, um auch der linearen Leser*in vorzustellen, wer dieses Buch mit Leben füllen wird.

A Herr Achims ist jetzt Mitte 50 und hat schon als Kind im Kiez nördlich der Karl-Marx-Allee in den Planschen²⁷ gespielt. Sein Vater lebt noch immer in der alten Wohnung. Es machte ihm schon immer Spaß, mit anderen gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen, sodass er sich als Jugendlicher in einem Jugendclub eingebracht hat. Nach einigen Jahren in anderen Berliner Stadtbezirken und verschiedensten beruflichen Erfahrungen, beschloss er 2010 wieder in das Quartier der Kindheit zu ziehen. Bald stellte er fest, dass im Haus auch noch ein ehemaliger Mitschüler und dessen Mutter lebten. Er begann sich gelegentlich um die älteren Hausbewohner*innen zu kümmern und sich in der Hausgemeinschaft zu engagieren. Als die Wohnungsgesellschaft WBM Kandidat*innen für die Wahl zum Mieterbeirat ausschrieb, ließ er sich aufstellen und wurde auch gewählt. »Naja, die können mich eh nicht leiden, bei der WBM, dann bewirbst du dich einfach mal, weil du ja sowieso schon sonn Querulant bist.« Doch die Arbeit im Mieterbeirat gestaltete sich nicht so, wie es sich Herr Achims vorgestellt hatte. Zum einen hatte er das Gefühl, dass die Mieter*innen oft nur öffentlichkeitswirksam zu Veranstaltungen wie Grundsteinlegungen eingeladen wurden, ohne in irgendetwas eingebunden zu sein. Zum anderen war auch die Kooperation in der Gruppe schwierig, da eine Person versuchte die Arbeit der anderen zu bestimmen und ihre Ansichten durchzudrücken. So engagierte er sich parallel im neu gegründeten Nachbarschaftsrat, in dem er die Zusammenarbeit sehr schätzt. Sein Amt im Mieterbeirat legte er nieder, um seine Energie nicht sinnlos zu vergeuden.

M Michael (Mitte 40) hat als Architekt ein professionelles Interesse am gebauten Raum. Die Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt liegt ihm aber besonders am Herzen, da er seit 10 Jahren mit seiner Familie am Straußberger Platz wohnt und das Gebiet sehr gut kennengelernt hat. Er schätzt das viele Grün, die Ruhe und die Sicherheit, die die großzügigen Außenräume für Familien bieten. Dazu kommt sein Interesse für die Nachbar*innenschaft und die Geschichte des Quartiers. Durch seine Zeit in den Niederlanden und durch seine österreichische Frau und Büropartnerin ist er mit den international unterschiedlichen Beteiligungskulturen vertraut und sieht diesbezüglich in Berlin viel Nachholbedarf. Doch weiß er aus eigener

27 Plansche ist das Kurzwort für Planschbecken. So werden die beiden flachen Wasserbecken im Quartier bezeichnet, die in den 1960er-Jahren mit circa 20 Zentimeter Wassertiefe als Kinderwasserspielflächen angelegt wurden.



Erfahrung, wie schwierig es ist, sich Zeit für das Mitwirken zu nehmen, wenn man beruflich eingespannt ist. Mit seinem Büro hat er sich eine Zeit lang um ein besonderes Grundstück im Quartier bemüht. Sie machten den Vorschlag, eine unterirdische Wärmeübergabestelle im Quartier für ein Baugruppenprojekt zu überbauen. In diesem Zusammenhang ist er zu einigen Veranstaltungen gegangen, hat auch einige Wortbeiträge beigesteuert, aber sich nicht darüber hinaus verpflichtet intensiver zu partizipieren. Die Trennung seiner beruflichen Ansichten vom privaten Engagement findet er schwierig, da er als Planer immer die Baupotentiale sieht. Er bedauert, dass es so viel Widerstand gegen Nachverdichtungsvorschläge im Quartier gibt, wo doch Wohnungsmangel in Berlin besteht und dringend neue Wohnungen dort gebaut werden müssen, wo Platz dafür ist. Da findet er die Verfahren auch wenig ambitioniert und die geführten Diskussionen berühren in seinen Augen nur Nebenschauplätze. Sich für eine kontinuierliche Aufgabe bereit zu erklären, kann er sich nicht vorstellen, denn dafür fehlt ihm mit Familie und Selbstständigkeit die freie Zeit, auch wenn er das sehr bedauert. »[...] aber das ist einfach mangelnde Energie. [...] wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich mich liebend gerne auch mehr einbringen, beim Haus der Statistik. Das [...] ruft ja [...] förmlich danach, dass man sich da einbringen sollte. Ähm, find ich auch alles hochinteressant, aber da fehlt mir einfach die Energie. Also das geht nicht. Ja. Ist leider so.«

- R** Als Künstler hatte Robert (Mitte 40) seit 2003 ein Atelier in der direkten Nachbarschaft zum Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Er wohnte direkt im Atelierhaus und kümmerte sich um Verwaltungsaufgaben. Die Nutzer*innen solidarisierten sich, als das Gebäude verkauft wurde und gründeten mit dem Atelierbeauftragten des Senats eine Initiative für bedrohte Atelierhäuser. Doch sie konnten nicht verhindern, dass sie 2016 ausziehen mussten. Seitdem sehen sie sich als »Künstlergemeinschaft ohne Haus« und arbeiten als Initiative in Kooperation mit anderen privaten Atelierhäusern. Ihre spektakulärste und nachhaltigste Aktion war 2015 das Anbringen eines Banners am Haus der Statistik, auf dem sie forderten, dass das Gebäude nicht abgerissen, sondern Atelierräume und Wohnen für Geflüchtete entstehen sollten. In der daraus entstandenen *Initiative Haus der Statistik* ist Robert auch weiterhin in verschiedenen Rollen aktiv. Robert hat mittlerweile eine Wohnung im Quartier und sucht weiterhin ein neues Atelier. Doch nicht nur aus persönlicher Betroffenheit engagiert er sich weiterhin für den Erhalt und die Schaffung von Atelierräumen im angespannten Immobilienmarkt in der Stadt, wo sich die öffentliche Wahrnehmung vor allem auf den Mangel an Wohnraum fokussiert. Robert findet es kritisch, dass sich nur wenige Künstler*innen politisch einbringen, während sie oftmals als Aushängeschild der Stadt und der Immobilienbranche für eine kreative Außenwirkung sorgen und doch unter pre-

Hinweis zur Abbildung links: Die Darstellung der interviewten Personen ist fiktiv

kären Bedingungen arbeiten und für jeden Freiraum kämpfen müssen. Wirklich Freude macht die politische Arbeit Robert meistens nicht. Es ist für ihn eher eine Pflicht, die leider nicht alle wahrnehmen: »Das kommt eigentlich, also bei mir ist das so, dass das immer erst ganz spät kommt. (lacht) Dieses Genussmoment. Also ich find's eigentlich tendenziell eher unangenehm.«

K Frau Kubitz ist 68 Jahre alt und könnte ihre Rente in Ruhe genießen. Doch vielmehr war ihre Pensionierung für sie die Gelegenheit sich noch mehr zu engagieren als zuvor. Sie ist im Kundenbeirat der Wasserbetriebe, Mitglied einer Selbsthilfegruppe für Lymphpatient*innen, baut als Tochter von Widerstandskämpfer*innen eine Webseite für das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück mit auf und kämpft im Nachbarschaftsrat für die Gesundheitsversorgung im Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Sie ist als junges Mädchen mit ihren Eltern in die Neubauten an der Alexanderstraße gezogen und hat nach ihrem Studium der Kybernetik in Kiew lange im Prenzlauer Berg gewohnt. Als die Mieten dort stiegen, entschied sie sich mit ihrem Mann zurück in das Quartier zu ziehen und eine Eigentumswohnung zu erwerben. Sie findet die Wohnungen sehr schön und praktischer als die große Wohnung im Prenzlauer Berg, die auch viel Arbeit bedeutete. Sie findet es selbstverständlich, sich in der Nachbar*innenschaft zu engagieren. Sie ist mit diesem gesellschaftlichen Verantwortungsgefühl aufgewachsen und bedauert, dass diese Kultur der Hilfsbereitschaft mit dem Ende der DDR aufgehört hat. Auch für sie war die Zeit nach der Wende schwierig, denn die Angst um den Arbeitsplatz ließ keinen Platz für ehrenamtliche Arbeit. Sie arbeitete bei der Treuhandanstalt und studierte Jura im Abendstudium, um für die neuen Aufgaben gerüstet zu sein. Bis zu ihrer Rente konnte sie in Finanzbehörden arbeiten, doch die Angst vor der Arbeitslosigkeit empfand sie für sich und ihr Umfeld als prägend. Mit dem Renteneintritt hatte sie wieder genug Zeit für »gesellschaftliche Arbeit«, wie sie das Ehrenamt in der DDR nannten. »Ich nehme Demokratie und Bürgerbeteiligung, die gehört dazu, sehr ernst. Und jetzt bin ich nicht [...] mehr in der Arbeit und hab bisschen mehr Zeit als sonst. [...] Und will das auch leben.«

F Flora ist in Südosteuropa aufgewachsen und hat in den Vereinigten Staaten gelebt, bevor sie nach Berlin kam. Sie ist jetzt um die 30 und war noch ziemlich neu in der Stadt, als sie 2014 über eine Meetup-Gruppe an der Gründung eines Gartenprojektes teilnahm. Sie hatte sich für ihre Thesis in der Landschaftsarchitektur mit Gemeinschaftsgärten beschäftigt und war von dem in Berlin verbreiteten Konzept der gemeinschaftlich bewirtschafteten Fläche begeistert. Das französische Konzept der *Jardin Partagé* ist zwar auch gemeinschaftlich organisiert, aber am Ende hat doch jede*r seine eigene kleine Fläche für sich selbst. Das Gärtnern im Kollektiv ist für sie ein idealer Typus der Beteiligung, da man den Raum direkt gestalten kann. »Wir machen hier ein Beet!« und dann bist du mit dem Spaten in

der Hand und da ist ein Beet. (lacht) Es ist SUPEREINFACH!«. Ihre Begeisterung für partizipative Projekte aus dem Studium konnte sie im Gartenprojekt durch praktisches Wissen ergänzen. Sie findet es immer noch sehr spannend, dass man etwas entscheiden und gleich im Anschluss umsetzen kann, auch wenn sie erkannt hat, welche Probleme im Prozess aufkommen. Das Gartenprojekt wird vor allem von einer Kerngruppe getragen, die sich um die organisatorischen Fragen kümmert und nötige Entscheidungen trifft. Sie wollen die Nachbar*innenschaft einladen mitzugärtnern, auch wenn das nicht so einfach ist, wie sie anfangs dachten. Flora findet es schwierig, sich in klassischen Partizipationsverfahren zu engagieren. Man braucht Zeit und Energie, um zu lernen, worüber gesprochen wird, bevor man wirklich agieren kann. Hierzu wollen sie im Gartenprojekt eine Alternative schaffen. Dabei ist für Flora auch ein Kreis von Freund*innen entstanden, mit denen sie gerne zusammen ist, mit denen sie feiern gehen kann und die sie vermisst, wenn sie das Projekt verlassen.

- W** Frau Willert lebte schon als Kind im südlichen Teil des Quartiers in der Alexanderstraße. Viele ihrer Jugenderinnerungen sind mit dem Gebiet verbunden, wie die ersten Partys im Oktoberklub im Kino International – mit Musik von den Beatles, den Rolling Stones oder Pink Floyd – oder einem Ferienjob im Haus der Statistik. Nach ihrem Architekturstudium in Weißensee begann sie sich schon zu DDR-Zeiten für die Rettung der Altbauquartiere in Pankow einzusetzen. Nach der Wende konnte sie als Teil einer Bürgerinitiative durchsetzen, dass Pankow-Alt zum Sanierungsgebiet erklärt wurde. Diese Erfahrungen, ihre Arbeit in der Politik und der Verwaltung sowie viele Bürgerdialoge haben sie zu einer erfahrenen engagierten Bürgerin gemacht. Seit 2004 wohnt sie wieder im Quartier in einer Genossenschaft. Und so richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihre alte neue Nachbar*innenschaft. Sie geht zu Veranstaltungen zum Haus der Statistik und zur Umgestaltung der Planschbecken, aber auch zu Stadtentwicklungsdebatten. Sie kritisiert, dass bei den klassischen frontalen Veranstaltungen oftmals kein Dialog möglich ist. Sie findet, dass die Bürger*innen es verdient haben anständig behandelt und angesprochen zu werden, wenn sie sich schon die Zeit nehmen, sich zu beteiligen. Frau Willert sagt, zu ihrem Leben gehöre es einfach dazu, sich einzumischen und bis ihr die Rente mehr Zeit bringe, agiere sie als Einzelkämpferin. Aber alleine fühlt sie sich dabei nicht. »Aber Sie dürfen nicht den Eindruck gewinnen, dass ich die Einzige bin, die sich einmischte. Da gibt's noch ganz viele andere. Es gibt viele Verrückte.« Sie weiß, dass man gemeinsam oft mehr erreichen kann, doch neben der Arbeit fehlt ihr einfach die Zeit sich aufwendig zu vernetzen.

Interviews sind auch Mitmachen

Bemerkenswert ist, dass die Kontaktaufnahme mit den ausgewählten Personen relativ leichtfiel. Die Angesprochenen waren gerne bereit, sich für ein Interview ausreichend Zeit zu nehmen und somit einen Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Bürger*innenbeteiligung zu leisten. Die Partizipation und das Interesse hören hier also nicht beim Engagement für die eigenen Projekte auf. So wurde auch über das Forschungsvorhaben selbst gesprochen und ich musste interessierte Nachfragen beantworten, wonach ich denn genau suche. Diese Momente waren schwierig, denn es bestand die Gefahr, dass ich die Erzählungen der Informant*innen mit meinen Ausführungen auf meine eigenen Deutungsansätze hinführe, doch sie zeigten auch, dass die Befragten sich intensiv damit beschäftigten, was an ihren Erzählungen forschungsrelevant sein könnte und womit sie das unterstützen könnten. Dennoch waren sie am Ende teilweise ratlos und entschuldigten sich, weil sie nicht das Gefühl hatten, eine große Hilfe gewesen zu sein, was ich vehement auszuräumen versuchte.

K Frau Kubitz bemühte sich im Interview zu verstehen, wonach ich genau suchte. »Ich versuchs jetzt immer zu, also, Ihnen was zu erzählen, was Sie eigentlich suchen.« Sie hatte das Gefühl, dass ihre Motivation im Vordergrund steht und so hangelte sie sich in einem reflexiven Prozess daran entlang, um mir ihre Motivation darzulegen, die sie bei ihrem Engagement antreibt. Am Ende war sie fast versucht, sich dafür zu entschuldigen, dass sie meine Zeit vergeudet hat.

Angesichts der divergierenden Definitionen, was genau der Begriff Partizipation umfasst, war auch die Bezeichnung und Ausformulierung des Forschungsgegenstandes selbst Gegenstand der Gespräche. Schon zu Beginn wurde in den Gesprächen Kritik an den Begriffen *Partizipation* und *Bürgerbeteiligung* geäußert, sodass ich oftmals vom Mitmachen sprach, um eine eigene Ausformulierung anzuregen. Daraus hat sich der Begriff Stadtmitmacher*innen entwickelt. Oft wurde auch vom Mitwirken gesprochen. Während des gesamten Forschungsprozesses habe ich all diese Begriffe eher synonym verwendet, anstatt eine funktionale Differenzierung und Abgrenzung zu versuchen. Gerade in den Interviews war es wichtiger zu verstehen, wie die Befragten ihre Tätigkeiten selbst abgrenzen und zu verstehen, was sie mit dem jeweils benutzten Begriff meinen. Auf eine gemeinsame Begriffsbildung habe ich dabei kein größerer Wert gelegt, sondern auf ein gegenseitiges Verständnis.

A Herr Achims mag die Bezeichnung Partizipation nicht. »[...] ich nenn's lieber Bürgerbeteiligung, weil's eigentlich besser ist, der Begriff, als Partizipation. Ja bei was denn Partizipation?« Auch wenn er den Begriff der Bürgerbeteiligung vorzieht,

wundert er sich darüber, was manchmal darunter verstanden wird. Das reine Informieren als Bürgerbeteiligung zu bezeichnen, findet er merkwürdig. »Und dort wurde teilweise eben [...] auch darüber geredet, ist denn die INFORMATION über ein Projekt oder ein Vorhaben, ist das auch schon Bürgerbeteiligung? So wird das nämlich teilweise auch definiert. Also wir bauen Euch hier was vor die Nase ...«

Und wer partizipiert nicht?

Das zweite Interview, das ich mit Michael führte, bietet einen Einblick in eine Lebenswelt, in der Partizipation zwar als wichtig erachtet, jedoch nur marginal praktiziert wird. Es zeigt aber auch die methodischen Schwierigkeiten auf, das Nicht-Partizipieren mithilfe qualitativer Interviews zu erforschen. Nicht nur weil es sich schwieriger gestaltet, Personen zu interviewen, die nicht an den Prozessen in ihrem Quartier teilnehmen, sondern auch, weil ein Gespräch über die nicht vollzogenen Tätigkeiten leicht in hypothetische Ausführungen abschweift. Michael war einige Male bei Veranstaltungen gewesen und auch mit eigenen Beiträgen und Vorträgen als Architekt aktiv, geriet jedoch angesichts der Fragen in eine Rechtfertigungsposition. Er musste Begründungen finden, warum er seinen Überzeugungen widersprechend handelt. Während engagierte Bürger*innen freimütig über ihre Tätigkeiten berichteten, wurde deutlich, dass die Grenzbereiche der Partizipation und das Nicht-Partizipieren nicht auf diese Art zugänglich gemacht werden können.

So repräsentiert die untersuchte Stichprobe eine in vielerlei Hinsicht privilegierte Gruppe. Im Sinne des *Capabilities Approaches* nach Amartya Sen nutzen sie ihre Möglichkeiten der Teilhabe, ihre *Capabilities*, und setzen diese in Handlungen (*functionings*) um. Das muss aber nicht bedeuten, dass diese Untersuchung keinerlei Erkenntnisse liefern kann, warum Menschen ihre vermeintlichen Möglichkeiten teilzuhaben nicht nutzen. An vielen Stellen wird sichtbar, was die Informant*innen dazu befähigt hat, mitwirken zu können. Kehrt man die Vorzeichen um und stellt die Frage, unter welchen Rahmenbedingungen diese Zugänge versperrt bleiben, so lassen sich Erkenntnisse ableiten, was Partizipation konkret verhindert. Auch wenn diejenigen, die sich nicht an den Prozessen beteiligen, die hier untersucht werden, in der empirischen Arbeit abwesend bleiben, sollen sie in der Diskussion der Erkenntnisse zum Abschluss der Untersuchung erneut in den Fokus genommen werden.

2.2 Stadtmitmacher*innen

Da es sich bei den partizipierenden Bürger*innen um nicht-professionelle, das heißt zunächst nicht bezahlte Akteur*innen handelt, sollen sie hier als Amateur*innen der Stadtproduktion betrachtet werden. Diesem Verständnis liegt der Amateur*innenbegriff von Antoine Hennion zugrunde, den er in seinem Text *Pragmatics of Taste* absteckt (Hennion 2005). Hierfür untersucht Hennion verschiedene passionierte Tätigkeitsfelder des Genusses. Das Weintrinken, das Musikhören und den Konsum von Drogen betrachtet er als Felder des nicht-professionellen Eintauchens in Geschmackswelten, die sich im Zusammenspiel der konsumierten Objekte [*the tasted object*], dem Körper, der das Schmecken erlernt [*the body that experiences*], einer Vielzahl von Rahmenbedingungen und materiellen Faktoren [*the devices and conditions of tasting*] sowie spezifischer Amateur*innenkollektive [*the community of amateurs*] aufspannen (Hennion 2005: 5). Eine ebensolche Welt tut sich auf, wenn die Stadtbewohner*in sich mit ihrem nachbarschaftlichen Umfeld beschäftigt, sich in Diskurse einarbeitet, zu Veranstaltungen geht und sich mit anderen Aktiven vernetzt, um sich einzubringen.

Der Begriff *Geschmack* suggeriert zunächst, dass die Theorie aus Essen und Trinken oder Musikgeschmack begrenzt ist. Im Sinne Hennions umfasst der Begriff Geschmack hier jedoch die Gesamtheit der sinnlichen Wahrnehmung und darüber hinaus die inkorporierten sozialen Phänomene die den Geschmacks prägen und beeinflussen. Doch versteht Hennion Geschmack im Widerspruch zu Bourdieu Geschmack nicht als statischen Anzeiger für sozialen und kulturellen Habitus. Hennion sieht Geschmack ist eine dynamische »reflexive Aktivität«, das heißt, er entsteht nur durch das bewusste, auf sich selbst gerichtete Wahrnehmen im Moment des Tuns (Hennion 2005: 4). Der *Geschmack* bei Bourdieu wird zur Praxis des *Schmeckens*. Schmecken ist nach Hennion kein abschließender Moment des Urteilens, sondern ein aktiver Prozess des Wahrnehmens, der ständig von neuen sinnlichen Momenten überlagert und verändert wird. Hennion widerspricht der These, dass der Geschmack den Objekten als Eigenschaft automatisch innewohnt und nur von trainierten Expert*innen geschmeckt werden kann. Vielmehr ist der Geschmack das Ergebnis einer körperlichen und kollektiven praktischen Übung, die eine Bindung zu den Objekten herstellt, die sich ständig weiterentwickelt.

Saying that the musical object or the taste for wine are not given, but result from a performance by the taster – based on techniques, physical training, and repeated trials, necessarily over a period of time – is relating the very possibility of a description back to amateurs' know-how. Taste, pleasure and effect are not exogenous variables or automatic attributes of objects. They are the reflexive result of a physical, collective and equipped practice, regulated by methods that are themselves constantly revised. That is why I prefer to talk about attachments and practices, which lays less emphasis on labels and more on the framed activity of individuals, and leaves open the possibility of taking whatever emerges into account. (Hennion 2005: 4)

Übertragen auf die Amateurtätigkeiten im stadtpolitischen Kontext umfasst Schmecken die Gesamtheit der Wahrnehmung des aktiven Zusammenspiels der Faktoren der Urbanität in baulicher, zivilgesellschaftlicher, politischer, sozialer und körperlicher Ausformung. Es geht darum, wie es sich insgesamt *anfühlt*, in dieser Stadt zu leben, zu agieren, sich zu engagieren oder – bezogen auf die vier Elemente nach Hennion – wie man in der Stadt als Ganzes und mit ihren vielfältigen Einzelteilen körperlich interagiert, die den Stadtnutzer*innen alltäglich begegnen. Welche Orte sucht man auf, um sie zu erspüren? Wie fühlt es sich an, Teil von Kollektiven zu werden, zu sein und eine aktive Rolle in ihnen einzunehmen? Mit welchen Komponenten der Stadt entwickeln sich stabile Beziehungen?

Das Agieren in Amateur*innenwelten ist nach Hennion ein stetes Wechselspiel aller Faktoren, die nicht voneinander zu trennen sind. Sie beziehen sich dynamisch aufeinander und verändern sich permanent gegenseitig. Die vier Elemente im Stadtkontext – die Stadt, das Gewebe der Stadt, die Kollektive und die Körper – werden im Folgenden zunächst einzeln vertieft und ihre verschiedenen Ausprägungen mithilfe der Interviews nachvollzogen. Diese isolierte Betrachtung ist jedoch notwendigerweise verkürzend. Aus den verschiedenen Perspektiven auf den gleichen Gegenstand setzt sich Schritt für Schritt ein Gesamtbild zusammen, dass durch die relationale Perspektive Hennions zusammengehalten wird, jedoch keine Vollständigkeit beansprucht. Nachdem die einzelnen Kapitel die jeweiligen Elemente bewusst isolieren, führe ich sie in den Schlussbetrachtungen zusammen, um das stetige Ineinandergreifen der Elemente zu vergegenwärtigen.

Die Stadt

Als *geschmecktes* und *schmeckendes* Objekt – tasted object im Sinne Hennions (Hennion 2005) – ist hier die Stadt als solche zu verstehen. Beim Partizipieren im Sinne der Stadtentwicklung ist das Mitwirken an der Produktion dieser Stadt das Kernziel jeder Aktivität. Dabei ist die Stadt nicht nur als der urbane verdichtete Raum

zu verstehen. Im Verständnis von Aldo Rossi umfasst die Stadt vielmehr alles, was der Mensch gestaltet hat (Rossi 1984: 34f). Das schließt nicht nur Dörfer, sondern auch Kulturlandschaften mit ein. Dieser umfassende Stadtbegriff, der nicht zwischen verschiedenen Städten unterscheidet, sondern *die Stadt* als gesamte gestaltete Umwelt des menschlichen Lebens versteht, liegt auch dieser Arbeit zugrunde. Auch wenn das Untersuchungsgebiet im hochverdichteten urbanen Ballungsraum von Berlin-Mitte liegt, sehe ich die weiterführenden Gedanken auch auf andere Siedlungsstrukturen und -räume übertragbar. Das folgende Kapitel entwickelt einen Stadtbegriff in Relation zu den Amateur*innen der Stadtentwicklung und schlüsselt die entscheidenden Interaktions- und Transformationsmomente der Stadt aus dieser Perspektive auf. Diese Beziehung zwischen Amateur*in und Stadt ist die Grundlage eines akteur*innenzentrierten Partizipationsbegriffs.

Jede*r wirkt an der Produktion der Stadt mit

Zunächst kann das Mitwirken im materiellen Sinne verstanden werden. Alle partizipativen Aktivitäten zielen kurz- oder langfristig darauf ab, eine materielle Veränderung der Stadt mitzugestalten. Aber gerade in den urbanen Ballungsräumen scheint die Stadt für die Einzelne* nur schwer veränderlich. Die Gebäude stehen schon viele Jahrzehnte und zur direkten Mitgestaltung benötigt man ökonomisches Kapital oder eine Entscheidungsposition in der Stadtverwaltung. Eine Möglichkeit für Anwohner*innen und die Zivilgesellschaft sich an der Produktion der Stadt zu beteiligen, ist die Teilnahme an Beteiligungsprozessen, die als demokratische Angebote von der Stadtverwaltung durchgeführt werden. Hier kann an der Entscheidungsfindung mitgewirkt, sich eingebracht und auf die Gestaltung einzelner Stadtentwicklungsprojekte Einfluss genommen werden. Doch es gibt auch gewisse Spielräume für eigeninitiierte Beteiligung, die Gelegenheiten und Freiräume nutzen, um eigene Ideen umzusetzen.

- A** Auch wenn Herr Achims weiß, dass er nur Impulse setzen kann, die andere dann umsetzen müssen, ist er motiviert es zu versuchen. Die Energie, die er einbringen kann, wird in vielen Fällen in der Verwaltung versiegen, weil sie immer von einer Person zur nächsten weitergegeben werden muss. Aber wenn er doch etwas bewirken kann, dann ist er auch stolz darauf: »Ist ungefähr so wie ein Architekt, der irgendwas baut und sagt: Da, das hab' ich gebaut oder entworfen.«
- K** Manchmal ist es schwierig einzuschätzen, ob man etwas bewirken konnte oder ob das einfach versanden wird. Durch Frau Kubitz Partizipation bei der Erstellung des integrierten Stadtentwicklungskonzeptes, bei dem alle Ideen der Bürger*innen aufgenommen wurden, findet sich im Abschlussbericht auch das Bedürfnis nach einem Bürger*innentreff. Dazu ist allerdings vermerkt, dass dieses Bedürf-

nis »nicht verortet« ist, es also keine konkreten räumlichen Planungen dazu gibt. Daher sieht Frau Kubitz es auch als ihre Aufgabe immer wieder daran zu erinnern und wenn sich eine Gelegenheit ergibt, einen Bürger*innentreff in Planungen zu integrieren, dann macht sie Vorschläge und versucht die Akteur*innen zu vernetzen und zu überzeugen.

- F** Im Gartenprojekt von Flora haben die Aktiven die Möglichkeit direkt zu spüren, was man geschafft hat. Sie haben die Freiheit etwas wirklich mit ihren eigenen Händen zu machen und mit dem Gefühl belohnt zu werden, etwas geschaffen zu haben. Die Diskussionen in der Gruppe bleiben nicht ohne Folgen, denn sie können direkt umgesetzt werden. Flora ist begeistert, dass die Aushandlungsdynamiken so unmittelbar wirksam werden. Diese »direct gratification« zeichnet den Garten aus.

In seinem 2015 erschienenen Text *Paying Attention: What is Tasting Wine About?* erörtert Hennion, was er unter einer Amateur*innenperspektive des Weintrinkens versteht. Die Amateur*in als libidinös affektive Liebhaber*in kann zunächst von Personen unterschieden werden, die den Wein konsumiert, ohne dem Geschmack Beachtung zu schenken. Hennion betont zudem die Abgrenzung zur professionellen Weinverkoster*in. Bei einer professionellen Weinverkostung sollen möglichst alle äußeren Faktoren ausgeschlossen werden, die den Zugang zum *reinen Geschmack* des Weines stören. So werden beispielsweise die Etiketten der Weine verdeckt, das Servieren folgt einem strengen Protokoll und die Verarbeitung des Weines im Mund erfordert hohe Konzentration auf die Wahrnehmung der Geschmacksnoten, während Gespräche nur in den Pausen stattfinden (Hennion 2015: 40). Dieser Versuch der Objektivierung des Weins auf den reinen Geschmack vernachlässigt die kulturellen und sozialen Faktoren, die laut Hennion zum libidinösen Schmecken des Weines dazugehören. Ob eine gesellige Runde über den Abgang des Weines auf der geschulten Zunge debattiert oder ob eine Gruppe Jugendlicher denselben teuren, aus dem Regal der Eltern geklauten Wein mit Zucker genießbar machen muss – der Kontext verändert die Wahrnehmung des Geschmacks über objektivierbare Maßstäbe hinaus.

Auf der anderen Seite kritisiert Hennion den sozial determinierten Geschmacksbegriff von Bourdieu, demnach der Geschmack Rückschlüsse auf das soziale Milieu zulässt, da es sich um eine in der Sozialisation erlernte Wahrnehmungswelt handelt. Hennion zufolge ist der ausschließliche Fokus auf die soziale Konstruktion des Geschmacks als Ausdruck einer Klasse oder eines Milieus irreführend, da er jegliche Wahrnehmung und damit die Relevanz des Moments, in dem der Wein *geschmeckt* wird, ausklammert. Es ist das Sowohl-als-auch, das Zusammenspiel des *Objektes Wein* und des *Weins als Objekt sozialer Konstruktion* (Hennion 2015: 46).

Während jegliche Rationalisierung scheitern muss, die die mannigfaltigen Aspekte des Schmeckens zu objektivieren versucht, ist es gerade die Amateur*in, die

im praktischen Weintrinken diese Aspekte einbindet und das Zusammenspiel aktiv praktiziert. Diese Perspektive auf das Schmecken will Hennion mit dem Fokus auf die Amateur*innen – also die Liebhaber*innen des aktiven *tasting wine* – hervorheben. Während die professionellen Sommelière*s am Reichtum des subjektiven Schmeckens scheitern, wird durch die Perspektive der Amateur*innen sichtbar, wie das Zusammenwirken der objektiven Eigenschaften des Weines und der subjektiven Wahrnehmungen funktioniert. Expert*innen und Amateur*innen unterscheiden sich laut Hennion nicht einfach anhand der Menge ihres Wissens. Es gibt einen grundlegenden Unterschied in der Herangehensweise. Während Amateur*innen den Geschmack anhand ihrer Vorlieben beurteilen, versuchen professionelle Expert*innen durch technische Ausstattung und strenge Verfahren die Wahrnehmung des Geschmacks von allen subjektiven Einflussfaktoren zu befreien.

What differentiates the amateur from the expert is not a matter of increase in knowledge, but of two divergent modalities for framing the relationship between the wine and its tasters: first, the judgment of taste relying on the taster and what he likes; second, the description of the taste inscribed in the wine itself and its properties, as uncovered by the technical equipment, the expert's blind testing/tasting, a strict procedure, the collectively approved list of all the relevant and superfluous factors of assessment. (Hennion 2015: 43f)

Wie kann diese Amateur*innenperspektive auf das Schmecken der Stadt übertragen werden? Als Profis der Stadtentwicklung – also die Stadtsommeliér*es – können wir die Planer*innen betrachten, wenn sie es als ihre Aufgabe verstehen, die Prozesse der Stadt auf objektive Planungsparameter zu reduzieren. Das Äquivalent zu den Weinliebhaber*innen sind dann die Stadtmitmacher*innen, denn auch die Stadt umfasst mehr als ihre objektiv messbaren Eigenschaften. Weder die Beschreibung der materiellen und räumlichen Struktur noch die Fokussierung auf die sozialen Prozesse und Institutionen erfassen die Gesamtheit der Stadt.²⁸ Aus praxistheoretischer Perspektive können wir die Stadt als Gesamtheit der Tätigkeiten definieren, die sich innerhalb der Stadt abspielen. An dieser Stadt wirken bereits alle Menschen mit, die in der Stadt wohnen, arbeiten oder sie besuchen. Die Stadt wird in der Praxis des Benutzens produziert und stetig wieder neu hergestellt. Die Promenade zum Flanieren entsteht nur dadurch, dass es Menschen gibt, die sie auf- und abgehen und oder die gesellige verbrauchte Bar wird erst durch die Enge der vielen Anwesenden zu diesem spezifischen Ort.

28 Eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Unvollständigkeit der Fokussierung auf die sozio-materiellen Aspekte des gebauten Raumes liefert Michael Guggenheim (Guggenheim 2016).

- R** Robert ist einerseits fasziniert, andererseits auch etwas befremdet von der Nachbar*innenschaft. Mit seinem westdeutschen Hintergrund ist es für ihn immer spannend, wenn er einen Kaffee beim Bäcker am Supermarkt trinkt und ihm ein Rentner erzählt, dass er im Spanienkrieg für die Republik gekämpft hat. Im Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt spürt Robert nicht nur baulich, sondern auch sozial und kulturell die sozialistische Prägung. Auf der anderen Seite empfand er sich oft als Fremdkörper, wenn er zum Beispiel im Rahmen einer Ausstellungsreihe im Café Moskau versuchte mit den Passant*innen ins Gespräch zu kommen. Diese reagierten meist abweisend und betrachteten die Künstler*innen als Eindringlinge in ihre gewohnten Alltagswelten. Als er für das Haus der Statistik als Nachbarschaftsvertreter gewählt wurde, stellte ihn das vor eine Legitimitätsfrage. »[...] wir sind ja [als Atelierhaus] auch Teil der Nachbarschaft gewesen und deswegen ist es auch legitim für die [zu] sprechen und da gibt's auch noch andere Leute, die das vielleicht auch ähnlich sehen, aber eben zu dieser alten Bewohnerschaft zähle ich mich nicht und [...] die würden wahrscheinlich das auch nicht so sehen, dass ich zu denen zähle.«
- F** Alles, was Flora mit dem Eintauchen in das initiative Gartenprojekt, mitbekommen und gelernt hat, war eine große Schule über die Stadt für sie. Die Heterogenität des städtischen sozialen Geflechts ist für sie in vielen Gesprächen und Diskussionen im Gartenkollektiv im Detail sichtbar geworden. »[...] Das Mitmachen im Garten hat mir selber sehr viel beigebracht über die Stadt und wie sie funktioniert.« Da im Gartenkollektiv viele verschiedene Perspektiven auf die Stadt zusammenfinden und jede*r eigene Schwerpunkte und Argumente mitbringt, entsteht ein Bild der politischen Gesellschaft der Stadt. Durch die Arbeit als offenes Projekt, an dem jede*r partizipieren können soll, ist Flora aber auch vieles über Partizipation in der Stadt klar geworden. Sie hat gelernt, wie andere die Stadt lesen und daraus ihr eigenes Bild der Stadt Berlin entwickelt.
- M** Eigentlich hat Michael als Architekt einen eher professionellen Blick auf den gebauten Stadtraum. Doch im Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt sieht er sich auch als Anwohner. Auf dem Spielplatz mit seinen Kindern beobachtet er die Menschen um ihn herum. Er stellt Unterschiede in der Bewohner*innenschaft im Vergleich zum ersten Bauabschnitt fest, aber auch räumliche Qualitäten, die er unter anderem im vielen Grün sieht, das das Gebiet prägt. Die Kinder können eigenständig rumlaufen, denn es ist alles offen und gut einsehbar, da es keine geschlossenen Hofsituationen gibt. »Das find ich alles sehr positiv.« Wenn es um die Diskussion der Nachverdichtung geht, dann sieht er seine Rolle zwiespältig. Seine Fachperspektive macht ihn zum Fürsprecher der Nutzung von Flächenpotentialen. In dieser Diskussion sähe er sich eher als Anwalt für die Nachverdichtung, findet es aber schwierig sich dafür einzubringen, denn er kann teilweise auch die Ablehnung der Anwohner*innen, also seiner Nachbar*innenschaft, gut verstehen.

Im Verständnis von Martina Löw, ist der Raum relational zwischen den Menschen aufgespannt. Raum bezeichnet demnach nicht den Zwischenraum zwischen der aufgetürmten Materie, sondern die Beziehungen zwischen den Personen, die den Raum besetzen (Löw 2001). In diesem Sinne spannt sich der Stadtraum zwischen Individuen auf. Durch Handlungen, zum Beispiel der geselligen Kommunikation, werden diese Räume hergestellt. Häuser und Wände beeinflussen durch ihre Präsenz diesen Raum lediglich, indem sie die Individuen voneinander trennen können und somit die Beziehungen und Interaktionen stören. Eine Promenade in der Stadt oder eine Kneipe werden erst durch das Promenieren oder das gesellige Beisammensein zu den sozialen Orten, die wir mit den Begriffen assoziieren. Doch dieser relationale Raum der Stadt ist flüchtiger, dynamischer und multiperspektivischer als der physische gebaute Raum. Jede Teilnehmer*in nimmt den Raum unterschiedlich wahr, bezieht andere Wahrnehmungsschnipsel in ihre Raumdeutung mit ein und reagiert darauf. Wir können uns vorstellen, wie eine schnelle Fahrradfahrer*in, durch die Menge rast und so die Promenade verändert oder eine abrupte Veränderung der Musik die Stimmung in der Kneipe zum Kippen bringen kann. Es sind viele Reaktionen und Rekonfigurationen des Raumes denkbar. Der relationale Raum ist fragil, da er nur durch das gemeinsame, voneinander abhängige Verhalten der Beteiligten aufrechterhalten wird. In diesem Sinne wird der Raum stets aufs Neue hergestellt und jede Benutzer*in der Stadt ist an der Produktion der Stadt beteiligt.

Der gebaute Raum hat Agency

So fragil wie der soziale Raum ist, so unverrückbar erscheint dagegen der gebaute Raum. Der Soziologe Maurice Halbwachs leitet die enge Verbindung, die Menschen mit der Welt der Dinge um sie herum knüpfen, aus den Assoziationen und Erinnerungen ab, die sie hervorrufen. Während sich die soziale Welt – die sozialen Räume – stetig ändern, vermitteln die Gegenstände in diesen Räumen Beständigkeit und Dauerhaftigkeit. Die Möbel, die uns in unseren Wohnungen umgeben, haben wir selbst dorthin gestellt und sie zusammen mit Verwandten und Bekannten genutzt. Wir haben die Orte selbst geprägt und fortan wirken sie auf uns zurück und bestimmen unser Handeln mit (Halbwachs 2013: 59). Die Stadt wurde aber lange vor uns erbaut und scheint Naturkatastrophen, Revolutionen und sogar Kriege beinahe unverändert überstanden zu haben. Vielmehr vermittelt sie in Krisen den Eindruck, dass es doch nicht so einschneidend werden wird, solange das gewohnte Umfeld seine Erscheinung bewahrt. Die Stadt verändert sich, aber nicht annähernd so schnell, wie sich der soziale Stadtkörper wandelt. Darin liegt die stabilisierende Funktion der Stadt, denn

[...] wenn die Steine sich auch versetzen lassen, so kann man doch nicht ebenso leicht die Beziehungen verändern, die zwischen den Steinen und den Menschen entstanden sind. [...] Man lasse nun diese Häuser, diese Straßen, diese Durchgänge verschwinden oder teilweise verschwinden oder modifiziere ihre Richtung, ihre Anlage, ihre Form, ihr Aussehen oder nur die Lage, die sie zueinander haben. Die Steine und Materialien werden einem keinen Widerstand entgegensetzen. Die Gruppen aber werden Widerstand leisten, und in ihnen wird man sich am Widerstand wenn nicht der Steine, so zumindest ihrer früheren Anordnung stoßen. (Halbwachs 2013: 61f)

- K** Frau Kubitz hat sich für das Stadtteilstes einern besonderen Herzensprojekt gewidmet. Schon anlässlich des ersten Festes 2018 hatte sie eine Fotowandzeitung zusammengestellt und dafür die Anwohner*innen um alte Fotos mit Ansichten und Szenen aus dem Quartier gebeten. Sie spricht die Leute auf der Straße an oder recherchiert Kontakte zu alten Bewohner*innen, die noch Fotos haben könnten. Sie kümmert sich dann um die digitale Aufbereitung und stellt sicher, dass sie die Veröffentlichungsrechte hat. So kommt sie auch mit Leuten in Kontakt. Sie ruft gerne die Geschichte des Quartiers in Erinnerung, aber auch die Kontakte, die dadurch entstehen, motivieren sie dazu weiter zu sammeln.

Unsere Erinnerungen führen dazu, dass wir uns an einem schönen Sonnentag ins Gedächtnis rufen, dass es sich auf der Promenade gut spazieren lässt und dass die Kneipe, die am Tag leer steht, am Abend ein vielbesuchter geselliger Ort mit guter Musik werden wird. Neben Halbwachs erörtern weitere Autor*innen, wie Gebäude auf die Menschen zurückwirken, die sie (teils) selbst erstellt haben. Der Soziologe Thomas Gieryn zitiert in diesem Kontext Winston Churchill, der nach der Bombardierung des Houses of Parliament sagte: »We shape our buildings and afterward our buildings shape us.« (Churchill hier nach Gieryn 2002: 35). In seinem Text *What Buildings Do* begleitet Gieryn den Entstehungsprozess eines biotechnischen Forschungsgebäudes, das zunächst mit den zukünftigen Nutzer*innen, also den Wissenschaftler*innen entwickelt wurde, um mit dem Raumprogramm präzise ihren Anforderungen entsprechen zu können. Direkt nach der Errichtung wurden die Räume neu interpretiert, umgenutzt und verändert. Bestimmte Forschungsmethoden waren erst durch die neuen Räume und ihre Ausstattung möglich geworden und dadurch modifizierten sich wiederum die Raumbedarfe. Im Anschluss an die *science and technology studies* nach Latour, Law, Callon und anderen schreibt Gieryn den Objekten und somit auch der Architektur eine eigene *agency* zu, eine eigene Wirkmächtigkeit des Materiellen in soziotechnischen Netzwerken. In drei Momentaufnahmen beschreibt Gieryn das Wechselspiel zwischen den gestaltenden Planer*innen und Wissenschaftler*innen (*designing scientists*), dem fertigen Gebäude im Moment der Übergabe (*the white black box*) und der anschließenden

Aneignung durch die Nutzer*innen (*post-hoc refigurings*) (Gieryn 2002: 51ff). Die gleichen drei Momente beschreibt Silke Steets in Anlehnung an Alfred Schütz' Phänomenologie in ihrem Buch *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt* als Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung (Steets 2015). Dieses Dreieck ist stetig am Wirken und die Abhängigkeit zwischen Materie und Sozialität ist immer als Wechselspiel zu deuten. Doch es wird auch deutlich, dass der gebaute Raum mit jedem Menschen unterschiedlich interagiert, andere Assoziationen hervorruft und es somit kein homogenes Bild von Architektur geben kann.

- W** Während des Gespräches erinnerte sich Frau Willert daran, dass sie mit 14 einen Schülerjob im Rechenzentrum des Hauses der Statistik gemacht hat. Ihr Vater arbeitete im Haus der Statistik und so konnte sie vier Wochen an einer Lochkartensortiermaschine aushelfen, um sich etwas dazuzuverdienen. Damals füllten die Rechner ganze Räume. Ein Rechenzentrum diente dem Haus der Statistik und ein weiteres der Plankommission. Frau Willert ist also schon sehr lange mit dem Gebäudekomplex verbunden.
- R** Nachdem Robert mit seiner Initiative von Beginn an am Entstehen des Projektes gegen den Abriss und für die Sanierung des Hauses der Statistik beteiligt war, beobachtet er gespannt, wie es weitergeht. Schon bald nach ihrer öffentlichkeitswirksamen Aktion gegen den Abriss und für die Errichtung von Wohnungen für Geflüchtete und Atelierräumen entstand ein breites Netzwerk von Akteur*innen, die das Projekt weiterbetrieben. Die Initiative selbst war dann gar nicht mehr erforderlich, um das Projekt zu unterstützen, aber gerade dass sich das Projekt auch ohne sie weiterentwickelt hat und von verschiedenen Akteur*innen weitergetragen wurde, findet Robert gut. So sieht er das Haus der Statistik auch als Bestätigung für sein Handeln. Mit einer unkonventionellen Aktion wurde etwas ausgelöst, das nun ohne sein Zutun weiterwächst und sich spannend entwickelt.

Die besondere Rolle der aktiven Stadtmitmacher*innen

Doch was ist das hervorzuhebende Merkmal der Aktiven und der nicht-professionellen Mitwirkung an der Produktion der Stadt, wenn ohnehin jede Bewohner*in, jede Arbeitende und jede Besucher*in daran teilhat? Hier muss das aktive Moment der Reflexion über die eigene Anteilnahme betont werden. Während das passive Wahrnehmen und Agieren der meisten Stadtnutzer*innen nicht auf eine Veränderung der Stadt hinarbeitet, also sozusagen die Reproduktion der Stadt darstellt, sind die Stadtmitmacher*innen bemüht, aktiv an der Gestaltung der Stadt mitzuwirken. Sie reflektieren ihre Rolle und versuchen bewusst einzugreifen. Anhand Hennions Erläuterungen zu weintrinkenden Amateur*innen, wird nochmals deutlich, dass es dabei gerade nicht die direkte Ausrichtung auf ein bestimmtes Objekt ist, die die Tä-

tigkeiten bestimmt. Vielmehr ist es der Normalzustand, wenn viele Eindrücke und Beziehungen gleichzeitig wirken und das Geschmackserlebnis beeinflussen.

The ordinary state is this spontaneous management of a plurality of relations to one's body, to others, to things and events – and not some univocal positioning of oneself towards a definite object of attention. Although often taken for granted when considering taste, it is this latter disposition which in fact constitutes the exception: it requires an explicit effort, aimed at a precise object, it presumes intentionality and will, a material and temporal frame, training, time and favourable conditions. (Hennion 2015: 38)

Der Moment der *attention* – des Innehaltens und aktiven Wahrnehmens – soll auch für die hier angenommene Definition von aktiver Teilhabe an der Produktion der Stadt angewendet werden. Demnach geht es beim Schmecken der Stadtmitmacher*innen nicht um die flüchtige und spontane Verarbeitung von Eindrücken, sondern um das Reflektieren des Wahrgenommenen und die gezielte Aufmerksamkeit für bestimmte Aspekte der Stadt. In welcher Weise die Amateur*innen ihre Konsequenzen daraus ziehen und wie sie ihre Teilhabe daraufhin gestalten, obliegt ihrer eigenen Entscheidung. Dabei müsste man den Begriff des Mitmachens radikal erweitern. Es lässt sich eine Vielzahl von Praktiken aufzählen, die im Stadtkontext aktiv mitwirken. Seien es Skateboarder*innen, die auf der Suche nach neuen Herausforderungen eine Fußgängerzone aneignen oder Graffiti-künstler*innen, die die Wände zu ihren Leinwänden machen. Das bedeutet keineswegs, dass professionelle Akteur*innen, die im Rahmen ihrer Lohnarbeit auf die Stadt einwirken, keine Amateur*innen sein können. Der rationalisierten funktionalen Betrachtungsweise der professionellen Planung fehlt jedoch der Moment der *attention*. Ich möchte daher die individuelle, passionierte Positionierung zur Produktion der Stadt als Gesamtheit betonen, die über das rationalisierte Verständnis der Tätigkeiten hinausgeht.

F Flora hat sich schon in ihrem Studium mit Gartenprojekten in der Stadt und in Berlin beschäftigt. Als sie schließlich nach Berlin zog hatte sie viel freie Zeit und so suchte sie auf der Internetplattform Meet-Up nach Gruppen, die sich ebenso für das Gärtnern interessierten wie sie. Als sie einen Termin besuchte, hatte sie eigentlich einen Fachvortrag oder Ähnliches erwartet, doch dann ging es darum, selbst einen Garten zu gründen. Sie wollte neue Menschen kennenlernen und Gemeinschaftsgärten interessierten sie sowieso. Dennoch hatte Flora Zweifel, ob es sich lohnen würde, sich intensiver zu engagieren, weil sie nicht wusste, wie lange sie in Berlin bleiben würde. Ihr damaliger Freund überzeugte sie, dass sie in jedem Fall mitmachen sollte, da sie viel für sich lernen könne.

- R** Da Robert die Nachbar*innenschaft der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt schon länger kennt, hat er sich mit einem Kollegen aus der Initiative im Rahmen des Prozesses um das Haus der Statistik mit einem Projekt um Fördermittel beworben. Er findet es sehr spannend, dass dort eine besondere Raumkonstellation auf eine spezifische Nachbar*innenschaft trifft. Ihr Kunstprojekt will über viele Gespräche die Bewohner*innen kennenlernen und die Begegnungsorte zusammentragen, die ihnen wichtig sind. Mit dieser Langzeitrecherche sollen die Bedürfnisse und die Geschichten der Bewohner*innen des Quartiers sichtbar gemacht und ihr Blick auf den Raum abgebildet werden.

Deutlich wird, dass die Stadt keineswegs als statisch betrachtet werden kann, denn sie verändert sich auf dreierlei Art und Weise, wenn sich Menschen beteiligen. Erstens ist die physische und soziale Veränderung der Stadt das erklärte Ziel jeder Mitwirkung. Zweitens ändert sich die Stadt durch die achtsame Betrachtung der Amateur*innen, denn sie nehmen bisher unbeachtete Aspekte der Stadt wahr und somit verändert sich die Stadt als Betrachtungsobjekt in der Wahrnehmung der Nutzer*innen. Die Stadt *schmeckt* anders und hat sich demzufolge auch verändert. Und schlussendlich verändern der Wille zur Mitgestaltung und die Veränderung der Wahrnehmung die Produktion der Stadt selbst. Die Stadt umfasst alle Tätigkeiten innerhalb der Stadt, die der aktiven Gestaltung sowie die der passiven Nutzung. Eine Stadt, die anders genutzt, anders wahrgenommen und betrachtet wird, über die anders gesprochen und diskutiert, die anders verstanden wird, ist eine andere Stadt, auch wenn sie sich äußerlich (noch) unverändert zeigt.

- K** Frau Kubitz hat über den Nachbarschaftsrat viele Kontakte geknüpft. Es ist für sie wichtig, dass sie sich wohl fühlt und auch wenn sie noch nicht von Freundschaften spricht, so freut sie sich darüber, dass es jetzt mehr Leute gibt, die sie auf der Straße trifft und grüßt. Es ist für sie mehr Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden. Seit sie im Nachbarschaftsrat mitmacht, weiß sie, dass es auch andere gibt, die sich für ihre Themen interessieren. »Oder man kennt sich wenigstens so vom Optischen her und winkt sich so zu. Find ich gut. Und ich find auch schön, was mir selber auch guttut, meiner Seele guttut, dass ich Leute finde, die das was ich schön finde, auch schön finden. Das ist, also, dass ich da nicht allein bin, sondern dass sich mehrere für das einsetzen.«

Die Stadt ist immer ein sozialer Raum, der in einem ständigen Wechselspiel mit dem gebauten Raum interagiert (Löw 2001). Dieses Wechselspiel lässt sich in einem Dreieck von Entstehung (Entwerfen und Erbauen von gebautem Raum), Fertigstellung (als Moment des In-die-Welt-Kommens) und der Aneignung (Einschreiben und Aufnehmen neuer gebauter Räume in die soziale Welt) beschreiben (Gieryn 2002; Steets 2015). Jede Nutzer*in der Stadt ist ständig an der Produktion

der Stadt beteiligt. Dabei ist der Moment der bewussten Reflexion der aktivistischen Stadtmitmacher*innen hervorzuheben, denn diese Reflexion hat zwangsläufig ein transformatives Element (Hennion 2015).

Das Gewebe der Stadt

Die Stadt wird stetig aus all ihren Einzelteilen (re-)produziert. Viele dieser Teile sind die greifbare, sichtbare und wahrnehmbare Stadt und sie können genutzt, umgenutzt, manipuliert und zerstört werden. Die Stadt besteht jedoch genauso aus nicht-materiellen Teilen, seien es Institutionen oder informelle Konventionen. Um die Rahmenbedingungen des aktivistischen Handelns zu verstehen, müssen wir in die Stadt eintauchen. In die materiellen, sozialen und lokalen Konditionen, die die Tätigkeiten überhaupt erst ermöglichen aber auch einschränken. Im Gegensatz zur professionellen Planungspraxis ist es dieses Gewebe, das die Grundlage jeden Handelns für die Amateur*innen der Stadtentwicklung bildet. Die reflexive Wahrnehmung ist keineswegs immer auf die Gesamtheit der Stadt bezogen. Die Akteur*innen entscheiden sich für spezifische Handlungsfelder, in denen sie ihr Handeln verorten und organisieren. Sie richten ihren Fokus sozusagen auf bestimmte Geschmackselemente der Stadt, die für sie besondere Wichtigkeit besitzen, sie zum Agieren motivieren oder zumindest als Raum für mögliche Aktivitäten geeignet erscheinen. Während die Stadt aus der professionellen Perspektive in Plänen, in Collagen²⁹ und aus der Vogelperspektive dargestellt wird, erscheint sie der Amateur*in als vielfältiges Geflecht aus Gebäuden, Freiräumen, Nischen, Institutionen und heterogenen sozialen Beziehungen, die sich durch Nähe und Anonymität unterscheiden, aber auch durch Restriktionen, Gebote und unzugängliche Räume, die die Bewegungs- und Handlungsfreiheit einschränken.

K Im Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt gibt es nur noch Weniges, das aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sichtbar ist. Die Zerstörung durch die Bombardierungen während des Krieges, aber vor allem die komplette Umgestaltung des Quartiers in den 1960er-Jahren, haben das Gesicht des Kiezes völlig verändert. Umso wertvoller werden zwei Buchen, die neben dem heutigen Rathaus Mitte stehen. So hat sich Frau Kubitz erzählen lassen, dass sie fast auf

29 Sophie Houdard untersucht in ihrem Text *Copying, Cutting and Pasting Social Spheres* in welcher Weise durch visualisierte Perspektiven der geplanten Projekte im Designprozess auch die sozialen Welten mitentworfen werden. Dadurch wird Bauherr*innen nicht nur eine zukünftige gebaute Welt dargestellt, sondern es wird auch eine soziale Welt mittransportiert, um den Auftraggeber*innen und gegebenenfalls die Öffentlichkeit zu überzeugen. Doch gerade dadurch werden Bilder und Erwartungen erzeugt, wie das fertige Gebäude genutzt werden sollte (Houdart 2008).

wundersame Weise den Krieg überlebten: »Hier war alles in Trümmern, ABER DIE BUCHE HAT GESTANDEN!« Nun soll auf der Fläche ein Gebäude entstehen. Gegen den Bau selbst hat der Nachbarschaftsrat nichts einzuwenden, doch die beiden Buchen würden weichen müssen. Frau Kubitz versteht nicht, warum man das Gebäude nicht ein wenig verschieben kann, um die Buchen zu erhalten. Mit Unterschriftenlisten versuchen die Bürger*innen noch in die Planungen einzugreifen, doch es wird wenig Hoffnung gemacht, denn die Vorplanung seien schon abgeschlossen. Es herrscht großes Misstrauen, ob wirklich alle an einer Lösung interessiert sind. Das geht so weit, dass die Nachbar*innenschaft genau hinsieht, wenn die Baufahrzeuge den Buchen zu nahe kommen und sie beschädigen könnten.

Michel de Certeau beschreibt wie der Versuch, die Stadt für die Planung lesbar und handhabbar zu machen dazu führt, dass die Komplexität des städtischen Lebens unterdrückt und unsichtbar gemacht wird. Als Kulminationspunkt dieser Entwicklung könnte man die funktionalistische Planung betrachten, die durch die Trennung von Funktionen versuchte, sie zu differenzieren, lesbar und neu konstruierbar zu machen. Es wurde versucht, die Stadt von all ihren unkontrollierbaren Gegebenheiten zu bereinigen. Aber die Wirklichkeit produziert ständig und unaufhörlich neue Widersprüche, die den Absichten der Rationalisierungstendenzen zuwiderlaufen.

Unterhalb der ideologisierenden Diskurse wuchern Finten und Bündnisse von Mächten ohne erkennbare Identität, ohne greifbare Konturen und ohne rationale Transparenz, die nicht verwaltet werden können. (de Certeau 1988: 185)

Diese Finten und Bündnisse, als widerständige nicht rationalisierbare Tätigkeiten, beschreibt de Certeau anhand der Praxis des Gehens. Das Gehen in der Stadt ist nicht durch Planung beherrschbar und entzieht sich dem Versuch der Strukturierung und Analyse. Es ist Raum der individuellen Äußerung, der räumlichen Artikulation der Fußgänger*in. In diesem Sinn ist das Gehen vergleichbar mit der Sprachäußerung der einzelnen Sprecher*in innerhalb eines gegebenen Sprachsystems. Diese Analogie der Sprache und des Gehens lässt sich für die Stadtmitmacher*innen weiter auf das Mitwirken an der Produktion der Stadt übertragen. Im Mitwirken versuchen sie innerhalb der gegebenen Machtstrukturen und Prozesse ihren Platz und ihre Handlungsspielräume zu finden und zu nutzen.

Auf der elementarsten Ebene gibt es in der Tat eine dreifache Funktion der Äußerung: zum einen gibt es den Prozeß der *Aneignung* des topographischen Systems durch den Fußgänger (ebenso wie der Sprechende die Sprache übernimmt oder sich aneignet); dann eine räumliche *Realisierung des Ortes* (ebenso wie der Sprechakt eine lautliche Realisierung der Sprache ist); und schließlich beinhaltet er *Beziehungen* zwischen unterschiedlichen Positionen [...]. (de Certeau 1988: 189)

Auf vergleichbare Weise eignen sich die Amateur*innen die Elemente der Stadt an, binden sie in ihre Praktiken ein, bis sie schließlich zu eng verzahnten selbstverständlichen Bestandteilen ihrer Handlungen werden. Ignacio Fariás fasst diese verzahnten Konstellationen in der Stadt zu hybriden Akteur*innen im Sinne der Actor-Netzwerk-Theory die zusammen, die er *urban assemblages* nennt (Fariás 2011). Menschliche Akteur*innen können im Netzwerk der Stadt nur wirken, wenn sie mit den Elementen der Stadt agieren und interagieren, sodass diese Kooperationen schließlich zu untrennbaren Assemblagen verschmelzen. (→ Amateur*in, S.88) Demnach muss eine Aktivist*in in der Quartiersentwicklung in ihrem Umfeld, ihrem Viertel, mit ihren sozialen Beziehungen und Netzwerken beschrieben werden, aber auch anhand ihrer politischen und institutionellen Gegner*innen, ihren Informationsquellen und ihren Kommunikationsmitteln, seien es Demonstrationsplakate oder Online-Posts. Um diese verschiedenartigen Konstellationen des Stadtgewebes erörtern zu können, ist es nötig, sich ihnen schrittweise anzunähern. Eine vollständige Beschreibung all dessen, was die Stadt gestaltet und ausmacht, ist nicht möglich. Sie zeigt sich für jede Stadtnutzer*in anders, ist unendlich verzweigt und verändert sich ständig. Daher kann es hier nur um eine stichprobenartige Auseinandersetzung gehen, die notwendigerweise den größten Teil der hypothetisch beschreibbaren Masse an Elementen unberücksichtigt lässt.

Verschiedene Formen der Beteiligung

Verwaltung und Politik haben vielfältige Möglichkeiten Partizipationsprozesse zu gestalten. Allen gemein ist, dass Formate und Abläufe im Voraus definiert werden und die Bürger*innenschaft zur Teilnahme eingeladen wird. Auch bei aufsuchenden Befragungen bleibt die Gestaltung der Formate in der Hand der Verantwortlichen. Andrea Cornwall, die die Formate als Räume³⁰ für Praktiken der Partizipation beschreibt, bezeichnet diese Angebote als *invited spaces* (Cornwall 2008: 275). Eine solche eingeladene Beteiligung ist demnach für die einzelne Bürger*in vorstrukturiert. Ihre Rolle ist zugewiesen und ihr steht frei, ob sie sich einfügt, um zu partizipieren oder ob sie der Veranstaltung fernbleibt. Doch für Cornwall ist Partizipation nicht nur aus der Perspektive der offiziellen Bereitstellung von Zugangsmöglichkeiten zu betrachten, sondern auch initiatives Engagement muss unabhängig von bereitgestellten Formaten als Teil der Beteiligungslandschaft gesehen werden. Hier werden eigene Schwerpunkte gesetzt und ausgehandelt. Termine, Strukturen, Werte und Zielsetzungen werden inner-

30 Cornwalls Raumbegriff ist hier im Sinne eines relationalen Raumes im Anschluss an Martina Löw zu lesen. Partizipationsräume sind also Räume, die zwischen Menschen aufgespannt werden, um anstehende Veränderungen in der Stadt- und Quartiersentwicklung zu besprechen. Sie sind ebenso fragil wie alle anderen sozialen Raumkonstellationen.

halb einer Gruppe festgelegt. Somit zeichnet sich diese initiative Beteiligung auch durch andere Macht- und Kontrollstrukturen aus (Cornwall 2008: 275). Das wird insbesondere im Gegensatz zu einladenden Verfahren deutlich. Diese bergen die Gefahr zur vorgeschobenen Alibibeteiligung zu werden, die den Anschein erweckt, lediglich zur Legitimation von Planungsvorhaben zu dienen.

- A** Herr Achims hat sich die Arbeit im Mieterbeirat der Wohnungsgesellschaft anders vorgestellt. Er wollte als Zwischenglied zwischen den Mieter*innen und der Vermieterin agieren, doch diese betrachtete den Mieterbeirat eher als formales Zugeständnis denn als Beteiligungsorgan. Es war lediglich ein Gespräch pro Jahr mit der Bereichsleiterin vorgesehen, welche dann nicht einmal ausreichend über die Bauvorhaben im eigenen Unternehmen informiert war. Herr Achims wurde zum Vorsitzenden des Mieterbeirats für das Quartier gewählt, doch der Aufwand mit täglich bis zu drei Stunden E-Mail-Verkehr zahlte sich nicht aus. Die Arbeit in der Gruppe war sehr anstrengend, weil eine Person immer ihren Willen durchsetzen wollte, auch wenn die anderen alles vorbereitet hatten. Dafür gab es zahlreiche Einladungen zu Grundsteinlegungen von Projekten, mit denen Herr Achims und seine Nachbar*innenschaft gar nichts zu tun hatten. Darüber hinaus gab es sogar Probleme mit seinem Mietvertrag, die er auf seine kritische Arbeit im Mieterbeirat zurückführte. So gab es viele Umstände, die für Herrn Achims viel Arbeit aber wenig Mitwirkung bedeuteten, sodass er seinen Posten im Mieterbeirat aufgab und sich auf den Nachbarschaftsrat konzentrierte.
- K** Für die Auftaktveranstaltung im Zuge der Bewertung der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt als städtebauliches Fördergebiet hat das Bezirksamt die Bürger*innen in das Café Moskau eingeladen. Es gab so viel Andrang, dass nicht alle reingelassen werden konnten. Frau Kubitz beschreibt, dass es eine Aufbruchsstimmung gab, weil endlich die Anwohner*innen in die Entwicklung des Quartiers mit einbezogen wurden. Die darauffolgende Veranstaltung im Kongresszentrum war jedoch weit weniger besucht, was laut Frau Kubitz auch mit dem schwindenden Vertrauen in den Prozess zu tun hatte: »[...] die Bürger merken ganz schnell, ob sie ernst genommen werden oder nicht, ne.«

Ist eine Initiative gegründet, sind Rollen und Aufgaben verteilt und grundsätzliche Festlegungen getroffen, so werden auch hier die Strukturen statischer. Nachfolgende Akteur*innen müssen sich einfügen, um Teil des Kollektivs zu werden. So entsteht eine binäre Struktur aus einer Kerngruppe und weniger stark involvierten Aktiven. Doch während bei der eingeladenen Beteiligung die Verantwortung auf Seiten der professionellen und institutionalisierten Akteur*innen liegt, sind Initiativen meist durchlässig für engagierte Aktive, die sich selbst tiefer in die Strukturen einbinden und Verantwortung übernehmen wollen. Da die Einbindung in

die Gruppe aber die Einigung auf gemeinsame Zielsetzungen voraussetzt, entstehen eher homogene Kollektive, die gegensätzliche Perspektiven exkludieren und nur wenige unterschiedliche Standpunkte vertreten (Cornwall 2008: 275).

- F** In der Gruppe von Gleichgesinnten, die sich über die Internetplattform *Meetup* gefunden hatten, um ein Gartenprojekt zu gründen, waren zunächst keine Hierarchien vorhanden. Zur ersten Aufräumaktion im Garten konnten dann circa 20 Personen aktiviert werden, mit denen nach getaner Arbeit geklärt werden sollte, was ab nun zu tun sei. Doch die meisten der Helfer*innen bei den Aufräumarbeiten kamen nicht wieder. Es verblieb eine engagierte Kerngruppe allderjenigen, denen der Erfolg des Projektes am Herzen lag und die nun selbst Partizipant*innen anwerben mussten. Sie hatten ein Projekt auf die Beine gestellt und boten nun allen Interessierten die Teilnahme an. Einzige Voraussetzung war das Einhalten der Regeln, die in der Kerngruppe entwickelt und als Grundlage für das gemeinsame Arbeiten im Garten für nötig befunden wurden. So entstanden zwei Gruppen im Projekt, die auch durch den beschränkten Zugang zum Schuppen funktional voneinander abgegrenzt sind. Gehört man nicht zur Kerngruppe, so ist man auf die Anwesenheit eines Mitglieds des inneren Kreises angewiesen, um an die Werkzeuge zu kommen. Merkt die Gruppe aber, dass eine Person sich engagiert, es auch persönlich passt und Lust für mehr Verantwortung vorhanden ist, kann sie Teil der Kerngruppe werden. Diese Hierarchisierung ist auch aus der Erkenntnis entstanden, dass einige sich durch zu offene Strukturen und Verantwortung abgeschreckt gefühlt haben.
- R** Um sich gegen eine geplante Neustrukturierung der Atelierförderung zu engagieren, hat Robert mit einigen Mitstreiter*innen eine neue Initiative gegründet. Sie kamen in einer Kerngruppe zusammen, um Strategien zu besprechen und mögliche Aktionsformen zu sondieren. Für die Aktionsfähigkeit der Initiative ist es aber wichtig, dass der Kreis zu einem gewissen Zeitpunkt erweitert wird. Dazu hat die Gruppe dann weitere Künstler*innen eingeladen, um sie über die Problematik und die bisherigen Überlegungen zu informieren und zum Mitmachen zu ermuntern. Doch dann gab es auch Misstrauen, dass es jetzt ein »Kopfgremium« gäbe, dass alles schon entschieden hatte und die anderen nur als »Fußvolk« mitlaufen lassen würde. Robert findet dieses grundsätzliche Misstrauen ziemlich nervig, denn es ist eigentlich nicht möglich direkt alle einzubinden und trotzdem etwas produktiv voranzubringen. Er selbst hat bei dieser Arbeit keine Bestrebungen, sich eine machtvolle Position zu erarbeiten, auch wenn sich solche hierarchische Konstellationen in selbstorganisierten Strukturen kaum vermeiden lassen. Aber offensichtlich spielt das für einige schon früh eine Rolle.
- K** Auch im Nachbarschaftsrat hat sich eine binäre Struktur entwickelt. Im Zuge der Vereinsgründung musste eine Organisationsform gefunden werden, die dem Ver-

einsrecht genügt und die Teilnahme an den Treffen des Nachbarschaftsrats trotzdem offen für alle hält, die sich dafür interessieren. Zu diesem Zweck stellt der Nachbarschaftsrat die Tagesordnungen auf der Homepage des Fördergebietes online, damit sie transparent nachvollzogen werden können. Wenn sich Anwohner*innen für die Arbeit oder auch nur ein einzelnes Thema interessieren, dann sind sie herzlich eingeladen zum Treffen zu kommen. Die Mitarbeit in den Arbeitsgruppen ist aber nicht an die Vereinsmitgliedschaft gebunden, sodass es auch eine AG gibt, die von einem Nichtmitglied geleitet wird. Das ist dann formell teilweise etwas schwierig, da Nichtmitglieder nicht offiziell im Namen des Vereins kommunizieren dürfen, aber das ist eher eine formelle Diskussion innerhalb des Nachbarschaftsrates und wird von außen wohl weniger wahrgenommen. Allerdings ist es in der Außenwirkung auch von Vorteil, wenn eine Meinung nicht von einer einzelnen Bürger*in kommuniziert wird, sondern im Namen des Nachbarschaftsrats. Trotzdem betonte Frau Kubitz, dass eigentlich jede Bürger*in gleich ernst genommen werden sollte.

Wissen, Sprache und Kompetenzen

Über die bestehenden Formate hinaus erfordert eine aktive Teilhabe an Entwicklungen in der Stadt eine gewisse Kenntnis von deren Produktionsbedingungen. Es ist nötig, sich über die Bedingungen des eigenen Handlungsspielraumes zu informieren, sich Wissen anzueignen und Mechanismen zu verstehen. Hier greifen die Akteur*innen auf die ihnen naheliegenden Zugänge zurück. Die eine bezieht ihre Informationen über die Tageszeitung oder das Nachbarschaftsmagazin, die andere über das Internet.

M Michael wohnt mit seiner Familie am Rand des Quartiers. Sein Haus gehört jedoch offiziell schon zum Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg. So kommen Rundbriefe zu Beteiligungsveranstaltungen oder andere Informationen, die hier oft per Post einwurf verbreitet werden, gar nicht bei ihm an, obwohl er direkter Anwohner ist. »Weil, das ist ja auch die Plansche genau hinter unserem Haus, über die mitentschieden wurde, aber weiß nichts, ja. Das ist ja total bescheuert.« Im Falle des regelmäßig erscheinenden Stadtteilheftes für das Fördergebiet hat er sich dann im zuständigen Büro darüber beschwert. Das hat zumindest teilweise funktioniert und nun bekommt er manchmal das Heft zugestellt.

Dabei dringt das Engagement und das Interesse der Aktiven tief in die Strukturen ein, wobei sie sich mithilfe von Literatur, aber oftmals auch über die Vernetzung mit anderen Aktiven informieren. Elizabeth Shove et al. erläutern, dass einzelne Praktiken immer verwoben mit anderen Praktiken sind (Shove et al. 2012: 81ff). In ihrem Verständnis von Praktiken setzen sich diese jeweils aus materiellen Komponenten, Kompetenzen und Sinnzuweisungen zusammen. Das nicht-professionel-



le Mitwirken an der Produktion der Stadt ist demnach abhängig von Zugängen zu Partizipationsformaten, der Fähigkeit sich an Diskursen zu beteiligen sowie der Auffassung, dass demokratische Einmischung wichtig ist. Daran wird ersichtlich, dass sich für jede Amateur*in eine andere Zusammensetzung dieser Faktoren ergibt, die sich zur individuellen Praxis des Mitwirkens konstituieren. Einzelne Elemente verknüpfen verschiedene Praktiken, werden auf unterschiedliche Weise eingebunden und in andere Zusammenhänge gebracht. So entstehen gänzlich neue individuelle Ausformungen von Praktiken aus neuartig zusammengefügt Elementen. Jedes Mitmachen ist individuell und schafft Verbindungen zu anderen Praktiken, sodass es nur situativ und vor dem Hintergrund der persönlichen Biografie zu verstehen ist.

- K** Für Frau Kubitz ist das Ehrenamt wichtig. In der DDR empfand sie es als Selbstverständlichkeit, dass alle sich um ihr Umfeld kümmerten, was damals »gesellschaftliche Arbeit« genannt wurde. In den 1990er-Jahren hat auch ihr Engagement gelitten, denn die Angst arbeitslos zu werden, ließ keinen Raum für freiwillige Tätigkeiten. Da waren »Hirn und Herz« damit beschäftigt nicht arbeitslos zu werden. Diese Angst hat nicht direkt Zeit in Anspruch genommen, doch ihre Gedanken waren zu beschäftigt, um sich freiwillig zu engagieren. Doch mit der gewonnenen Freiheit durch die Pensionierung bringt sie wieder gerne ihre Kompetenzen in die Arbeit im Nachbarschaftsrat und in anderen Bereichen ein. Dabei betont sie, dass ihr nun gerade Erfahrungen aus dem Berufsleben helfen, denn sie hat dadurch keine »Angst vor großen Tieren« und sie nutzt ihre Routine im Formulieren von Briefen.
- R** Selbstorganisation ist für Künstler*innen wie Robert sehr zentral, weil sie meistens nur so Ausstellungen auf die Beine stellen können. Das macht es im Alltag sehr aufwendig und er kann auch seine Kolleg*innen verstehen, die dann keine Energie für politisches Engagement darüber hinaus haben. Robert musste schon während des Studiums viele Dinge selbst in die Hand nehmen, damit er bestimmte Räume nutzen konnte und war später Verwalter des Atelierhauses. Das führte dann auch in der politischen Arbeit zu dem Bewusstsein, dass man es selbst in die Hand nehmen muss, damit etwas passiert.

Die Strukturen, die der Produktion der Stadt zugrunde liegen sind zunächst schwer zu durchblicken. Man kann sie als Black-Box verstehen, deren Funktionsweise verborgen ist und bei der lediglich Input und Output sichtbar werden (Latour 1999). Um aktiv Einfluss zu nehmen, muss die Black-Box geöffnet werden. Dafür müssen die internen Prozesse sichtbar gemacht und nachvollzogen werden. Hat eine Aktivist*in ein konkretes Anliegen, muss sie zunächst verstehen, wo dieses Thema verhandelt wird, wo Entscheidungen getroffen werden und wo sie selbst Einfluss darauf nehmen kann. Das Erkenntnisinteresse der Stadtmitma-

cher*innen ist auf eine bereits etablierte Struktur und somit rückwärts gerichtet, im Sinne eines *Reverse Engineering*. Der Begriff kommt aus der Ingenieurspionage, bei der Produkte aus konkurrierenden Unternehmen auseinandergebaut werden, um sie zu kopieren. Mit dieser Strategie können aber auch Amateur*innen bestehende Geräte in ihrer Funktionsweise analysieren, um sie reparierbar zu machen (Friesinger/Schneider 2016). Das konstruktive Interesse an den technischen Zusammenhängen wird auf das Bestehende sozusagen rückwärts angewandt. Für Stadtmitmacher*innen lässt sich damit umschreiben, wie sie sich mit den Institutionen und Vorgehensweisen vertraut machen, um sich Wege zu suchen, eigenes Handeln in diese Struktur einzubetten. [→ Black Boxes, S. 108]

- A** Herrn Achims interessieren die Strukturen des politischen Alltags. Als er von einer öffentlichen Ausschusssitzung der Bezirksverordnetenversammlung zu Quartiersentwicklung und -management las, beschloss er hinzugehen, um sich eine solche Sitzung einmal anzusehen. Dort war er dann der einzige Gast und wurde sogar vom verwunderten Sitzungsleiter angesprochen, wer er denn sei. Die Sitzung fand Herr Achims spannend, wenn auch nicht direkt wegen der Themen. Zunächst wurde darüber abgestimmt, ob die nächste Sitzung für eine Fußballübertragung verschoben werden sollte und dann wurde die Sitzung straff und pünktlich beendet: »Also, ähm, auch zum Schluss, das hab ich auch noch nicht so erlebt: ›Es ist 19:03 Uhr und um 19:03 Uhr beenden wir die Sitzung.« [...] Das ist GENAU und, und jetzt hatte ich das Protokoll davon, steht genau drin: [...] Ende der Sitzung 19:03 Uhr. (kichert)«

Dabei ist aber unbedingt zu betonen, dass der reversible Zugang zu den Produktionsweisen keineswegs eine von vornherein benachteiligte Position schafft. Das Begreifen der Abhängigkeiten und fragilen Arrangements, die die etablierten Produktionsbedingungen der Stadt erhalten, kann für Amateur*innen ermächtigend wirken. Fast im Sinne einer Akupunktur mit minimalem Aufwand und maximalem Nutzen, tun sich auf diese Weise Schnittstellen für eigenes Handeln auf.

- R** Die Initiative für bedrohte Atelierhäuser versucht stets mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln möglichst viel Aufmerksamkeit zu generieren. Um die Prekarisierung der Arbeitsbedingungen von Künstler*innen durch Immobilien Spekulation anzuprangern, schrieben sie anlässlich der *Art Week* einen Preis aus. Der *Weak Art Award* sollte als Negativpreis Unternehmen oder Personen prämiieren, die sich besonders um die Schwächung künstlerischer Arbeitsbedingungen ausgezeichnet haben. Bezeichnenderweise hat die unabhängige Jury den Eigentümer von Roberts ehemaligem Atelierhaus prämiert, was auch einige Aufmerksamkeit in der Presse fand.

Die Aktiven beginnen häufig aus dem Feld ihrer beruflichen Tätigkeit auf die eigene Nachbar*innenschaft zu blicken und ihre Kompetenzen einzubringen. Professionelle Sichtweisen mischen sich in die Argumentationen im freizeithlichen Engagement und teils wird die Grenze zum beruflichen Handeln uneindeutig. → Verbindungen von Praktiken, S. 51 Das professionelle sowie das autodidaktische Wissen gehen dabei immer in die Kompetenzen ein, die den persönlichen Handlungsspielraum bestimmen. Im Bereich der Sprache kann die Vertrautheit mit den Begrifflichkeiten der Planungspraxis den Einstieg erleichtern. Ohne diese Grundlage ist es oftmals schwerer sich in stadtpolitische Themen einzuarbeiten und aktiv mitzuwirken. So kann die Mitwirkung aufwendige Lernprozesse erfordern, die zum bereits zeitintensiven Engagement hinzukommen. → Sprache, S. 76

W In den 1990er-Jahren engagierte sich Frau Willert in Pankow für die Aufstellung von Sanierungsgebieten. Insbesondere in Pankow Zentrum war sie dafür mit einer Bürgerinitiative aktiv und erfolgreich. Später arbeitete sie in der Politik und der Verwaltung. So hat sie im Verlauf der Zeit schon selbst einige öffentliche Veranstaltungen organisiert und kennt die Strukturen derartiger Formate gut. Zudem ist ihr als Architektin die Fachsprache vertraut. Zwar bespricht sie sich vorab mit niemandem und ergreift auf den Veranstaltungen, die sie besucht, das Wort nur für sich, doch sie setzt sich dafür ein, dass auch andere folgen können. »Weil Architekten und überhaupt Intellektuelle neigen ja dazu eine eigene Sprache zu pflegen, die Otto-Normal-Verbraucher nicht versteht. Und Otto-Normal-Verbraucher hat nicht immer den Mut zu fragen: ›Was heißt denn das eigentlich, was du jetzt gerade sagst.‹ [...] Das mache ich übrigens auch manchmal. Weil mir das wichtig ist. Ich kann mich besser einmischen, weil ich etwas mehr fachliches Wissen mitbringe, aber die, die da wohnen, die dem ausgeliefert sind, die haben es trotzdem verdient, dass sie anständig behandelt werden.«

R Für das städtebauliche Werkstattverfahren zum Haus der Statistik hat sich Robert als Nachbarschaftsvertreter für das Quartier wählen lassen. Dort war er einer von vier Vertreter*innen der Nachbar*innenschaft und der Zivilgesellschaft in einem sogenannten Obergremium, in dem die Entwürfe diskutiert wurden. Als Fachfremder hatte Robert jedoch schnell Schwierigkeiten der fachlichen Auseinandersetzung zu folgen. Auch wenn er sich anhand der vorab zugesandten Dokumente vorbereitete, fühlte er sich nur selten befähigt, kritische Fragen zu stellen, weil er viele Zusammenhänge nicht in ausreichender Tiefe durchblicken konnte. Da er zu dem Zeitpunkt genug Zeit hatte, nahm er auch an öffentlichen Workshops zu ähnlichen Themen im Rahmen des Prozesses für das Haus der Statistik teil. So konnte er sich eingehender mit den Problemen der Bebauung beschäftigen und die Haltung der Nachbar*innenschaft besser verstehen, die er zwar vertreten sollte, aber mit deren Meinung er teilweise nicht übereinstimmte.

Zeit und Räume

Für viele Aktivitäten sind Räume und materielle Ressourcen erforderlich. So ist allein die Frage nach geeigneten Räumlichkeiten für Treffen immer wieder zentral für das Mitmachen. Bei einigen Projekten sind die Akteur*innen auf Finanzmittel angewiesen. Sind diese an Bedingungen geknüpft, erfolgt unter Umständen eine Anpassung, eine Justierung der geplanten Aktionen auf die geforderten Rahmensetzungen.

- F** Für Floras Gartenprojekt ist es offensichtlich, dass es ohne eine Fläche zum Gärtnern nicht realisiert werden kann. »Was willst du diskutieren, wenn du kein Grundstück hast?« Mit dem Feststehen der Fläche war das gesamte Projekt geprägt. Da sich das Grundstück auf einem Schulgelände befindet, gibt es eine Institution, mit der die Nutzung des Gartens koordiniert werden muss. Um hier eine gute Kommunikation zu schaffen, haben sowohl die Garteninitiative als auch die Schule je eine Person als Vertreter*in gewählt, die in engem Austausch miteinander stehen. Für das offene Projekt, das immer neue Mitstreiter*innen sucht, soll auch die Nachbar*innenschaft angesprochen werden. Da dort wenig Interesse für große Gemeinschaftsbeete bestand, ging die Gruppe, der es eigentlich um das kollektive Gärtnern ging, einen Kompromiss mit Einzelbeeten ein.
- K** Das Nachbarschaftsfest in der Schillingstraße wurde vom Nachbarschaftsrat im Rahmen des Tages der Städtebauförderung veranstaltet. Die Idee dieses Tages ist, dass es an einem bestimmten Tag in vielen verschiedenen Kiezen Feste gibt, die gefördert und unterstützt werden. Der Nachbarschaftsrat, in dem Frau Kubitz aktiv ist, hat sich daran zum zweiten Mal beteiligt und ein Straßenfest mit Bühne und vielen Ständen organisiert. Dafür gab es finanzielle Unterstützung durch den Bezirk und organisatorische Hilfestellung durch das betreuende Planungsbüro. Ohne diesen Rahmen wäre es für die engagierten Mitglieder des Nachbarschaftsrates nicht möglich gewesen, die Organisation zu bewerkstelligen. Trotzdem war sehr viel Eigenleistung erforderlich. Für Frau Kubitz hat sich der Aufwand aber spätestens dann gelohnt, als sie einen Kinderchor anmoderieren durfte und die glücklichen Gesichter der Kinder und ihrer Zuschauer*innen sehen konnte.

Zeit ist eine besondere Ressource. Es ist grundsätzlich ein Privileg, über freie Zeit für Beteiligungsverfahren zu verfügen. Sie ist generell knapp, doch zeichnet sich das freizeitliche Engagement oftmals dadurch aus, dass hierfür Zeitreserven investiert werden. Anne Honer schreibt davon, dass sich die Zeit umkehrt, wenn die Heimwerker*in sich ihrer Werkstatt zuwendet (Honer 1993). Ist sie außerhalb der Werkstatt bestrebt Zeit zu sparen und effizient mit ihr hauszuhalten, so nutzt sie sie zum Heimwerken eher exzessiv und nimmt sie sich bewusst, um in Ruhe

zu arbeiten. Dale Southerton hat untersucht, wie Menschen in ihrem Alltag bestimmte Zeiten besonders effizient organisieren – *hot spots* erzeugen –, um viel zu schaffen, damit sie dann Phasen der Ruhe haben – zeitliche *cold spots* –, die sie mit ihren Bezugspersonen verbringen können (Southerton 2003). Betrachtet man die libidinösen Tätigkeiten der passionierten Amateur*innen als Bezugspunkte, so lässt sich auch hier feststellen, dass für das jeweilige Hobby *cold spots* geschaffen werden, um sich ihnen ohne Hektik hinzugeben. → Squeezing time, S. 93 Die Amateur*innen der Stadtentwicklung verwenden ihre Zeit auf unterschiedlichste Tätigkeiten. Versammlungen sowie deren Vorbereitung, Recherchen und Ausarbeitungen von Positionspapieren oder die Durchführung von Aktionen wie Demonstrationen oder Unterschriftensammlungen. Die Bereitschaft, Zeit zu investieren hängt immer vom Empfinden der Sinnhaftigkeit ab. Aber auch davon, ob es absehbar ist, wie lange diese intensiven Phasen andauern oder wie gut der Aufwand im Voraus abgeschätzt werden kann.³¹

- M** Die fehlende Zeit ist für Michael der Hauptgrund, warum er bestimmte Aktivitäten nicht machen kann. Er findet es sehr wichtig, sich einzubringen, doch als Familienvater und selbstständiger Architekt kommt er nicht dazu. Er geht zu einigen Abendveranstaltungen, aber als richtige Beteiligung sieht er das nicht. Er bringt dort seine Meinung ein, aber »die Schwelle dann [...] Ämter zu übernehmen«, die hat er bisher nicht übertreten, da er dafür zu inkonstant mit seinem Zeitbudget ist. Derzeit sieht er kein akutes Thema, bei dem er seine Stimme unbedingt einbringen möchte und ein dauerhaftes Engagement ist für ihn zu unüberschaubar. Er befürchtet eher, sich darin zu verlieren und meint, man sollte sich mit der Zeit von vornherein beschränken, um zu vermeiden, dass man »ausblutet«. Manchmal hält er Vorträge oder spricht auf Podiumsdiskussionen. Das findet er auch wichtig, aber es bleibt bei vereinzelten Veranstaltungen.
- A** Herr Achims bringt seine Zeit gerne ein, um etwas zu bewegen. Sein Engagement im Mieterbeirat hat er jedoch aufgegeben, weil ihm seine Zeit dafür einfach zu schade war. Ein anderes Mitglied des Beirats hat sich sehr destruktiv gegenüber der Arbeit der anderen verhalten. Viel Kraft und Zeit zu investieren, wenn am Ende kein Respekt dafür gezollt wird, dass muss er sich im Ehrenamt nicht antun. Zudem hatte er das Gefühl, dass grundsätzlich keine Mitwirkung für den Beirat vorgesehen ist, sondern dieser lediglich als Alibi-Institution eingerichtet worden war. Anstelle von

31 Gunter Weidenhaus hat in seiner Dissertation *Soziale Raumzeit* das komplexe gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Zeit- und Raumkonzeptionen untersucht. Die individuelle Bedeutung und das Verständnis von Zeit und Raum stehen dabei in Zusammenhang mit der Sozialisation und den Weltbeziehungen und erzeugen ein sehr subjektives Empfinden von Zeit und Raum als verfügbare Ressourcen (Weidenhaus 2015).

echter Mitsprache scheint es dabei eher um das öffentlichkeitswirksame Präsen-
tieren der Mieter*innenvertretung auf Veranstaltungen zu gehen. »Warum sollte
ich denn hier Energie verschwenden und, ähm, und dort, mich da ärgern und nicht
weiterkommen?«

Kooperation mit Externen

Das Mitmachen bei der Gestaltung der Stadt führt häufig zu Kooperationen mit
externen Institutionen. Das können zum einen die Stadtverwaltung, Behörden
und die Politik, sowie Unternehmen, Universitäten und Wohnungsbesitzer*innen
und -gesellschaften sein, aber auch andere Kollektive und die Anwohner*innen.
Die Aktiven sind in diesen Konstellationen oftmals ohne eigene Entscheidungs-
kompetenz und auf den Willen zur Zusammenarbeit angewiesen. Hierbei sind sie
keineswegs passiv, sondern versuchen verschiedene Wege zu beschreiten, steuern
um, brechen ab und restrukturieren sich im Zusammenspiel mit den externen,
nicht direkt beeinflussbaren Akteur*innen außerhalb der eigenen Strukturen.

- A** Herr Achims hat sich sehr darüber geärgert, dass die Mieter*innen der ehemaligen
Mokka-Milch-Eisbar ihre Fahrzeuge neben seinem Wohnhaus auf der Grünfläche
abstellen und die Mülltonnen auf dem Gehweg standen. Er hat dann mithilfe der
App des Ordnungsamtes Fotos von der Situation an die verantwortlichen Behör-
den geschickt. Nach drei Wochen erhielt er die Rückmeldung, dass keine Verfeh-
lungen festzustellen waren. Doch Herr Achims blieb beharrlich: »Na wartet mal
ab! [...] wie kann man's am besten machen? Und dann hab ich's wieder fotografiert
und hab [...] eben reingeschrieben: »Entgegen der Aussage der Mitarbeiter des Ord-
nungsamtes stehen die Mülltonnen immer noch da. Und möchte hiermit ankün-
digen, ich werde sie jeden Tag fotografieren und jeden Tag Ihnen eine Nachricht
schreiben, bis die Mülltonnen weg sind.« Nachdem er sieben Tage lang den Müll
dokumentiert und gemeldet hatte, wurden die Tonnen ordnungsgemäß entfernt.
Herr Achims freut sich, dass seine Strategie funktioniert hat und er einen kleinen
Erfolg erzielen konnte. »Find's einfach nur lustig [...] eigentlich dachte ich, dass das
so passiert, wie immer, dass NICHTS draus entsteht, aber da hat sich doch nun Be-
harrlichkeit ausgezahlt.«
- R** Die Künstler*innengemeinschaft von Roberts ehemaligem Atelierhaus hatte an-
fangs Schwierigkeiten mit dem Hauseigentümer in Kontakt zu treten. Dieser re-
agierte gar nicht erst auf Anfragen. Daher bemühte sich die Gruppe darum, ihren
Fall in der Presse bekannt zu machen. Da der Eigentümer seine Projekte gerne als
Kreativstandorte vermarktet und ihm gute Presse wichtig war, hatte die Gruppe
einen empfindlichen Punkt getroffen. Daraufhin kam es zu Gesprächen und sogar
einem gemeinsamen Diskussionspanel auf der netzpolitischen Konferenz *re:publi-*

ca. Im Anschluss konnten sie mit Fördermitteln eine Machbarkeitsstudie für eine Aufstockung erstellen, die jedoch an behördlichen Auflagen scheiterte. Nach dem Auszug der Künstler*innen aus dem Haus ist der Kontakt zum Eigentümer wieder abgebrochen. Die Strategie der Gruppe war es, dass sie sich als Mieter*innen möglichst kooperationsbereit zeigen wollten, um die »Fallhöhe« für den Investor möglichst hoch zu halten. Mit einer reinen Protesthaltung oder einer Besetzung hatten sie sich nur wenig Chancen ausgerechnet.

Eine wichtige Differenzierung liefert de Certeaus Unterscheidung von Strategien und Taktiken. Strategien werden aus machtvollen Positionen heraus entwickelt und sind langfristig kalkulierbar, weil sie sich auf eigenen Besitz stützen können, der das Handeln stabilisiert. Taktiken gründen nicht auf Besitz und kalkulieren daher immer situativ mit dem Besitz anderer, um einen flüchtigen Vorteil zu erhaschen. Während die Strategie von einem Ort als festem Ausgangspunkt geplant werden kann, ist die Taktik immer abhängig von der Zeit und der Gelegenheit. Ebenso wie nichtbesitzende Individuen bei de Certeau, die taktisch agieren müssen, da sie keinen Zugriff auf stabilisierende materielle Strukturen haben, müssen sich auch die Stadtmitmacher*innen darauf spezialisieren, die Ressourcen anderer miteinzubeziehen und für ihr Handeln einzuspannen. Während die Stadtverwaltung oder die Privatwirtschaft strategisch handeln kann, um ihre Zielvorstellungen umzusetzen, agieren die Stadtmitmacher*innen taktisch:

Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie dringt teilweise in ihn ein, ohne ihn vollständig erfassen zu können und ohne ihn auf Distanz halten zu können. Sie verfügt über keine Basis, wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansionen vorbereiten und sich Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann. Das »Eigene« ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig; sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil »im Fluge zu erfassen«. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muß andauernd mit den Ereignissen spielen, um »günstige Gelegenheiten« daraus zu machen. Der Schwache muß unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind. (de Certeau 1988: 23)

Überträgt man diese Gedanken auf das Handeln der Stadtmitmacher*innen, wird sichtbar, dass ihre Tätigkeiten stets darauf ausgerichtet sind, an andere Akteur*innen anzudocken. Die verschiedenartigsten Formen des Interagierens zwischen den heterogenen Gruppen und der Vielzahl von möglichen Kooperationspartner*innen sind dabei nur schwer zu umfassen und zeichnen sich gerade durch die stete Suche der Handelnden nach neuen Wegen und Gelegenheiten aus. Dabei bleiben die Kooperationen asymmetrisch in Bezug auf Machtfragen und strukturelle Abhängigkeiten. Die Fähigkeit, sich mit den zur Verfügung ste-

henden Mitteln einen Handlungsspielraum zu ermöglichen, sind vergleichbar mit der Improvisationskunst der *Bricolage*, von der Claude Lévi-Strauss schreibt (Lévi-Strauss 2016: 29ff). Beim bricolagen Denken handelt es sich um eine Wissensstruktur, die darauf ausgerichtet ist, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln agieren zu können. Dem stellt Lévi-Strauss das Ingenieurdenken gegenüber, das nach der universellen und dafür vorgesehenen Lösung für ein Problem sucht.

→ Bricolage, S. 57 Auch hier wird deutlich, dass das nicht-professionelle Agieren zwar mit einigen Mängeln verbunden ist, jedoch oftmals reichere Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

- K** Die Eigentümer*innengemeinschaft von Frau Kubitz hat sich dafür entschieden die Wege auf dem Grundstück wieder gemäß des Originalzustands herzustellen. Ihr ging es auch darum, mit gutem Beispiel voranzugehen und die Verantwortlichen der Denkmalpflege zu unterstützen: diese können die Gehwegplatten der Eigentümer*innengemeinschaft bei Begehungen vorzeigen und positiv hervorheben. Sie haben sich im Haus auch dagegen entschieden das Grundstück zu umzäunen. Zu DDR-Zeiten war alles Volkseigentum und öffentlich zugänglich. Nach der Wende wurden viele Zäune errichtet. Mit einer Buchsbaumhecke anstelle eines Zauns hat die Hausgemeinschaft freiwillig die Vorschläge der Denkmalpflege umgesetzt. Frau Kubitz hofft, dass der Leiter der Denkmalpflege mithilfe dieses Vorzeigebeispiels weitere Bauherr*innen davon überzeugen kann, die ursprüngliche Gestaltung wiederherzustellen und die ursprünglichen Qualitäten des Quartiers so wiederzubeleben.

Gelingen und Scheitern von Kooperationen

Im Idealfall gelingt es der Gruppe eine Partner*in zu finden, die die gemeinsamen Ziele unterstützt und zur intensiven Kooperation bereit ist. Teils ist die Kooperationspartner*in auf gewisse Zugeständnisse angewiesen. Sind diese jedoch nachvollziehbar für die Amateur*innen, lassen sich diese Ziele mit den eigenen verknüpfen und es kann eine stabile Zusammenarbeit entstehen.

- F** Der Garten wäre ohne die Kooperation mit der Schule, auf deren Schulhof er angelegt wurde, nicht denkbar. Der Kontakt war über einen ehemaligen Schüler zustande gekommen, der seine damalige Lehrerin kontaktierte. Die Gartengruppe hatte die Idee, dass es auf Schulhöfen genug Platz geben könnte und viele ursprünglich als Schulgarten angelegte Flächen gar nicht mehr genutzt werden. Ihren Überlegungen zufolge könnte der Garten zugleich auch von der Schule genutzt werden, sodass ein gegenseitiger Vorteil entsteht. Für die direkte Kommunikation hat sich jeweils eine Kontaktperson von Schule und Gartenprojekt etabliert. Dabei wurde auf vertragliche Vereinbarungen verzichtet. Alles basiert auf

dem gegenseitigen Commitment und Vertrauen. »Und ohne dieses Vertrauen und die Erwartung, dass man halt zusammen etwas Gemeinsames, Gescheites aufbaut, dann funktioniert es sowieso nicht.« Nachdem im ersten Jahr die Hochbeete aus zusammengesammelten Holzresten bestanden, bat die Schule darum, nur unbehandeltes Holz einzusetzen und keine Kunststoffe im Garten zu verwenden. Das bedeutete zwar großen Aufwand für den Umbau, aber auch wenn die Gruppe das etwas übertrieben fand, entsorgte sie die alten Hochbeete und baute sie neu auf, da sie die Argumente letzten Endes nachvollziehbar fand. Zudem hat die Schule die Gärtner*innen verpflichtet, eine Liste mit allen Personen vorzulegen, die Zugang zum Garten und somit zum Schulgelände haben. Dort muss jede*r sich bereiterklären, die vereinbarten Regeln einzuhalten.

Andere Gruppen sind direkt aus der Einladung zur Kooperation entstanden. Dies stellt in gewissem Sinne eine Sonderform der eingeladenen Beteiligung dar und zielt explizit darauf ab, dass sich Gruppen gründen können, die als Vertretung der Nachbar*innenschaft oder anderer Interessengruppen auftreten, um so deren Perspektive einzubinden. Können sich diese Gruppen unter dem Schutz der einladenden Institution stabilisieren, ist anschließend eine gewisse Emanzipation nötig, um sich der direkten Abhängigkeit zu entziehen.

- R** Die Initiative für bedrohte Atelierhäuser ist zusammen mit dem Atelierbeauftragten des Berliner Senats gegründet worden. Die Kooperation war sehr eng und die gemeinsamen Treffen fanden immer mit dem Atelierbeauftragten statt. Während Robert und seine Mitstreiter*innen noch für ihr Gebäude kämpften, hatte dieser mehr Überblick und erkannte, dass die Raumsituation für mehrere Atelierhäuser zum Problem wurde. Als der Atelierbeauftragte jedoch durch andere Projekte weniger Zeit hatte und sich die Gruppe ohne ihn besprechen wollte, stellte er sich quer. Die Künstler*innen waren zunächst verblüfft über das Veto und ihnen wurde bewusst, dass sie auch als politisches Werkzeug des Atelierbeauftragten dienten. Da sämtliche Organisation der Initiative über den Atelierbeauftragten gelaufen war, war eine Abhängigkeit entstanden. Die Gruppe musste erst neue Wege finden, um eigenständig arbeitsfähig zu bleiben, als der Atelierbeauftragte auf eine andere Stelle wechselte.

- K** Das Stadtplanungsbüro KoSP, welches das Fördergebiet begleitet, nahm nach der Erarbeitung des Stadtentwicklungskonzeptes den Gedanken auf, dass es eine Bürger*inneninitiative im Quartier bräuchte. Die interessierten Bürger*innen wurden eingeladen, sich zu einem Nachbarschaftsrat zusammenzufinden. Frau Kubitz ist der KoSP sehr dankbar, dass sie diesen ungewöhnlichen Weg wählten, eine Bürgerinitiative von oben zu initiieren, denn sonst wäre es schwer gewesen so viele engagierte Nachbar*innen zusammenzubringen. Es hat dann eine Weile gedauert,

bis sich die Gruppe emanzipiert und einen Verein gründete. Die Gruppe war auf die Mitwirkung und die Versendung der Einladungen durch die KoSP angewiesen, da sich die Bürger*innen untereinander ja anfangs noch gar nicht kannten. Auch weiterhin ist die Unterstützung und Zusammenarbeit mit der KoSP wichtig, wenn es zum Beispiel um Kontakte zu schwer erreichbaren Akteur*innen geht. Dennoch agiert der Nachbarschaftsrat zunehmend eigenständig und mit eigener Stimme.

Das Vorgehen der Stadtmitmacher*innen ist häufig darauf ausgerichtet eine Hauptakteur*in zur Zusammenarbeit zu bewegen. Dazu werden oftmals Dritte als taktische Partner*innen eingebunden, um die andere Seite zum Handeln oder Umlenken zu bewegen. Hierfür greifen die Aktiven auf verschiedenste Netzwerke zurück, die teilweise auch bewusst akquiriert werden, um die Handlungsmöglichkeiten zu erweitern.

K Voller Ärger berichtet Frau Kubitz vom Besuch des Verantwortlichen der Bezirksverwaltung für die medizinische Versorgung. Dieser wurde vom Nachbarschaftsrat eingeladen, um über den Mangel an Ärzt*innen im Quartier zu sprechen, doch er hatte sich zu dem Thema gar nicht richtig informiert. Für Frau Kubitz ist das eine Missachtung der engagierten Bürger*innen. Trotzdem haben sie und ihre Mitstreiter*innen versucht, kooperativ zu bleiben. Als der Bezirksbeamte in einem Interview meinte, eine Unterschriftenliste würde ihm in den Verhandlungen mit der Kassenärztlichen Vereinigung helfen, sammelte der Nachbarschaftsrat Unterschriften und sandte sie ihm zu. Doch daraufhin ist nichts passiert. »[...] also das war für mich der Supergau. Ja. Latscht hier her, wie ins Kino, ja. Und dann wünscht er sich was, dann kriegt [...] er das was er sich wünscht, Unterschriftenlisten. Und es bewegt sich immer noch nichts.« Im Scherz schlägt Frau Kubitz sogar vor, sich vor seine Tür zu setzen und ihn nicht rauszulassen, bevor er etwas tut. Die Gruppe versucht immer mit gut aufgearbeiteten Unterlagen an die Verantwortlichen heranzutreten oder Expert*innen von der Hochschule einzubinden, deren Aussagen wissenschaftliches Gewicht haben, sodass nach ihrem Ermessen gar keine Möglichkeit besteht, nicht mehr zu handeln. »[...] grad beim Thema medizinische Versorgung muss eigentlich jeder Verantwortliche, ähm, im Bezirk verstanden haben, dass es den Leuten unterm [...] Nagel brennt«

Es gibt zahlreiche Momente, in denen die Aktiven mit Außenstehenden über ihre Gruppen, Projekte und Ziele sprechen. Es werden Kooperationen erörtert, angebahnt und sondiert. Dabei kann sich aber auch zeigen, dass eine Zusammenarbeit zu starke Kompromisse erfordert oder der nötige Aufwand einer Kooperation die Vorteile übersteigen würde.

- A** Als die Vereinsgründung anstand, informierte sich der Nachbarschaftsrat bei bereits bestehenden Nachbarschaftsvereinen. Da das nahe Gebiet der Luisenstadt vom gleichen Büro wie die Karl-Marx-Allee betreut wird, nahmen sie Kontakt auf und luden einen Vertreter zur Sitzung des Nachbarschaftsrates ein. So konnten sie direkt ihre Fragen klären und sich über Fallstricke der Vereinsgründung aus erster Hand informieren. Auf Nachfrage durften sie sogar die Satzung als Vorlage verwenden. Das Gespräch ging dann noch über die konkreten Fragen zur Vereinsgründung hinaus zu den Erfahrungen, die in der Luisenstadt gemacht worden waren. Herr Achims fühlt sich darin bestätigt, dass er auch Leute in Verantwortungspositionen anspricht, wenn sich die Gelegenheit ergibt. »Weil man muss ja ein Netzwerk aufbauen. Ohne dem funktioniert's ja nicht. Das hat der auch gestern aus der Luisenstadt auch gesagt.« Sie bleiben in Kontakt.

Amateur*innenpraktiken beziehen eine Vielzahl von Aspekten in ihr Verständnis von Stadt und Transformation mit ein, die aus der professionellen Perspektive als Nebenaspekte bewusst ausgeblendet werden, um »nur« die Stadt, isoliert von Nebengeräuschen betrachten zu können (de Certeau 1988). Die Wahl der Zugänge und Formate ist für die Stadtmitmacher*innen keine grundsätzliche Entscheidung. Situativ wechseln sie zwischen eingeladenen Formaten und initiativen Gruppen (Cornwall 2008). Dabei sind sie immer von ihrem Wissen, ihrer Sprache und ihren Kompetenzen geleitet, aus denen heraus sich auch die Sinnzuschreibungen für ihr Handeln entwickeln (Shove et al. 2012). Die eingesetzten Ressourcen wie Zeit und Räumlichkeiten müssen dabei einerseits als Privilegien betrachtet werden, andererseits sind sie aber auch Ausdruck von Prioritätensetzungen der Akteur*innen (Honer 1993; Southerton 2003). Das Stadtmitmachen ist immer auch die Suche im Gewebe der Stadt nach Kooperationen mit Akteur*innen und Institutionen, die als Multiplikator*innen mehr Wirksamkeit versprechen. So entstehen hybride Konstellationen aus Institutionen, Räumen und Kollektiven, die als *urban assemblages* der Mitwirkung bezeichnet werden können (Farías 2011).

Die Kollektive der Stadtmitmacher*innen

Der bisherige Blick auf die Lebenswelten von Stadtmitmacher*innen zeigt, dass niemand allein handeln kann und somit Kollektive eine zentrale Rolle in jedem Engagement einnehmen. Das Mitwirken an der Gestaltung der Stadt passiert nie als solitäres Handeln Einzelner*, denn beim Erschaffen von Räumen des öffentlichen Lebens geht es immer um die gemeinsamen Lebenswelten. Hennion betont, dass Geschmack durch Kollektive kultiviert wird, die einen Rahmen für die relevanten Bestrebungen und Aktivitäten bieten (Hennion 2005: 5). Während Bourdieu das Schmecken selbst als soziale Distinktionspraxis zur Stabilisierung der gesell-

schaftlichen Klassen- und Milieuunterschiede beschreibt, sieht Hennion im kollektiv vermittelten Geschmack den Startpunkt für die Entwicklung eines eigenen Geschmackssinns in seinem hier verwendeten erweiterten Sinne. Durch das Nachempfinden von Geschmacksempfehlungen, die man von Freund*innen erhält oder aus medialen Quellen bezieht, entwickelt sich der eigene Geschmack. Genauso ist die Ablehnung bestimmter Geschmäcker meist kollektiv vermittelt. Hennion betont, dass niemand für sich allein schmecken kann, sondern dass das Kollektiv der notwendige Ausgangspunkt jedes Geschmacksempfindens sein muss.

There is no taste as long as one is alone, facing objects; no amateur knows from the outset how to appreciate good things, or simply what she/he likes. Taste starts with the comparison with others' tastes. The collective is not the hidden truth of taste; it is the obligatory starting point. (Hennion 2005: 5)

Die Amateur*in entwickelt ihren persönlichen Geschmack in der Auseinandersetzung mit den Empfehlungen ihrer Mentor*innen. Der individuelle Geschmack ist das Ergebnis eines Nachspürens von kommunizierten sinnlichen Wahrnehmungen. Es wird versucht nachzuempfinden, was andere verbalisiert haben, wenn sie etwas als bitter oder salzig bezeichnen. So wird der Geschmackssinn geschult, routinisiert und verkörperlicht. Die Amateur*innen teilen Aussagen über Geschmacksurteile untereinander, sodass die Rollen innerhalb der Kollektive sich verändern, wenn die lernenden Amateur*innen ihrerseits zu prägenden Mentor*innen werden und ihre Geschmacksempfehlungen weiterreichen. → Rekrutierung, S.54 Am Beispiel von Rockmusik macht Hennion deutlich, wie Geschmack stabile Kollektive formt, die ein breites Set an Haltungen, Handlungsweisen und Kleidungsstilen teilen. Dabei ist der soziale Kit des gemeinsamen Geschmacks oft stärker als eine abstrakte politische Idee von Gemeinwillen.

Conversely, as the case of rock [music] showed with such obviousness that it became a cliché, the production of a taste »makes« its own collectives (i.e. ways of living, dressing, going out, walking, etc.), gradually defined and stabilized by this community, especially since it is precisely not calculable and is based on feelings, bodies, gestures and objects, and not on a »general will« postulated by the political philosopher or on a determinist belonging regulated by social games. Taste is a most efficient »group-maker«. (Hennion 2005: 6)

Übertragen auf die Stadt als Alltagsraum lässt sich also sagen, dass die Stadt im Kollektiv erfahren wird. Orte, Räume und Veranstaltungen werden empfohlen, gemeinsam erkundet und bewertet. Im Vergleich mit den Urteilen der Anderen entsteht ein individuelles Verständnis von Stadt, dass sich aus einer Vielzahl von geteilten Eindrücken, Urteilen und Wahrnehmungen aus unterschiedlichen Kol-

lektiven zusammensetzt. Das einzelne Geschmacksurteil wird im Kollektiv geteilt und ist nie exklusiv, die Gesamtheit der Geschmackswelt ist hingegen immer subjektiv und individuell einzigartig. Beispielhaft hierfür wäre ein Park, den eine passionierte Flaneur*in oft und mit verschiedenen Personen nutzt. Die Qualitäten für Spaziergänge mit Kinderwagen hebt sie im Kreise junger Eltern hervor. Die besonders hundefreundlichen Bereiche empfiehlt sie Hundebesitzer*innen und Freund*innen zeigt sie gerne die versteckten Sitzbänke, auf denen man ungestört zusammen erzählen und Wein trinken kann. Die jeweiligen Vorzüge ein und desselben Parks werden in den jeweiligen Kollektiven unterschiedlich bewertet und vereinen sich in der Beziehung der Flaneur*in zu *ihrem* Park.

- A** Im Gartenprojekt sind richtige Freund*innenschaften entstanden. Oft geht man zusammen feiern oder in Bars, wo dann nicht nur über den Garten, sondern auch darüber hinaus diskutiert wird. Im gegenseitigen Austausch von Ansichten, die teilweise in politische Debatten enden, lernen die Mitglieder der Gartengruppe ihre jeweiligen Perspektiven kennen. Flora musste viel lernen, weil sie neu in Berlin war. Viele Einblicke in die deutsche Gesellschaft und Haltungen gegenüber politischen Problemen hat sie durch das Gartenkollektiv kennengelernt.
- M** Michael hat in den Niederlanden und in Österreich wahrgenommen, dass es dort ein größeres Interesse für den öffentlichen Raum gibt und darüber auch auf breiter Ebene diskutiert wird. In Österreich, wo seine Frau und Büropartnerin herkommt, müssen auch in kleinen Gemeinden alle Planungen in einem Gestaltungsbeirat erörtert werden. Michael findet es gut, dass es auch unter Anwohner*innen ein stärkeres Bewusstsein für qualitätvolle Gestaltung gibt und dass dazu dann auch jede*r eine Meinung hat. Dieses Bewusstsein gibt es in Berlin so nicht. »Das ist [...] in Berlin leider sehr unterentwickelt. [...] man denkt, man kann sowieso nichts bewirken und dann [...] findet man sich damit ab, [...] wie es so ist und ähm, jammert immer erst, wenn es viel zu spät ist. Leider. Das ist schon sonne Berliner Mentalität.« Doch Michael gibt zu, dass er selbst kein gutes Vorbild ist und sich dieser Mentalität eher anpasst. »Man wird IMMER natürlich durch sein Umfeld stimuliert. Im anderen Kontext würde ich mich auch, wahrscheinlich anders verhalten. Doch, ja.«

Ebenso wie die Vorliebe für bestimmte Aspekte ist auch die Abneigung anderer wichtig für den Geschmack (Hennion 2005: 5). Dies passiert schon, wenn bestimmte Cafés, Parks und Quartiere besprochen werden und eine gemeinsame Beurteilung erfahren.³² Wenn ein Ort nicht barrierefrei ist, dann schließt er Kol-

32 Brenda Strohmaier erläutert in ihrem Buch *Wie man lernt Berliner zu sein*, dass Zugezogene sehr schnell lernen, welche Urteile verbreitet sind und welche Orte besonders empfohlen oder gemieden werden. Die Stadt bringt es ihren neuen Bewohner*innen über Kollektive bei. Dies er-

lektive aus. Wenn eine Gruppe zum Beispiel auf einen rollstuhlgerechten Zugang angewiesen ist, weil unter ihnen jemand einen Rollstuhl nutzt oder eine Gehbehinderung hat, dann meidet die Gruppe diesen Ort oder sie setzt sich dafür ein, dass etwas für dessen Barrierefreiheit getan wird, damit er für sie nutzbar wird. Im Kontext des Mitmachens geht es nicht nur darum, wie die Stadt in Zukunft sein sollte, sondern auch um die verschiedenen Wege und Taktiken, wie diese Zukunft zu erreichen wäre. Hier dienen erfahrene Amateur*innen als Vorbilder und Mentor*innen. Im Anschluss an Shove et al. (2012) lässt sich der Aktivismus der Zivilgesellschaft als soziale Praxis lesen, die von historischen Veränderungen sowie politischen und materiellen Anpassungen geprägt ist. Diese Prägungen werden im Kollektiv weitergegeben, aber immer auch mit der eigenen Lebenswelt in Beziehung gesetzt. Im Prozess der Rekrutierung neuer Aktiver und der Weitergabe der Praxis erfolgt demnach auch immer eine Transformation, eine Aktualisierung und Assoziierung mit neuen Aspekten.

F Das Gartenprojekt hat sich im Laufe der Zeit immer wieder verändert. Da der Zugang sehr niederschwellig sein sollte, war es auch immer einfach sich wieder zurückzuziehen. Zunächst suchte eine Gruppe mit der Idee einen Garten zu gründen nach einer Fläche. Schon als die Fläche gefunden war, verschwanden einige wieder und andere stießen dazu. Nach der ersten großen gemeinschaftlichen Aufräumaktion schreckten die offenen Diskussionen wieder einige ab, die nur gärtnern und nicht so sehr diskutieren wollten. In der Folge entwickelte sich eine Struktur mit einer Kerngruppe, in der die nötigen Diskussionen geführt werden und einer größeren Gruppe von Leuten, die sich auf das Gärtnern beschränken können. Im erweiterten Kreis gibt es eine rege Fluktuation, die das Projekt nicht grundlegend verändert, doch in der Kerngruppe ist es schon ein größeres Problem, wenn jemand austritt. Zum einen sind Aufgaben und Verantwortungen unter den Gruppenmitgliedern aufgeteilt und müssten neu vergeben werden. Die Konsequenz daraus ist immer auch eine Neuinterpretation der Aufgabe. Zum anderen sind aber auch persönliche Beziehungen entstanden, sodass es auch zwischenmenschlich ein Verlust ist, wenn jemand die Kerngruppe verlässt. Mit der Zeit ist aus der Initiative vieler auch internationaler Berliner*innen aus dem gesamten Stadtgebiet mehr und mehr ein Projekt von Anwohner*innen geworden.

Die individuellen Akteur*innen bringen ihre Kompetenzen und ihre Ressourcen in die Tätigkeiten und Kollektive mit ein. Auf diese Weise verändern sie selbst die Kollektive, bestimmen Arbeitsweisen, Diskussionen und Abgrenzungen der

folgt durch die Wahrnehmung der Vorprägungen und das Nachahmen der Lebenswelten der Alteingesessenen. Die unvoreingenommene Wahrnehmung der Stadt ohne Reaktion auf die kollektiv geprägten Vorurteile ist nur schwer vorstellbar (Strohmaier 2014).

Gruppe. In den gemeinsamen Aushandlungen und Wertsetzungen werden Ziele und Wege der Zusammenarbeit bestimmt. So entstehen verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Ansätzen, Wertevorstellungen und Strategien. Dabei beeinflussen nicht nur inhaltliche Vorstellungen die Konstitution von Kollektiven. Findet sich die Einzelne* nicht in die erwartete Rolle, verfügt sie nicht über die zeitlichen Ressourcen oder teilt sie nicht den Schwerpunkt der Diskussionen, so eignet sich das Kollektiv für sie nicht, obwohl sie sich unter anderen Umständen gerne involviert hätte. Die Amateur*innen bestimmen das Kollektiv, doch das Kollektiv bestimmt wiederum, wer sich einbringen kann. Diese Schleife muss immer mitgedacht werden, denn Kollektive sind immer dynamisch und verändern sich stets mit ihren Mitgliedern und Aufgaben. Wie Hennion betont, ist die Konstitution von Kollektiven immer auch von Gefühlen, Körpern, Gesten und Objekten beeinflusst und nicht allein der Ausdruck von sozialen Determinanten (Hennion 2005: 6).

R Seit Robert sich um die Bewahrung seines Atelierhauses engagiert, hat sich sein Kollektiv vielfach verändert. Anfangs versuchten die Künstler*innen mit Veranstaltungen die Nachbar*innenschaft einzuladen, was aber nie wirklich gelang. Mit der Zeit schlief das Engagement ein, doch im Kampf gegen den neuen Eigentümer, solidarisierte sich die Gruppe wieder. Man verständigte sich darauf, keine komplette Konfrontation wie beispielsweise eine Besetzung des Gebäudes zu unternehmen, sondern eine kooperative Taktik zu fahren, um den Eigentümer durch öffentlichen Druck zur Kooperation zu zwingen. Das konnte jedoch nicht verhindern, dass die Künstler*innen das Gebäude verlassen mussten. Als »Künstlergemeinschaft ohne Haus« war die Lage wiederum eine gänzlich andere und die Arbeit der Initiative beschränkte sich nun auf eine Kerngruppe. Zudem standen für Robert jetzt mit der Suche nach einer neuen Wohnung und einem neuen Atelier andere Probleme im Vordergrund. In der Zwischenzeit hatte Robert begonnen, sich in den Beteiligungsprozess zum Haus der Statistik einzubringen. Dieser war zwar von der ursprünglichen Initiative angestoßen worden, involvierte dann aber wieder ganz andere Personen. Mit einem Kollegen aus dem Vorstand des Atelierhauses ist er jedoch seit der Atelierinitiative gemeinsam aktiv und hat neben einem Kunstprojekt auch eine neue Initiative mit ihm zusammen gegründet.

Mitmachen da, wo man Resonanz erspürt

Hartmut Rosa beschäftigt sich in seinem Buch *Resonanz* mit einer soziologischen Perspektive auf Subjekt-Welt-Beziehungen als gegenseitigem Antwortverhältnis.³³ Zum einen reagieren Subjekte auf äußere Einflüsse und werden von ihnen an-

33 Das Konzept der *Resonanz* von Hartmut Rosa nimmt für diese Untersuchung eine besondere Stellung ein. In einem Kolloquium machte mich eine Kollegin darauf aufmerksam, was Rosa

geregt – metaphorisch zum Schwingen gebracht. Dieses psychologisch durch die Wirkung von Spiegelneuronen erklärbare Phänomen (Rosa 2019: 246ff) ist laut Rosa jedoch nur ein Echo, eine Spiegelung des Ursprungsimpulses. Für eine resonante Beziehung muss das angeregte Subjekt selbst den Impuls aufnehmen und wiedergeben, also verstärken und den ursprünglichen Impulsgeber selbst zum Weiterschwingen anregen (Rosa 2019: 255).

Das Erleben von Resonanz ist essenziell für jede Aufnahme von Beziehungen mit der Welt. Eine völlige Abwesenheit von resonanten Interaktionen kann bis zum Tod führen – Stichwort Kaspar Hauser (Rosa 2019: 257f). Resonanz, wie Rosa sie beschreibt ist folglich ein Grundbedürfnis des Menschen. Der Resonanz stellt er die Entfremdung gegenüber, die nichtresponsive Weltbeziehungen beschreibt. Die moderne, durch Beschleunigung charakterisierte Gesellschaft nimmt Störungen der Weltbeziehungen der Menschen in Kauf und opfert sie dem Beschleunigungsdiktat (Rosa 2019: 14). Rosa diagnostiziert in unserer modernen Wachstumsgesellschaft eine Angst vor einem umfassenden Resonanzverlust: einem Verstummen der Welt (Rosa 2019: 269).

K Frau Kubitz ist sehr verärgert darüber, wenn Einwände von Bürger*innen bei Partizipationsverfahren abgeblockt werden, obwohl immer betont wird, wie wichtig Bürger*innenbeteiligung sei. »[...] zumindest wird gesagt, Bürgerbeteiligung ist gewollt. Aber die Bürger werden am ausgestreckten Arm, sollen die zappeln und verhungern oder sich totlaufen oder resignieren. Wir resignieren aber nicht. Wir werden immer lästiger werden.« Eine Bürger*inneninitiative, die sich im südlichen Kiez gegen ein Bauvorhaben gewehrt hat, für das 46 Bäume gefällt wurden, hat bereits resigniert aufgegeben. Im Nachbarschaftsrat motivieren sich immer wieder alle gegenseitig weiterzumachen, aber Frau Kubitz sieht die Gefahr, dass resignierte Bürger*innen sich abwenden könnten und populistische Parteien wählen. »Ja, nun, na hier, nicht hier im Nachbarschaftsrat, weil wir uns ja gegenseitig immer wieder motivieren. Aber ich sehe ja die Nachrichten und ich versuch mir zu erklären, wie kommt einer dazu diesem Herrn Höcke hinterherzulaufen.« Bürger*innenbeteiligung und ehrenamtliches Engagement ist für sie sehr wichtig, um Demokratie zu leben.

Für das aktivistische Kollektiv trifft es in besonderem Maße zu, »[...] dass soziale Gemeinschaften Resonanzgemeinschaften sind, weil sie die gleichen Resonanzräume bewohnen [...]« (Rosa 2019: 267). Das Engagement im städtischen Kontext

mit *Resonanz* und *Selbstwirksamkeitserwartungen* beschreibt und erzeugte bei mir ein euphorisches Erstaunen, dass hier jemand bereits etwas beschrieben hatte, das zu meinen eigenen noch unformulierten Überlegungen zu Motivation in Gruppenzusammenhängen passte. Das Zusammenspiel zwischen Untersuchung und Theorie kann hier durchaus selbst als resonant beschrieben werden, was im Moment der Entdeckung einer solchen Theorie fast einen Heureka-Moment der Erleuchtung hervorruft.

ist auf vielfältige Weise von Resonanzen abhängig und die einzelnen sowie die kollektiven Akteur*innen machen ihr Handeln von Resonanzen abhängig (Klafft 2025). Dabei lässt sich sagen, dass jedem Engagement ein ursprünglicher Moment der Resonanz vorausgeht, sozusagen ein Resonanzimpuls, in dem die Idee mitzumachen oder ein konkretes Projekt einen Moment des *Sich im Anderen Wiederfindens* hervorruft und zur Aktivität anregt.

- A** Begeistert erzählt Herr Achims vom Nachbarschaftsfest. Gleich im ersten Jahr waren circa 1000 Besucher da und es freut ihn besonders, dass es wirklich die Nachbar*innen aus dem Kiez waren und sich »die älteren Leute mit Rollator« für ihre Aktivitäten interessierten. »Also [...], es war richtig schön. Die Resonanz war auch sehr schön.« Das Quartier hat eine Geschichte sehr engagierter Anwohner*innen, doch viele sind bereits über 80. Herr Achims und der Nachbarschaftsrat würden sich wünschen, dass sich durch solche Aktivitäten wie dem Nachbarschaftsfest diese Dynamik auf die jüngere Generation überträgt.

Aufeinander einschwingen

Die einzelnen Akteur*innen entscheiden eigenständig, in welchen Gruppen sie aktiv werden und welche Aktivitäten sie unterstützen. Sie bestimmen, auch wenn sich ihre Haltungen und Positionen im Zusammenspiel mit der Gemeinschaft entwickeln und prägen. Einerseits bringt jede Akteur*in neue Aspekte und Meinungen in die Gruppen mit hinein, auf der anderen Seite ist sie auch mit Themen innerhalb des Kollektivs konfrontiert, mit denen sie sich vorher noch nicht auseinandergesetzt hat und die gegebenenfalls sogar konträr zur eigenen Haltung stehen. Jedes neue Mitglied bedeutet neue Impulse in das Kollektiv hinein und aus dem Kollektiv heraus auf die einzelnen Mitglieder. Eine Kooperation ist also immer auch ein Synchronisierungsprozess zwischen den einzelnen Handelnden und der Gruppe. Das Kollektiv ist in ständiger Dynamik, weil sich die Akteur*innen aufeinander einlassen und sich verändern.

Rosa führt das Beispiel von zwei Metronomen an, die in der Lage sind, sich aufeinander abzustimmen und in einen Gleichtakt einzupendeln, wenn sie elastisch miteinander verbunden sind. »Zwei Körper reagieren oder ›antworten‹ auf die Schwingungsimpulse des jeweils anderen (*Responseresonanz*), was zur Folge haben kann, dass sie nach einer gewissen Zeit im Gleichklang schwingen (*Synchronresonanz*).« (Rosa 2019: 283f). Voraussetzung dafür ist allerdings, dass die beiden Pendel nur mit leicht unterschiedlichen Tempi laufen. Zwar ist eine solche direkte Analogie aus der Physik mit Vorsicht zu genießen,³⁴ aber in Kollektiven findet ein vergleichbarer Vor-

34 Rosa betont, dass die Übertragung dieser physikalischen Phänomene auf die psychosozialen Weltbeziehungen nicht der Vorstellung anheimfallen darf, dass es so etwas wie eine stoffliche

gang des *aufeinander Einschwingens* statt. Dabei können verschiedenartige Positionen in Einklang gebracht werden, wenn eine ungefähre gemeinsame Zielvorstellung besteht. Oder um ein Bild aus der Musik zu benutzen, ließe sich das Kollektiv auch mit einer Jazzcombo vergleichen, die vor dem Konzert die Instrumente gemeinsam stimmt. Dafür brauchen die Musiker*innen keine Stimmgabel mit einem absoluten Referenzton. Wichtig ist, dass die verschiedenen Instrumente harmonisch zusammenklängen und gemeinsam mehr Wirkung erzeugen als einzeln.

Dieses Einpendeln ist für Gruppen von besonderer Bedeutung, da die Einzelnen durch diese *Synchronresonanz* ein Gefühl für die gemeinsame Haltung der Gruppe gewinnen und mit dem Wissen agieren können, die Gruppe hinter sich zu haben. Sie sind sozusagen auf *gleicher Wellenlänge*.³⁵ Diese Gleichschwingung muss jedoch erarbeitet und erhalten werden. Störfaktoren müssen entweder synchronisiert und zum Mitschwingen gebracht oder abgewehrt und ausgegrenzt werden.

F Für Flora liegt die Stärke des Gartenprojektes in der Heterogenität der Gruppe. Würden alle die gleichen Interessen teilen, dann würde am Ende gar nichts gemacht werden. Die Kerngruppe hat sich dabei »aufeinander abgestimmt«, sodass bei gelegentlichen Streits keine Angst um das Fortbestehen des Projekts aufkommt. Die Gruppe ist sich sicher, dass es schlussendlich zu einer gemeinsamen Entscheidung kommen wird. Erst durch die unterschiedlichen Interessen lässt sich die Arbeit aufteilen und jede*r findet die eigene Rolle. Dabei bringen die Aktiven auch ihre professionellen Kompetenzen aus der Biologie oder der Hausmeisterei ein. Flora baut lieber, als dass sie gärt und kümmert sich um die Pflege der Online-Kommunikationsplattform. Es fühlt sich für sie gut an, in einem Kollektiv zu sein, das Streit aushält und gleichzeitig Entscheidungen fällt, die dann direkt im Garten umgesetzt werden können. Wichtig ist, dass alle sich regelmäßig zu Gartentagen treffen, zusammen im Garten arbeiten, auch die lästigen Aufgaben bei einem Bier gemeinsam erledigen und am Ende ein kleines Feuer machen.

K Im Nachbarschaftsrat kommen verschiedenste Anwohner*innen zusammen, die teils bereits vorher aktiv und in Themen eingearbeitet waren. So hatte sich Frau Kubitz seit einiger Zeit gemeinsam mit Herrn M. um Verbesserung der gesundheitlichen Versorgung im Quartier bemüht. Gleichermaßen engagiert hatte sich Herr S. gezeigt, als es um die möglichst originalgetreue Reaktivierung der Plansch-

Ebene gäbe, auf der im Falle der Resonanz tatsächlich im materiellen Sinne Schwingungen zu beobachten wären. Die mit der Metapher der Resonanz beschriebenen sozialen Phänomene entsprechen denen der Physik in großen Teilen, es bestehen jedoch keine kausalen oder instrumentellen Wechselwirkungen, die eine genaue Wirkung vorhersagen lassen würden (Rosa 2019: 284f).

35 Hier lässt sich eine Verbindung zu Hennion assoziieren: eine spezifische Wellenlänge kann als Entsprechung von Hennions Geschmack gedacht werden.

becken ging – ein Thema, das Frau Kubitz bis dahin nicht wirklich beschäftigt hatte. Im Nachbarschaftsrat finden die einzelnen Mitglieder Mitstreiter*innen für ihre Projekte. Frau Kubitz findet es gut, dass sie nicht alleine mit ihren Themen ist, sondern dass es gegenseitige Unterstützung gibt und gemeinsam Strategien entwickelt werden. »Man sitzt hier am Tisch, einer hat ne Idee und der andere sagt: ›Toll, wie machen wir das?‹ Und fängt einer an, fängt an zu formulieren ›Könnte man so und so machen.‹ Und der nächste sagt: ›Hm, ich kenn da jemanden, der kennt, der jemanden kennt. Den könnten wir mal ansprechen.‹ Also dieses Netzwerk, das find ich toll. Ja. Dieses Nicht-Allein-Sein find ich gut.«

Dabei wird deutlich, dass die Kooperation nicht allein um ihrer selbst willen stattfindet, sondern neben den Vorteilen auch viel Aufwand betrieben werden muss. Kooperation ist Arbeit. Selbst in einer *Win-Win-Konstellation*³⁶ muss Aufwand betrieben werden, damit eine Zusammenarbeit stattfinden kann. Somit ist es immer eine Frage der Abwägung, ob es vorteilhaft ist, neue Kooperationen zu knüpfen, neue Akteur*innen miteinzubeziehen und Netzwerkarbeit zu betreiben oder ob es derzeit sinnvoller ist, sich auf die bestehenden Partner*innenschaften zu beschränken und zielgerichtet weiterzuarbeiten.³⁷ Hier wird zudem deutlich, wie wichtig es ist, dass innerhalb der Gruppe eine große Resonanz erfahrbar ist, denn diese dient auch dazu, Probleme in Kooperationen als Kollektiv aufzufangen und niemanden damit allein zu lassen.

W Frau Willert sieht sich derzeit eher als Alleinkämpferin. Früher hat sie bei einigen Initiativen mitgewirkt, sieht sich aber derzeit nicht in der Lage zu netzwerken und beschränkt sich darauf, allein zu Veranstaltungen zu gehen. Dort erhält sie teilweise Zuspruch für Dinge, die sie sagt. Andere Teilnehmer*innen kommen zu ihr und danken ihr dafür, dass sie ihre Stimme erhoben hat: »[...] sind etliche Bewohner, die sich nicht gemeldet haben, zu mir gekommen und haben gesagt: ›Genau das wäre auch mein Anliegen gewesen.‹ Also ich habe, auch wenn es weggewogen³⁸ wird,

36 Richard Sennett schlägt fünf Kategorien vor, um Formen der Kooperation zu differenzieren (Sennett 2012: 103ff). Er unterscheidet den selbstlosen Altruismus, die Win-Win-Kooperation, die Nullsummen-Kooperation, die »Der Gewinner erhält alles«-Situation und differenzierende Austauschbeziehungen. Ebenso wie jede im Feld der Partizipation denkbar ist und auch aufzufinden sein mag, ist es auch immer eine Mischform, die sich aufzeigt.

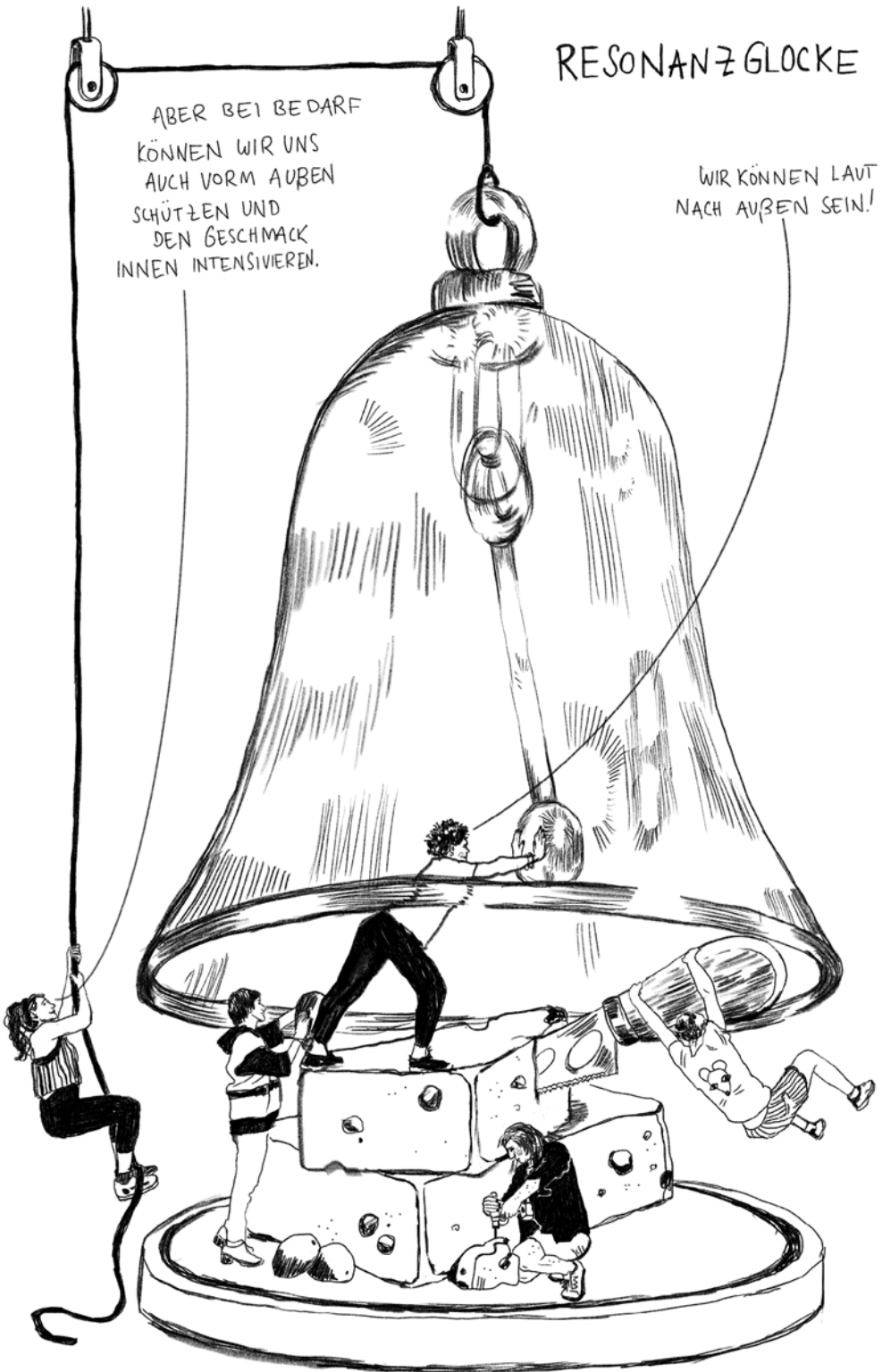
37 In einem Kommentar auf Kritiken an seinem Buch führt Rosa aus, welche Faktoren für Resonanz gegeben sein müssen. Entscheidend ist demnach, dass die Akteur*innen die resonante Schwingung nie alleine herstellen können. Die Einzelne* kann jeweils nur ihren Teil dazu beitragen, während die Reaktionen der Anderen sich ihrer Kontrolle entziehen. Hartmut Rosa nennt diese Grundvoraussetzung für resonante Beziehungen *Unverfügbarkeit* (Rosa 2017).

38 Die Formulierung *weggewogen* benutzt Frau Willert als zynische Formulierung, die in Verwaltungen verwendet wird. In Anlehnung an den Begriff *Abwägen*, bei dem Interessen verschiede-

RESONANZ GLOCKE

ABER BEI BEDARF
KÖNNEN WIR UNS
AUCH VOM AUßEN
SCHÜTZEN UND
DEN GESCHMACK
INNEN INTENSIVIEREN.

WIR KÖNNEN LAUT
NACH AUßEN SEIN!



zumindest eine positive Resonanz aus der Bewohnerschaft. Das ist auch wichtig.« Sie ist sich bewusst, dass sie sich als Architektin und erfahrene Aktivistin besser einbringen kann und nutzt dies auch, um eine größere Offenheit einzufordern. Sie betont aber, dass sie zunächst nur für sich selbst spricht und sich über positive Rückmeldung erst im Anschluss Gedanken macht. Für Vorabsprachen oder Treffen außerhalb der öffentlichen Beteiligungsveranstaltung fehlt ihr noch die Zeit – zumindest bis sie in Rente gehen wird.

»Fünf ist Trümpf«³⁹

Den inneren Zirkel einer nicht-professionellen Organisationsstruktur bildet oftmals eine Kerngruppe. Sie entsteht nicht in einem automatisierten Prozess, sondern ergibt sich aus der Notwendigkeit die Widersprüche zwischen Kapazitäten, Koordinationsaufwand, Vertrauen und Arbeitsfähigkeit auszubalancieren. Eine große Gruppe hat mehr Kapazitäten, die in die Arbeit eingebracht werden können. Dies erfordert jedoch Vertrauen zwischen den Akteur*innen und erhöhten Koordinierungsaufwand für die Prozesse, was zulasten der operativen Arbeitsfähigkeit gehen kann. Im Gleichgewicht zwischen Vorteilen und Aufwand kristallisiert sich oftmals eine Kerngruppe heraus, die durch ihre Kompaktheit imstande ist, ein resonantes Zusammenspiel der einzelnen Akteur*innen zu ermöglichen, andererseits aber auch ausreichend groß ist, um umfassendere Aufgaben arbeitsteilig umzusetzen. Ist eine Organisation nur begrenzt mit zeitlichen und materiellen Ressourcen ausgestattet, ist es unabdingbar, dass die Aufgaben aufgeteilt werden. Hierbei spielt Resonanz unter den Kerngruppenmitgliedern eine wichtige Rolle. Denn das Bewusstsein um die gemeinsame Haltung ermöglicht das Vertrauen, dass die Mitstreiter*innen ihre Aufgaben im Sinne der Gruppe und mit entsprechendem Elan und Sorgfalt umsetzen werden.

- R** In der neuen Initiative, die Robert mit erfahrenen »Haudegen« gründete, läuft es ziemlich flüssig, weil die Akteur*innen alle schon einige Routine in der politischen Arbeit mitbringen. Sie trafen sich zunächst im kleinen Kreis von fünf, sechs Personen und erarbeiteten grundsätzliche Strukturen, um sich gegen die geplanten Änderungen der Atelierförderung zu wehren, bevor sie den Kreis erweiterten. Robert findet diese Professionalität gut, denn für ihn war es eher anstrengend, wenn es zähe und mühsame Diskussionen benötigte, um ins Arbeiten zu kommen. »Da-

ner Stakeholder gewichtet werden, deutet das *Wegwägen* an, dass die eingebrachten Anliegen von vorn herein keine realistische Chance haben in die Planung aufgenommen zu werden und nicht mehr ergebnisoffen geprüft werden.

- 39 Die Formel »Fünf ist Trümpf« entstammt nicht den geführten Interviews, ist mir jedoch auf einer Veranstaltung begegnet, als es um gut organisierte informelle Strukturen ging.

durch wird das eher so abgearbeitet, die Aufgaben, und das flutscht dann so ein bisschen mehr und dann macht das einfach auch mehr Spaß [...].« Als Kerngruppe können sie mit überschaubarem Arbeitsaufwand als Interessenvertretung der Künstler*innen auftreten und als eine Art »Lobbygruppe« effektiv mit dem Berufsverband Bildender Künstler*innen zusammenarbeiten.

Eine Größe von drei bis fünf Mitgliedern scheint geeignet zu sein, um zwischen Koordinationsaufwand und Handlungsfähigkeit zu balancieren. Ist die Gruppe zu groß, besteht die Gefahr, dass keine ausreichende Vertrauensbasis unter den Mitgliedern hergestellt werden kann. Den Einzelnen ist es möglich sich hinter den kollektiven Handlungen zu verstecken, ohne dass die Gruppe direkt handlungsunfähig wird. Es können aber Spannungen entstehen, die die Vertrauensbasis – das gemeinsame *an einem Strang ziehen* – gefährden. Ist die Gruppe hingegen zu klein, sind viele Aufgaben mit den zeitlichen und materiellen Ressourcen der Mitglieder nicht mehr bewältigbar, sodass die Ziele aufgegeben werden müssen. Eine gut funktionierende Gruppe braucht die jeweils passende Größe, damit Aufgaben verteilt werden können, sich jede*r seiner Verantwortung bewusst ist und den anderen vertraut, dass sie ihren Teil ebenso gewissenhaft angehen.

F Das Gartenprojekt begann zunächst in einer großen Gruppe, in der viel über das Projekt und wie es anzupacken sei diskutiert wurde. Doch richtig anfangen konnte es erst, als nur noch fünf Interessierte übrig waren. Vorher wurde diskutiert, aber es war schwierig sich als Einzelne wirklich einzubringen. Erst das drastische Schrumpfen der Gruppengröße führte allen die Notwendigkeit des eigenen Einsatzes für das Fortbestehen des Projekts unmissverständlich vor Augen und die eigene Verantwortung wurde bewusst. Es entstand das Gefühl, ab jetzt gemeinsam verantwortlich zu sein und das Gartenprojekt konnte mit konkreten Ideen starten. »Ja, wir waren, also auch heute noch ist der Kern der Gruppe um die fünf. Für mich ist, [...] es eine, so eine Formel, in der es gut funktioniert. Manchmal ist nicht der Kern von denselben Leuten besiedelt so.«

Die Kerngruppe fungiert als Resonanzzentrum, die die erweiterte Gruppe situativ einbindet, um größere Handlungsfähigkeit zu erreichen. Die Kerngruppe ist nicht statisch, aber bedarf einer gewissen Stabilität. Veränderte Herausforderungen oder Spannungen innerhalb des Projektes werden hier verhandelt, sodass Konflikte zur Kerngruppe dazugehören. Zudem kann es auch zu Spannungen kommen, wenn die größere Gruppe an der Integrität der Kerngruppe zweifelt und ihre Legitimation im Namen der Gruppe zu sprechen in Frage stellt.

Was, wenn jemand nicht passt?

Viele Menschen haben das Bedürfnis, sich zu engagieren. Es ist jedoch oft schwierig, das richtige Projekt oder die passende Gruppe zu finden. Meist gehen der erfolgreichen Resonanz bei der Suche nach einer passenden Aktivität auch Fehlversuche voraus und es entsteht kein »vibrierender Draht« – wie es Rosa nennt – zwischen der Suchenden* und der aktiven Gruppe. Oftmals erkennt die Suchende* selbst, dass sie sich im Raum, im Kollektiv zwischen den Anderen nicht wohl fühlt, sich nicht wiederfindet und sich nicht als aktives Mitglied der Gruppe imaginieren kann. So wird sie wahrscheinlich nicht zu den nächsten Treffen kommen.

M Michael ist schon häufiger Einladungen zu Beteiligungs- und Informationsveranstaltungen gefolgt. Er hat sich »passiv eingebracht«, er hat sich hin und wieder zu Wort gemeldet, sich jedoch nicht für Ämter in Betroffenenvertretungen oder ähnlichem aufstellen lassen. Obwohl er es ausdrücklich gut findet, dass sich so viele im Gebiet engagieren, fand er die Diskussionen bei den Veranstaltungen, denen er beigewohnt hat, eher ernüchternd. Er beklagt das Niveau der Debatten, bei denen es seines Erachtens zu viel um Verschönerungsmaßnahmen geht und nicht um die Frage einer möglichen Nachverdichtung. Letzteres wäre für ihn ein wichtiges Thema, bei dem er gerne mitdiskutieren würde. Doch die Beteiligungsveranstaltungen lassen keinen Funken auf ihn überspringen und die Haltung vieler Bürger*innen findet er problematisch. Indem sich Bürger*innen gegen eine Nachverdichtung positionieren, verhinderten sie seines Erachtens im gesamten Stadtgebiet Potentiale für die Schaffung von Wohnraum. Dadurch hat Michael das Gefühl, dass jede*r vor der eigenen Haustür gegen Bauvorhaben kämpft, obwohl sich über den Bedarf an Wohnraum alle einig sein müssten. Dass seine Perspektive als Architekt sich von derjenigen der Anwohner*innen unterscheidet, ist ihm bewusst und dennoch tut er sich schwer private und berufliche Meinungen zu trennen. Die Themen, die ihn in Beteiligungsveranstaltungen interessieren, sind jedoch die baulichen Aspekte und die städtebaulichen Gesamtqualitäten des Quartiers. Andere Themen der Außen- und Grünraumgestaltung empfindet er eher als Nebenschauplätze. Da Michael aus Hamburg nach Berlin gezogen ist, fühlt er sich gerade in diesem Quartier, in dem viele gut vernetzte Bürger*innen aus der ehemaligen DDR leben, noch immer etwas fremd. Gleichzeitig findet er es auch spannend als Beobachter auf die Entwicklungen zu schauen. Das Haus der Statistik interessiert ihn schon wesentlich mehr, aber dafür er hat einfach keine Zeit.

Es kommt vor, dass jemand mitmacht, aber die anderen Gruppenmitglieder nicht überzeugt sind, dass es passt. Diese Situationen sind durchaus kritisch für das Kollektiv, denn die Grundlage und Selbstverständlichkeit des Zusammenarbeitens – die gemeinsame Wellenlänge – gerät in Gefahr. Eine Möglichkeit damit

umzugehen ist das Erzeugen von Druck: Die gemeinsamen Regeln, ob informell oder festgeschrieben, werden betont und deren Einhaltung als Bedingung des Mitmachens eingefordert.

- K** Frau Kubitz berichtet von einer Person, die im Nachbarschaftsrat häufig das Wort erhoben hat, um die Arbeit der anderen zu kritisieren. Auf der anderen Seite brachte diese Person selbst jedoch wenig ein. Darüber war Frau Kubitz ziemlich verärgert. Ihrer Ansicht nach ist es völlig okay, wenn nicht jede*r gleich viel tun kann, aber ihr ist es wichtig, dass diejenigen, die sich um etwas gekümmert haben, dann nicht unfair kritisiert werden. »Und wenn er dann auch noch andern Leuten Ratschläge gibt, aber selber nichts tun, dann kann er sich die woanders hinstecken, die Ratschläge. Dann soll er das unterlassen. Ja? Oder andern sagen, er hätte, er HÄTTE es so und so gemacht. Aber der andere HAT gemacht. Können wir gar nicht gebrauchen.« Frau Kubitz vertritt diese Haltung in den entsprechenden Situationen offen und findet es gut, dass auch andere im Nachbarschaftsrat sich kritisch äußern. So entsteht eine verbindende Haltung der Gruppe, die sich über solche Grundbedingungen einigt.

Statt die Person zum »Mitschwingen« zu bringen, in dem die gemeinsamen Werte der Gruppe betont werden, kann der Störenfried*in auch die Resonanz verweigert werden. Wenn der Eindruck entsteht, dass die Person das gemeinsame Projekt gefährdet, kann die Gruppe ihr gegenüber unterkühlt reagieren, sodass ihr ursprüngliches Resonanzgefühl mit dem Projekt irritiert, bisweilen ganz zerstört wird. Rosa meint, »es gibt kaum eine effektivere Mobbingstrategie« (Rosa 2019: 259) als die Resonanzverweigerung. Es kann aber auch vorkommen, dass eine Person selbst die Resonanz verhindert, indem sie sich nicht ausreichend in der Gruppe öffnet und so keine gegenseitiges Antwortverhältnis entsteht.

- F** Im Gartenprojekt, das als offenes Projekt so niedrigschwellig wie möglich sein möchte, gab es den Fall, dass eine Person mitmachen wollte, von der einige im Team nicht überzeugt waren. Es gab keine wirklichen Diskussionen darüber, aber im Kernteam herrschte eine gefühlte Einigkeit darüber, dass diese Konstellation persönlich nicht gut passte. Doch nicht nur menschlich, sondern auch objektiv gefährdete die Person das Projekt, denn sie missachtete die mit der gastgebenden Schule vereinbarten Regeln und somit die Grundbedingung für das Mitmachen im Garten. Flora beschreibt, dass sich viele im Garten zunehmend distanziert der Person gegenüber verhalten hätten. Irgendwann sei die Person dann nicht wiedergekommen. Angesichts dessen, dass hieraus eine größere Belastung für das Klima in der Gruppe hätte entstehen können, sieht Flora das Wegbleiben der Person eher positiv und ist froh, dass die ganze Geschichte ohne große Konflikte abgelaufen ist.

Eine zusätzlichen Person bei gleichbleibender Qualität der Zusammenarbeit in eine Gruppe zu integrieren, erfordert Energie, die gerade in einer stressigen Phase fehlen kann. Wenn ein Team gerade gut eingespielt ist und funktioniert, aber dennoch Unterstützung gebrauchen könnte, kann es sein, dass für das *Einschwingen* mit neuen Aktiven mehr Energie nötig wäre als für den Status quo, auch wenn dieser die vorhandenen Ressourcen ziemlich strapaziert. Die bewährten, miteinander etablierten Abläufe, die Sicherheit und das Vertrauen auch in schwierigen Situationen einen gemeinsamen Weg finden zu können oder auch die angenehme persönliche Ebene – all diese gewohnten Gegebenheiten durch eine neue Person zu verändern, können eine geschätzten Gruppendynamik gefährden. Für das Eingehen eines solchen Risikos fehlt häufig die Bereitschaft.

R Für Robert ist es immer ein Vorteil, wenn sich in der Kerngruppe alle gut kennen. Alle wissen, wie die anderen denken und kennen ihre jeweiligen Hintergründe. Diese persönliche Ebene führt zu einer starken Verbundenheit und erleichtert die gemeinsame Arbeit. Die Beziehungen sind über Jahre gewachsen, was aber auch bedeutet, dass es eher anstrengend und mühsam ist, weitere Personen im inneren Kreis einzubinden. Das würde die notwendige Arbeit und Entscheidungsfindungen verlangsamen. Ist alles gut eingespielt, wissen alle, dass sie sich auf die anderen verlassen können. »Also das ist dann, das ist schon ziemlich beständig, wo man auch das Gefühl hat, also wenn wir das jetzt nicht machen, dann schläft es eigentlich komplett ein.« Auch wenn es ihm tendenziell ein schlechtes Gewissen verursacht, hat Robert Bedenken eine neue Person dazuzuholen, weil diese sich vielleicht als »Problembar« entpuppen und die anstehende Arbeit erschweren könnte.

Die aufgeführten Ein- und Ausschlussmechanismen zeigen auf, wie wichtig diese innere Homogenisierung für die Kollektive ist, um eine Synchronresonanz finden zu können. Das führt aber auch zu bewussten oder affektiven Abwehrreaktionen, die ganze Gesellschaftsgruppen exkludieren können. Normen und Verhaltensregeln sind durch Kultur und Sozialisation geprägt. In Kollektiven, in denen ein homogener Habitus dominiert, werden diese informellen Regeln zu festen Erwartungshaltungen, da sie in der Gruppe wie selbstverständlich geteilt werden. Das kann auch bei Kollektiven, die sich als offen verstehen, dazu führen, dass gesellschaftlich etablierte Ausgrenzungstendenzen reproduziert werden. Für Personen, die zunächst als nicht dazugehörig empfunden werden, bedeutet das, dass sie umso mehr Arbeit investieren müssen, um sich in der Gruppe wiederzufinden zu können. Ein resonantes Verhältnis benötigt ein gegenseitiges Antworten. Jedes Mitglied muss sich der Schwingung der Gruppe anpassen, doch ist es entscheidend, dass jede*r selbst einen Schwingungsimpuls in der Gruppe auslöst und spürt. Die Synchronresonanz wird immer wieder durch neue Mitglieder, durch innere oder äußere Ereignisse gestört. Kommt ein Konfliktthema auf,

der bisher nicht zu Sprache kam oder verändern sich äußere Faktoren, so gerät die Synchronresonanz aus dem Takt und kann unter Umständen auch nicht mehr eingefangen werden, sodass die Gruppe zerbricht.

Wer sind Wir?

Bruno Latour beschreibt in seinem Aufsatz *What if we Talked Politics a Little?* (Latour 2003), dass das Sprechen mit einem *Wir* unerlässlich für den politischen Diskurs ist. Dadurch, dass ein Kollektiv mit der jeweiligen *Wir*-Aussage proklamiert wird, erhalten die Zuhörer*innen die Möglichkeit, sich angesprochen zu fühlen. Entweder sie lehnen es ab, mitgemeint zu sein oder sie finden sich in den Aussagen wieder. Verknüpft man diese Herleitungen mit dem Phänomen der Resonanz, so wird sichtbar, dass im Moment des *Wir*-Sprechens ein konstitutives Moment des Kollektivs liegt. Das Kollektiv entsteht in dem Moment, in dem es eine Aussage gibt, in der sich seine Mitglieder wiederfinden. Die Aussage wandert durch die Einzelnen, wird von ihnen auf Resonanz geprüft, durch ihr Handeln verstärkt und durch eine erneute Adressierung mit einem erneuten *Wir* reformuliert und wiedervereint.

Zunächst dient das *Wir* dazu, auszudrücken, dass man nicht allein handelt, sondern eine gemeinsame Aktivität beschreibt. Ein selbstsicherer Einsatz des *Wir* ist dabei auch ein Ausdruck dafür, dass eine stabile Resonanz empfunden wird: die Erwartung, dass die anderen sich dieser *Wir*-Aussage anschließen werden. Wird das *Wir* vorsichtiger und seltener verwendet, verzichtet die Sprecher*in darauf im Namen einer Gruppe zu sprechen, da sie gegebenenfalls weniger Resonanz mit der Gruppe spürt und sich ihrer Zustimmung nicht ganz sicher ist.⁴⁰

- R** Robert redet selbstverständlich im Plural – im *Wir* – über sein Engagement, da er sich nicht als allein handelnd betrachtet, sondern alles, was er beschreibt in der Gruppe erarbeitet und durchgeführt wird. Es geht ihm nicht um seinen eigenen Anteil, sondern immer um die gemeinschaftlich getragenen Aktionen.
- K** Auch Frau Kubitz redet fast durchgängig in der ersten Person Plural, wenn es um ihr Mitmachen geht. Es ist ihr fast unangenehm, dass sie automatisch, ohne es zu merken in diese Form rutscht. »Na, ich mach nichts alleine. Ich mach hier nichts. Das, was

40 Keineswegs darf dieser sehr individuelle Sprechausdruck überbewertet werden. Während einige Personen sich sehr schnell sprachlich als Teil von Kollektiven markieren, sind andere dabei zurückhaltender. Diese sprachlichen Präferenzen sind stark durch Sozialisation, Persönlichkeit und Diskurse geprägt. Für differenziertere Aussagen zu dieser Thematik, wäre eine eigene Untersuchung nötig. In diesem Rahmen dient die Betrachtung des *Wir*-Sprechens als Sensor, um auf Resonanzmomente hinzuweisen.

ich alleine mach ist vielleicht mal der Entwurf für ein Schreiben und dann geht's in die Gruppe. Und dann ist es ein ›Wir schreiben‹.« So spricht sie auch bei Themen im *Wir*, mit denen sie erst durch den Nachbarschaftsrat in Kontakt gekommen ist.

Es ist nicht immer klar definiert, wer im jeweiligen *Wir* inkludiert ist. So werden teilweise Kollektive suggeriert und ihnen eine gemeinsame Haltung unterstellt, auch wenn diese gar nicht als Kollektiv fassbar sind und eine homogene Meinung eher unwahrscheinlich ist. Die Behauptung eines *Wirs* auf einer allgemeineren Ebene – wie Nachbar*innenschaft oder Volk – ist jedoch schwer zu widerlegen und somit für die jeweilige Sprecher*in ein rhetorisches Werkzeug, das ihren Aussagen mehr Wirkung verleihen kann und nur schwer angreifbar ist. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Sprecher*in das behauptete Kollektiv besser kennt als ihr Gegenüber.

- A** Als langjähriger Anwohner, der schon seine Kindheit im Quartier verbracht hat, spricht Herr Achims gelegentlich auch im Namen der kollektiven Nachbar*innenschaft. Diese *Wir*-Aussagen sind schwer zu hinterfragen, da nicht mitgesendet wird, worauf sie sich stützen. So befürwortet er im Namen der Nachbar*innenschaft den Abriss des ehemaligen Supermarktes im Nordkiez für ein Wohngebäude mit Discounter im Erdgeschoss: »Da sind wir aber als Anwohner auch nicht traurig drüber, weil dieses olle Ding, was ja nun wirklich nicht mehr standfest war oder so, ähm, dass die das abgerissen haben und dorthin wieder n Supermarkt reingemacht haben.«
- K** Die Gruppe, die Frau Kubitz mit *Wir* benennt, wechselt sehr häufig. So ist mal der Nachbarschaftsrat, mal ihre Eigentümergemeinschaft oder ihre medizinische Selbsthilfegruppe gemeint. Da sie im Quartier aufgewachsen ist und nun schon lange wieder dort wohnt, benutzt sie gelegentlich auch für die gesamte Nachbar*innenschaft die erste Person Plural. Frau Kubitz ist sich bewusst darüber, dass sie nicht gewählt wurde und somit keine direkte Legitimation für andere zu sprechen besitzt, doch sie sieht sich als Teil der Gesellschaft und ihr Handeln durchaus im Auftrag einer Nachbar*innenschaft, die sie gut versteht: »[...] und das was wir machen IST ja im Sinne aller Bürger dieses Gebietes.« An anderen Stellen artikuliert sie politische Haltungen in der *Wir*-Form, die ein gesamtgesellschaftliches *Wir* benennen. »Und wir haben genug Probleme mit Leuten, die resigniert sind oder Wut haben. Und die wählen das, was wir alle nicht wollen. Entweder sie gehen gar nicht zur Wahl. Oder sie wählen jetzt die Partei, die mit populistischen Lösungen sagt, wir haben die Lösung.« An anderer Stelle fordert sie zu eigenem Handeln auf: »Und für mich ist es einfach wichtig, weil wir jetzt bitteschön alle umsteuern müssen: wir müssen die Natur erhalten. Wir müssen ja, jede Biene, jede Wespe müssen wir jetzt fast zum Bestäuben schon tragen, ja.«

Demgegenüber ist es auch bemerkenswert, wenn plötzlich explizit in der dritten Person gesprochen wird und sich die Sprecher*in so aus dem Kollektiv zurückzieht oder sich hinter der Gruppe verbirgt. Die formulierte Position der Gruppe wird sozusagen auf eine dritte Person ausgelagert, während die sprechende Person sich damit nicht persönlich identifiziert oder sogar davon distanzieren möchte.

- A** Herr Achims solidarisiert sich nicht vollständig mit der Gruppe innerhalb des Nachbarschaftsrates, die auf der Umbenennung der Plansche in Wasserspielplatz besteht, da im ehemaligen Planschbecken im Nordkiez nur noch auf Knopfdruck Wasserfontänen schießen und es keine dauerhafte Wasserfläche mehr gibt. »Eigentlich ist das, ähm, von der AG Wasser/ (bricht ab) ähm, Planschen wird jetzt eigentlich immer darauf bestanden, dass dann die in der Weydemeyer Straße [...] immer als Wasserspielplatz benannt wird und nicht mehr Plansche. [...] die Anwohner sagen alle immer noch die Plansche, ist klar. So. Ähm, ich meine schön ist es wieder, dass überhaupt sowas kommt.«
- R** Wenn Roberts Ausführungen über die Tätigkeiten der Gruppe selbst hinausgehen und er politische Analysen unternimmt, legt er das *Wir* ab und redet eher abstrakt in der dritten Person. »Also das wird ja durchaus kritisch gesehen, teilweise. Es gibt ja so, das ist ja ähnlich wie im Sozialwohnungsbau auch, dass [...] der Senat ähm, teilweise eben bei Privaten anmietet und die dann mit 'ner Bindung von 20 Jahren zum Beispiel auch da Baukosten, also die Räume auch ausbaut. [...] und da gibt's ja auch kritische Stimmen, die sagen: »Ja [...], das unterstützt eigentlich diesen privaten Mietsektor total und es [...] schafft nicht dauerhaft [...] bezahlbare Räume.« Für einen solchen rhetorischen Rückzug sind verschiedene Motive vorstellbar. So könnte Robert sich einerseits von diesen Analysen distanzieren, andererseits möchte er vielleicht im direkten Gespräch zurückhaltend mit politischen Aussagen agieren, um sich nicht unnötig angreifbar zu machen.
- M** Michael benutzt das *Wir* fast ausschließlich für seine Familie und sein Büro. Als es um Postwurfsendungen geht, die sein Haus nicht erreichen, obwohl er in unmittelbarer Nachbar*innenschaft zum Quartier wohnt, bezieht er das *Wir* auf sein Wohnhaus. Doch schon die Häuser auf der anderen Straßenseite, die wie das seine im Bezirk Friedrichshain liegen und daher das gleiche Problem haben, bezeichnet Michael in der dritten Person.

Andrea Cornwall weist darauf hin, dass selbstmobilisierte Gruppen dazu tendieren, homogene Kollektive zu formen, in denen sich Menschen zusammenfinden, die ähnliche Ansichten und Ziele vertreten. Während eingeladene Beteiligung darauf abzielt eine möglichst breite Mobilisierung zu erreichen und durch die Einbindung aller Milieus und Interessengruppen einen repräsentativen Ausschnitt

der Bevölkerung anzusprechen, finden sich initiative Gruppen von Aktiven aufgrund ihrer gemeinsamen Interessen und Lebenswelten zusammen. Dadurch sind diese Räume laut Cornwall weniger von Hierarchien geprägt, wenn die Menschen sie sich eigenständig geschaffen haben. Das Gemeinsame steht im Vordergrund, während nur wenige unterschiedliche Standpunkte repräsentiert werden.

Spaces that people create for themselves, whether networks of neighbours or people who work together, women's groups or larger and more complex social movements, have an entirely different character from most invited spaces. For a start, they are often marked less by the considerable differences of status and power that can be found in the kinds of committees, councils and fora that have been created the world over for community involvement. Most commonly, they consist of people who come together because they have something in common, rather than because they represent different stakeholders or different points of view. (Cornwall 2008: 275)

Die Notwendigkeit innerhalb der Gruppen eine Binnenresonanz herzustellen und ein gemeinsames *Wir* zu finden, ist gezwungenermaßen mit Ausgrenzung und Ausschluss verknüpft. Jedoch betonen die interviewten Personen, dass sie sich trotz inhaltlicher Meinungsverschiedenheiten über jede Person freuen, die sich engagiert. Eine engere Zusammenarbeit ist aufgrund der unterschiedlichen Ansichten meist nicht möglich, aber häufig wird der Respekt für alle betont, die sich mit viel Energie und nachvollziehbarer Motivation beteiligen und mitwirken wollen, ungeachtet der teils widersprüchlichen Ziele. Richard Sennett nennt dies in *Die offene Stadt die Sozialität* (Sennett 2018: 320f). Im Gegensatz zum *vibrierenden Draht*, mit dem Rosa resonante Beziehungen beschreibt, scheint Sennetts *subjektives Band* einer Kooperation ruhiger zu schwingen, da es nicht notwendigerweise in einem Konsens aufgehen muss. Bei Arbeiter*innen in einer Bäckerei beschreibt er

[...] ein Miteinander, das es den Menschen erlaubt, sich aufeinander einzulassen und gut zusammenzuarbeiten, auch wenn diese Erfahrungen nicht zu einer immer engeren Bindung führt. Sie sind stolz auf ihre Arbeit, und daraus erwächst Respekt vor anderen Arbeitenden. (Sennett 2018: 320)

Für die gemeinsame Arbeit an der Stadt, die im Alltag, aber auch in Partizipationsverfahren und anderen Orten der Zusammenarbeit stattfindet, ist diese *Sozialität* der Kit zwischen den Beteiligten. Sie entsteht nicht, weil alle gemeinsam an ein und demselben Strang ziehen oder einen Konsens gefunden haben, sondern weil zusammengearbeitet wurde und ein Verständnis für die Positionen des Gegenübers entstanden ist (Sennett 2018: 320ff).

- W** Der Architekturkritiker und Stadtplaner Dieter Hoffmann-Axthelm nahm in den 1990er Jahren eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Senatsplanungen für das sogenannte *Planwerk Innenstadt* ein. Frau Willert verteidigt ihn gegen Kritik und hebt hervor, dass er sich sehr gründlich informiert und Gedanken gemacht hat. Er kommt zu anderen Schlüssen als sie, aber grundsätzlich sieht sie ihn als positive Figur. Dagegen verurteilt sie gewisse Akteur*innen sehr scharf, die sich in ihren Augen mit vorgefertigten Urteilen in die Debatten einmischen. »Und der Typ, der da großkotzig im Planwerk auftrat, ich glaub der war auch einer der Protagonisten. Der hatte da erzählt, er würde 1000-mal lieber in Neukölln wohnen als in Pankow, also wenn er gefragt werden würde. [...] Und da war der Kerl für mich erledigt. Wie kann er sagen, er will 1000-mal lieber in Neukölln wohnen? Er weiß nichts von Pankow. Sonst hätte er so einen Quatsch nicht erzählt.«
- K** Frau Kubitz betont, dass auch gegensätzliche Perspektiven dazugehören und mitgedacht werden müssen, wenn man Bürger*innenbeteiligung ernst meint. Während sie zum Beispiel vom Pollenflug der Pappeln in der Nähe ihres Hauses genervt ist, weiß sie, dass nicht alle das so sehen. »Gut aber [...] es gibt auch Leute, die sagen: ›Um Gottes Willen nicht diese Pappeln fällen!‹ Ja, also so ist eben Bürgerbeteiligung. Solche und solche Meinungen.« Sie stört sich nicht an aktiven Bürger*innen mit anderen Meinungen, sondern viel mehr daran, dass sie oft den Eindruck hat, dass die Verantwortlichen besonders vehemente Teilnehmer*innen ruhig stellen wollen. »Und Herr S. anstrengend [...] – also, nicht für mich, sondern für die Ämter – weil er eben sehr direkt und ohne Rücksicht auf Verluste seine Meinung sagt. Aber wenn man Bürgerbeteiligung will, muss man die Bürger so nehmen, wie sie sind.«
- R** Im Rahmen seines Engagements im Prozess des Hauses der Statistik änderte sich für Robert seine Rolle, als er als Vertreter der Nachbar*innenschaft in ein Gutachter*innengremium gewählt wurde. Bis dahin war Robert Teil einer Initiative für Künstler*innen, deren Anliegen er gut vertreten konnte. Zwar ist er auch Anwohner im Quartier, doch kann er sich mit der vermeintlichen Mehrheit der älteren Anwohner*innen, die bereits vor 1989 dort lebten, nicht direkt identifizieren. Vielen kritischen Anmerkungen aus der Nachbar*innenschaft, beispielsweise gegen die Reduzierung von Parkplätzen, konnte sich Robert nicht anschließen. Damit stellte sich für ihn die Frage nach seiner eigenen Legitimation. Was wenn einzelne Nachbar*innen ihn offen hinterfragen? »[...] also da könnte eben auch durchaus jemand sagen ähm, ja: ›Totale Scheiße, was du da machst!‹ Wieso sprichst du eigentlich für mich oder wieso sprichst du eigentlich für uns?« Der Ausweg bestand für Robert darin, dass er weitere Parallelformate besuchte, die nicht verpflichtend für die Teilnehmer*innen seines Gremiums gewesen wären. So konnte er die Perspektive der Anwohner*innen besser verstehen und auf diese Weise seine eigene kritische Interpretation dieser repräsentativen Rolle entwickeln.

Jedes Mitmachen in der Stadt ist ein Aushandlungsprozess mit anderen Nutzer*innen der Stadt. Daraus entstehen vielfältige Kollektive, die sich stets gegenseitig inspirieren, austauschen, streiten, bestätigen und versuchen neue Mitstreiter*innen zu finden (Shove et al. 2012). Auf der Suche nach Möglichkeiten sich einzubringen, ist entscheidend, ob man in den Gruppen Resonanz erspürt (Rosa 2019). Aufbauend auf einer Grundresonanz ist jedoch Arbeit notwendig, um eine ausreichende Homogenisierung zu erreichen, um mit einem gemeinsamen Wir sprechen zu können. Kooperation bedeutet Arbeit an einem gemeinsamen Schmecken, was auch dazu führen kann, dass widerstreitende Positionen unterbunden oder Personen, mit denen keine Resonanz entsteht, ausgeschlossen werden.

Die Körper der Stadtmitmacher*innen

Das vierte Element in Hennions Amateur*innentheorie ist der schmeckende Körper. Der Körper verbindet die Subjekte mit der Außenwelt, also mit den Kollektiven und dem Gewebe der Stadt. Über ihn nehmen sie ihre Umgebung wahr, allerdings ist er nicht als eine Ansammlung von Sensoren zu verstehen, die Messdaten weitergeben. Jeder Körper nimmt anders wahr, nicht zuletzt, weil er sich nicht vom »Geist« trennen lässt. Jede körperlich sinnliche Wahrnehmung ist durch Sozialisation und individuelle Erfahrungen beeinflusst. Der Körper verändert sich beim Lernen, beim Erfahrungen sammeln und beim Scheitern und wirkt wiederum verändert auf seine Umgebung zurück. All die in den vorangegangenen Kapiteln angeführten Interaktionen zwischen den Amateur*innen und der Stadt, ihren materiellen und institutionellen Bedingungen sowie den anderen Akteur*innen, müssen dabei als Interaktionen gedacht werden, bei denen die Beteiligten stets auch körperlich involviert sind. Auf Informationsveranstaltungen oder auf Demonstrationen, in der Quartiersinitiative oder im Gartenprojekt: Das Leben und Agieren in der Stadt wird vom eigenen Körper wahrgenommen. Die Interaktionen mit Dingen, mit Veranstaltungen und Institutionen sind körperlich vermittelt und natürlich sind die Beziehungen zwischen den Amateur*innen selbst auch immer die zwischen verschiedenen Körpern.

Hennion besteht darauf, dass die Interaktion des Körpers mit der Welt – mit dem Geschmack der Welt – keine Einbahnstraße ist. Die Welt, die der Körper wahrnimmt und in sich aufnimmt ist nicht allein eine determinierte soziale Konstruktion außerhalb von ihm. Hennion lehnt Formulierungen ab, bei denen sich der Körper Aktivitäten einverleibt (*incorporated*) oder sie verkörperlicht (*embodied*). Stattdessen zieht er es vor von *corporated activities* zu sprechen und betont damit dass das Äußere und der Körper gemeinsam die wahrgenommene Welt für das Subjekt erzeugen (Hennion 2005: 6). → Amateur*in, S. 88 Der Körper der Amateur*innen wird erst in der passionierten libidinösen Beschäftigung mit der Praxis

des Weintrinkens oder des Musikhörens zu einem routinierten, trainierten Körper, der in der Lage ist, die Geschmacksnoten wahrzunehmen. Er verändert sich in der Praxis und somit wird der Wein oder die Musik erst im Lernprozess zu etwas, dass er konsumieren und lieben kann. Hennion betont, dass der schmeckende Körper nur aus der eng verzahnten Praxis und der Interaktion zwischen dem Objekt der Begierde, dem Kollektiv und dem Kontext entstehen kann. Der Körper übt und trainiert, bis er die Fähigkeiten erworben hat, die es zum Schmecken oder – wie in Hennions Beispiel – zum Tennisspielen braucht. Das geht jedoch nur mit dem Schläger, dem Netz und den Gegner*innen gemeinsam.

The question then is not so much to understand how a »natural« body is determined, trained, formed and deformed by its social environment. It first and foremost concerns the co-production of the body that loves and the loved object, through a collective and equipped activity. Exercise is the right word for this: the body exercises and gets used to the exercise, and on the way the word exercise slides from training to the faculty that one exercises. The more »constructed« the gesture of a tennis player, the more »natural« it becomes to her/him, so that the ball flies through the air much faster if she/he is relaxed. But this can be so only with the racket, the net, the court, the rules of the game, the opponent, and years of practice. No language, no nose, no taste for wine until the wine has become the object of a set of practices that place it at their centre. No ear, no musical emotion, without a music to listen to. It took over three hundred years of practices and inventions to create our way of loving music. (Hennion 2005: 7)

Das Mitmachen in der Stadt ist eine Koproduktion der passionierten Körper der Stadtmacher*innen und der Stadt, die sie im Kollektiv und mithilfe des Gewebes der Stadt trainiert und entwickelt haben. Die verschiedenen Elemente verschmelzen zu *urban assemblages* der Mitwirkung (Farías 2011). Hennions Perspektive zeigt, dass keines dieser Elemente für die vollständige Beschreibung der Amateur*innentätigkeiten weggelassen werden darf. Der Blick auf den Körper macht gleichzeitig deutlich, wie unvermeidbar subjektiv jedes Engagement ist.

Der Körper lernt die Stadt kennen und unter seinem lernenden Blick verändert sie sich. Er bewegt sich in ihr, sucht sich seine Wege als entdeckender Körper und wird begrenzt, wenn Zugänge verschlossen oder Barrieren unüberwindbar sind. [→ Körpertechniken, S. 97](#) Es ist verunsichernd, wenn der Veranstaltungsort nicht gefunden wird. Eine schlechte Akustik oder überfüllte Sitzreihen sind unangenehm und lenken womöglich von den Inhalten des Treffens ab. Es ist der Körper, der sich Veranstaltungen und Treffen aussetzen muss, um mitmachen zu können. Jedes *Machen* ist die Aktivität des Körpers. Dabei ist er nie allein, denn andere Städter*innen zeigen ihm, was zu erleben oder zu vermeiden ist. Die an-

deren Menschen – und somit die Stadt selbst – reagieren auf ihn, auf das was er tut, aber auch auf seine Außenwirkung und seine Erscheinung. Zusammen mit allen anderen bildet der Körper die *cité*, die lebendige Stadt. Doch auch die Wahrnehmung von Resonanzen ist körperlich. Der vibrierende Draht ist nicht sichtbar, sondern nur spürbar. Ein Lachen in einer aufgelösten Stimmung ist auch ein Zeichen für körperliche Entspannung im Raum. Und so entscheidet letztlich auch die körperliche Wahrnehmung von Resonanzen darüber, ob sich eine Person engagiert oder ob sie sich raush  lt.

Wie der Körper in Interviews aufscheint

Diese körperliche Involvierung ist in Interviewsituationen immer nur indirekt vermittelt. Eine sinnliche, k  rperzentrierte empirische Forschung steht daher vor der Schwierigkeit, Anzeiger für körperliches Engagement zu erkennen. In den qualitativen Interviews müssen demnach Anzeichen identifiziert werden, die als Aufscheinen einer körperlichen Involvierung gelesen werden können. Auch wenn das Interview immer nur eine rückblickende Beschreibung des Geschehenen darstellt und daher keinen ungefilterten Einblick in die tatsächliche Situation zulässt, ist so zumindest die nachträgliche Bewertung möglich und der Einfluss auf das körperliche Empfinden zum Zeitpunkt des Interviews nachvollziehbar.

Ein naheliegender Anzeiger für eine körperliche Beteiligung ist zunächst die Benennung von sinnlichen Empfindungen. Ausdrücke von Wohl- und Unwohlsein, Freude oder Abneigung, Genuss oder Faszination. Weitere Hinweise auf den Körper in den Gesprächen sind Beschreibungen von ungewohnten Tätigkeiten beim Stadtmitmachen. Wenn eine Handlung zum ersten Mal erfolgt, dann benötigt sie viel Aufmerksamkeit. Viele Wahrnehmungen sind spannend und neu und werden ausführlicher beschrieben als routinierte Prozesse, die ohne diesen Aufmerksamkeitsfokus auskommen und fast *wie von selbst* ablaufen. Hier wird das Tun für die Einzelnen selbstverständlich und bedarf keiner Beschreibung mehr, denn ihr Körper interagiert fast unterbewusst mit seiner Umwelt im Sinne einer *corporated activity*.

Des Weiteren lässt sich über den Aspekt des Körperlichen auch feststellen, ob die Tätigkeiten als resonant empfunden wurden. Für Rosa ist das *in der Welt sein* eine zuallererst leibliche Beziehung mit der Außenwelt. Die Erfahrung von resonanten Weltbeziehungen erzeugt demnach eine angenehme körperliche Reaktion des *sich im anderen Wiederfindens*. Die im Vorangegangenen erörterten Resonanzphänomene beschreiben demnach immer auch körperliche Reaktionen.

Das implizite Wissen der engagierten Körper

Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin arbeiten in ihrem Text *Mobilising bodies: visceral identification in the Slow Food movement* (2010) anhand der Bewegung für gesunde Ernährung heraus, dass die beteiligten Körper *viszeral*, also ganzheitlich gedacht werden müssen. Sie betonen mit dem Begriff der *Viszeralität*, dass die Körper der Aktivist*innen weder auf die biologischen noch auf die sozialen Abhängigkeiten zu reduzieren sind. Dafür halten die Autor*innen fünf Eckpunkte fest, die ihren Ansatz ausmachen. Zunächst fokussiert Viszeralität die *Sinnlichkeit der Körperwahrnehmungen*. Der Schwerpunkt liegt auf den Empfindungen; wie etwas schmeckt, riecht oder klingt – wie sich etwas anfühlt. Dabei ist es zweitens ein *Sowohl-als-auch von biologischen und sozialen Faktoren*. Weder die soziale Konstruktion der Welt noch die biologischen Prozesse des Körpers werden in den Vordergrund gerückt, sondern ausdrücklich die Bedingtheit und Untrennbarkeit beider Sphären. Drittens betonen sie die *Relationalität aller Einflussfaktoren*, dass weder Ideen noch Sinn, weder biochemische noch intellektuell diskursive Prozesse für sich stehen, sondern der Körper nur in der Interaktion dieser Elemente spüren und fühlen kann. Dabei ist das viszerale stets geprägt von *Entwicklungsfähigkeit und Veränderbarkeit*. Die biologischen und sozialen Vorgänge erzeugen ein individuelles biografisches Fundament für darauffolgende Entwicklungen, jedoch besteht keine kausale Determinierung. Es sind lediglich Tendenzen angelegt, die sich zudem stets verändern. Somit sind schließlich und fünftens alle viszeralen Phänomene in ihrer Individualität und Veränderbarkeit unabdingbar divers und von maximaler *Heterogenität* gekennzeichnet. Jede Wahrnehmung ist täglich von anderen Umständen beeinflusst – seien es Kopfschmerzen, das Wetter oder die täglichen Nachrichten – und somit immer anders und gegebenenfalls auch überraschend und neu.

Die Auflösung der Dualität zwischen Körper und Verstand macht die Abhängigkeit der körperlichen Wahrnehmung von erlernten und angeeigneten Konzepten sichtbar, die verkörperlicht zu einem integralen Bestandteil der Wahrnehmung werden. Auf der anderen Seite beeinflussen körperliche Wahrnehmungen die jeweiligen Überzeugungen und Ansichten. In ihren Untersuchungen zur Slow-Food-Bewegung konnten Hayes-Conroy und Martin oftmals beobachten, dass das Schmecken der Aktivist*innen – hier im gustologischen Sinne – auf der kollektiv vermittelten *sinnlichen* Wertschätzung von nachhaltig und ökologisch angebauten Lebensmitteln fußt. Veranstaltungen, auf denen gemeinsam gegessen und auf die Produktionsbedingungen und die Regionalität der Lebensmittel hingewiesen wird, werden mit der Aufforderung verbunden, sich den spezifischen intensiven Geschmack bewusst zu machen (Hayes-Conroy/Martin 2010: 274ff).

Brenda Strohmaier vermittelt in *Wie man lernt, Berliner zu sein* einen Eindruck davon, wie die Wahrnehmung der Stadt Berlin auf den kollektiv vermittelten Wahrnehmungswelten beruht. Ständig erzählen »erfahrene« Berliner*innen Tou-

rist*innen und Zugezogenen die Geschichten der Stadt (Strohmaier 2014: 322ff). Dabei werden die Stadtteile und Kieze mit Deutungen verknüpft. Die Wahrnehmungen von Gebäuden, Menschen und Geschehen werden ständig in einem lebendigen Narrativ verankert, dass die Art und Weise die Stadt zu lesen und in ihr zu leben reproduziert. So entsteht ein spezifischer Berliner Habitus, in dem das Wissen, wie man sich in der Stadt bewegt verinnerlicht und zu verkörperlichtem *tacit knowledge* wird (Strohmaier 2014: 324). Das kann bis zur Empfindung von körperlichen Abhängigkeiten führen, wenn die Stadtbewohner*innen bei längerer Abwesenheit das Lebensgefühl und die Art die Stadt nutzen zu können vermissen (Strohmaier 2014: 333).

Doch müsste dies zu einem stadtweit einheitlichen Habitus führen, wenn im Lernprozess *Berliner*in zu werden* lediglich ein äußeres Einwirken der Stadt auf den Körper stattfinden würde. Die Körper sind aktiv beteiligt und somit ist jeder Berliner Habitus eine individuelle spezifische Koproduktion der Stadt mit dem jeweiligen Körper, der sie kennenlernt. Die *Berliner*in*, im Titel von Strohmaiers Buch hat selbst gelernt eine Stadtbewohner*in zu sein. Versteht man das *Berliner*in sein* als Praxis nach Shove et al., dann ist die Berliner*in eine *full practioner*, eine Träger*in dieser Praxis, die im Zuge ihres Handelns mit der Tätigkeit verschmolzen ist und zum lebendigen verkörperlichten Beispiel der Praxis selbst geworden ist (Shove et al. 2012: 70f). Sie ist notwendigerweise ein einzigartiges Beispiel, das von individuellen Erfolgen und Scheitern auf dem Weg geprägt wurde und somit eine spezifische Ausprägung der Praxis des *Berliner*in seins* als Ganzes darstellt. Mit der Zeit werden die Bewohner*innen Berlins zu Träger*innen der Praxis des *Berliner*in seins*. Ebenso werden die engagierten Bürger*innen, die sich in die Produktion der Stadt einbringen zu Stadtmitmacher*innen und Träger*innen eines impliziten Wissens (*tacit knowledge*) des Mitwirkens, welches sie im engen Austausch mit der Stadt selbst entwickelt haben, sodass nach Hennion von einem *corporated knowledge* gesprochen werden muss. →Amateur*in, S. 88

Um das hier dargelegte ganzheitliche Verständnis des Körpers anhand der Anekdoten aus den Interviews der Stadtmitmacher*innen nachvollziehbar zu machen, braucht es mehr Raum als in den bisherigen kurzen Abschnitten. Daher habe ich mich entschlossen, jeder Protagonist*in dieser Arbeit jeweils einen ausführlichen abschließenden Beitrag zu widmen, der die Körperlichkeit ihres Engagements als integralen Bestandteil ihrer Lebenswelt und ihrer Beteiligungsbiografie darstellt und ihre Gefühle und Wahrnehmungen – sprich ihre Körperlichkeit – im Kontext des Zusammenspiels aller anderen Elemente einbezieht.

- M** Für Michael ist Bürger*innenbeteiligung ein wichtiges Element der Architekturproduktion. Er kennt es aus seiner Zeit in den Niederlanden und durch seine Partnerin aus Österreich, dass die Bürger*innen in beiden Ländern sehr qualifiziert an Diskursen zur Entwicklung eines Quartiers oder eines Dorfes teilhaben. Er hat aber

den Eindruck, dass Beteiligung in beiden Fällen eine lange Tradition hat und so eine tiefgreifende Beteiligungskultur entstanden ist. Dadurch ist es selbstverständlich, dass jede*r mitdiskutiert. In Berlin vermisst Michael eine derartige gewachsene Beteiligungspraxis und er beobachtet, dass sich Leute lange nicht für Stadtplanungsvorhaben interessieren und erst dann das Wort erheben, wenn diese schon weit vorangeschritten sind. Die Debatten, die in Berlin stattfinden, findet Michael weniger produktiv und nimmt sich von dieser Kritik auch selbst nicht aus. »Man passt [sich an,] (beide kichern) klar. Ja klar, man hat so viel selber zu bewältigen, dass man sich da natürlich anpasst. Ja, klar. Ja. Man wird IMMER natürlich durch sein Umfeld stimuliert. Im anderen Kontext würde ich mich auch, wahrscheinlich anders verhalten. Doch, ja.« Häufig betont er wie wichtig es wäre, sich mehr einzubringen, doch fehlt ihm die Zeit dafür. Zudem sprechen ihn die derzeitigen Diskussionen nicht an. Grundsätzliche Fragen und Pläne für das Quartier, an denen Michael interessiert wäre, sind seiner Meinung nach weitestgehend entschieden und festgelegt. So gibt es für ihn kurzfristig nichts zu bewegen. Die bestehenden Diskussionsangebote regen ihn nicht an, weshalb keine produktive Wechselbeziehung entsteht, die ihn motivieren würde. Er bringt sich gerne ein und tut seine Meinung bei Veranstaltungen kund, doch die anderen Bewohner*innen sind oft gegensätzlicher Meinung. Es wurde über Parkplätze und Grünflächen gesprochen, Themen, die Michael lediglich als Verschönerungsmaßnahmen einstuft oder sogar als »Verschlimmbesserungen«. Die Bewohner*innenschaft ist laut Michael gut organisiert, wenn es um Widerstand gegen Nachverdichtungen geht. Er selbst ist der Meinung, dass innerstädtische Nachverdichtungspotentiale verantwortungsvoll genutzt werden müssten, statt Flächen im Umland neu zu versiegeln. Michael legt Wert auf die Trennung seines professionellen Blickwinkels als Architekt und seiner Rolle als Anwohner. Da sich im Quartier beiden Perspektiven vermischen, sieht er für sich keine überzeugende Möglichkeit dort ehrlich mitzuwirken. Auf die Frage, ob er sich als Vermittler und Übersetzer einbringen könnte, reagiert er eher ausweichend. »Wenn man weiterdenkt und sagt, man hat ne gewisse Verantwortung, dann, dann sollte man das sogar eigentlich machen, natürlich. Ja. Aber ähm, da glaub ich auch kurzfristig nicht so viel zu bewegen ist, weil ja jetzt eigentlich die [...] Planungen stehen, im weitesten Sinne. Ähm, so akuten Bedarf, ist ja jetzt auch sehr aufwendig.« Er spricht häufig in der dritten Person, wenn er sagt, dass man eigentlich mehr tun müsste. Er hat ein eher distanziertes Verhältnis zu seiner Nachbar*innenschaft und sieht sich nur bedingt als Teil davon. Auch wenn Michael eine gute Beteiligungskultur sehr wichtig findet und er als Architekt sowieso sehr interessiert am öffentlichen Raum ist, sieht er für sich keine Möglichkeit, sich für seine Themen einzubringen und wirklich etwas zu bewirken. Die Veranstaltungen, bei denen er für sich nach seiner Rolle im Prozess gesucht hat, konnten ihn weder motivieren noch inspirieren mehr Energie zu investieren. Ein Engagement schien ihm nicht lohnend.

Der Moment der *sur-prise* als Resonanzerfahrung

Ein zentraler Unterschied zur Differenzierung von Stadtbenutzer*innen und Stadtmitmacher*innen ist die *attention*, die aktive Wahrnehmung der (Re-)Produktionsverhältnisse der Stadt. → Stadtmitmacher*innen, S. 167 In diesem Moment wird die passive Wahrnehmung der Stadt zu einer aktiven Haltung des *Stadt Schmeckens*. Hennion beschreibt diesen zentralen Moment mit dem Begriff der *sur-prise*. Während die Einzelwörter *sur* und *prise* im Englischen als *over* und *hold* übersetzt werden können, steht *surprise* für die Überraschung von etwas Neuem, das dabei entdeckt werden kann. Das Überwältigende, das überraschend über die Erwartungen hinauswächst ist laut Hennion eine essenzielle Eigenschaft guter Dinge.

[...], there is *sur* (in French, the prefix »over«): because the object adds something – that’s all its charm! – as much on the side of tastes, savors and effects than on the side of bodies, sensations, what is felt. The object of attachment holds and it *sur-prises*, that is, it *over-holds* us more than we can ever expect. Finally, there is »surprise« in the usual sense, the one that gives the final touch. Indeed, this is one of the essential criteria of any good object, provided of course that we have identified its paradoxical nature – the constructed, rigorous, controlled, attentive and trained infrastructure from which this surprise can »suddenly« appear. (Hennion 2015: 50)

Es entsteht also im Moment des Innehaltens etwas, dass mehr als das Erwartbare darstellt und etwas Neues hinzufügt. Eine Entdeckung im Schmecken, die mit dem schmeckenden Körper interagiert und ein *Mehr* entstehen lässt.

The surprise comes from what is being added, above and beyond what is done and expected, and it cannot be perceived against a neutral background, undifferentiated and unincorporated. (Hennion 2015: 50)

Die Wahrnehmung ist plötzlich auf Aspekte gerichtet, die vorher als unscheinbar, irrelevant oder natürlich empfunden wurden. Somit verändert sich der Körper, wenn seine Wahrnehmung und sein Selbstempfinden sich im Prozess des Engagements verändern. Im Moment der Interaktion entsteht etwas Neues als überraschende Entdeckung in der Wahrnehmungs- und Geschmackswelt. Dieses Neue kommt weder aus der Stadt noch aus dem Körper, sondern entsteht aus der Ko-produktion der beiden Elemente. Die Stadtmitmacher*innen entdecken im Tun, im aktiven Mitwirken, dass sie Impulse senden und Reaktionen empfangen können, die sie vielleicht nicht erwartet hätten. Dies kann eine gewisse Faszination auslösen und neugierig machen, wie Reaktionen und Impuls zusammenhängen und wie sie beeinflusst werden können.

R In Roberts bisherigen Aktivitäten und auch in seiner Atelierinitiative, ist die Banneraktion am Haus der Statistik ein Höhepunkt. Es hatte als spaßige Idee begonnen und sich zu einem bedeutenden Stadtentwicklungsprojekt mit Aufmerksamkeit weit über Berlin hinaus entwickelt. Dabei war es zunächst gar nicht das Ziel, eine große Öffentlichkeit mit der Aktion zu erreichen. Die Überlegung der Initiative war ursprünglich, betroffene Künstler*innen mit in die Aktion einbinden zu können. Robert beschreibt, dass es immer recht mühsam ist, die Betroffenen selbst zu aktivieren, denn die meist individualistische Kunstproduktion und die prekären Arbeitsbedingungen führen dazu, dass Künstler*innen nur schwach vernetzt sind und der Immobilienspekulation, die mit ihren Atelierhäusern stattfindet, kaum etwas entgegenzusetzen haben. Die Debatte um den Umgang mit Geflüchteten 2015 war ein tagespolitischer Aufhänger, denn nun wurde zusätzlich Wohnraum für Geflüchtete gebraucht. Die Gruppe sammelte Geld, um einen Hubsteiger zu mieten und ein Transparent an das Haus der Statistik zu hängen. In Anlehnung an branchenübliche Bauplakate verkündete es die Sanierung des seit langer Zeit leerstehenden Objektes für Atelierräume und Geflüchtetenwohnen. Parallel dazu gab die Gruppe eine Annonce in einem einschlägigen Newsletter auf, in der interessierten Künstler*innen Besichtigungen in den zukünftigen Ateliers versprochen wurden. »Wir haben überlegt, was können wir denn machen? Wie [...] können wir das Problem groß machen, dass das Leute wahrnehmen? Und wie können wir vor allen Dingen dann Künstler ähm, also vom Engagement her einbinden? Was interessiert die denn eigentlich? (lacht) Deswegen war das irgendwie so ganz witzig, weil wir ja behauptet haben, dort entstehen Ateliers. (lacht) Das Haus wird jetzt genutzt als Kunst- und Kulturort. Und also da auf dem Plakat, das war ja wie so eine Art Bau-schild. Da stand ja drauf: »Hier wird und so und [...] statt gefördert stand dann gefordert von [...]. Und dann standen da halt BIM, Senat Berlin, Senatskanzlei und so weiter.« Die Aktion selbst, so Robert, fühlte sich dann fast nach Stadtguerilla an, als die Aktivist*innen ohne Genehmigung mit dem Hubsteiger hochstiegen, um das Banner zu befestigen, das schon wenige Stunden später von der Polizei wieder entfernt wurde. »Und so das hatte auch so ein totales Action-Moment. Das war irgendwie toll. [...] das war auch so eine halbillegale Aktion und dann kam da Polizei (kichert) und so. Das war irgendwie toll.« Was im Anschluss passierte, war für die Initiative nicht vorhersehbar gewesen. Viele Politiker*innen und andere Gruppen stellten sich hinter die Forderungen und brachten das Projekt weiter voran, während Robert und seine Initiative das weitere Geschehen von außen beobachteten. Es war aber auch gar nicht ihr Anspruch gewesen, den weiteren Verlauf zu kontrollieren. Noch immer ist Robert fasziniert davon, dass aus ihrem Impuls ein derartiges Projekt entstanden ist und weiterhin dafür gekämpft wird, dass es ein Projekt für das Gemeinwohl bleibt. Es ist ein Selbstläufer geworden, den Robert weiterverfolgt und bei dem sich auch immer wieder Gelegenheiten für ihn ergeben, sich als Teil der Zivilgesellschaft mit seiner künstlerischen Arbeit daran zu beteiligen.

Das Banner kann als eine sehr effektive künstlerische Intervention auf mehreren Ebenen betrachtet werden. Die etwas träge Künstler*innenschaft wurde aktiviert. Die medial dominierende Geflüchtetenthematik konnte aufgegriffen werden. Die Aktion war sowohl im öffentlichen Raum als auch in den Medien gut sichtbar und hatte als temporäre Intervention eine aktivistische Dynamik. Dieses Gesamtgefüge fühlt sich für Robert sehr gelungen an und er freut sich, dass diese Form der künstlerisch politischen Arbeit so erfolgreich war. Vor allem hat es ihn positiv überrascht, dass ihre Aktion ein solches Nachbeben auslösen konnte.

Es bietet sich an die *sur-prise*, also das Zusätzliche, das Neue mit dem Phänomen der Resonanz zu erklären, denn es entsteht aus der Kooperation, dem gegenseitigen Berühren von Körper und Welt. Das Neue kommt nicht aus dem Nichts, sondern Körper und Welt treten in ein Antwortverhältnis, in dem sie sich gegenseitig verstärken und so entsteht mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Ökonomisch ausgedrückt wäre die *sur-prise* ein Mehrwert, den die gegenseitige Resonanz über die Gesamtsumme hinaus entstehen lässt. Hennions Beschreibung der Amateur*innentätigkeiten als *corporated activities* bedeutet, dass sie nur in einem engen Zusammenspiel entstehen können. Im libidinösen Interagieren lässt sich der Körper von außen beeinflussen und spürt seine eigene Wirkung in der Welt. Auf einem Konzert lassen sich beispielsweise die Besucher*innen von der Band zum Tanzen und Mitsingen animieren. Die Band reagiert darauf und ist motivierter, da sie die Reaktion des Publikums auf ihren Auftritt wahrnehmen kann und die Besucher*innen sind von der guten Stimmung begeistert, von der sie ja ein Teil sind. Für Hartmut Rosa ist es zentral, dass in Resonanzphänomenen eine Transformation geschieht. Im Moment der Resonanz entsteht etwas Neues, das die gegebene Situation verändert (Rosa 2017: 315, 2020b: 41). Meines Erachtens fallen in der Praxis der Amateur*innen affekthaftes Begehren (Hennion) und resonante Beziehung (Rosa) zusammen, sodass *sur-prise* und Transformation den gleichen Sachverhalt beschreiben.

Durch den Körper nehmen die Amateur*innen ihre Umwelt wahr. Wenn sie aktiv werden und in ihre Umwelt eingreifen, so ist es der viszerale Körper, der die selbst erzeugte Veränderung der Welt wahrnimmt und somit die eigene Wirksamkeit *am eigenen Leib* spürt. Letztlich ist es immer der viszerale Körper, der wahrnimmt, ob unsere Umwelt responsiv ist und ein resonantes Antwortverhältnis besteht. Auch Hayes-Conroy und Martin betonen die Notwendigkeit einer körperlich vermittelten Resonanz als *viszeraler Identifikation* für das Engagement in der Slow-Food-Bewegung.

Taking a non-dualistic mind/body approach, it becomes clear that ideas, beliefs and self definitions require a bodily kind of resonance in order to activate a person. We have referred to such resonance as ›visceral processes of identification‹

and through analysis of our empirical investigations have revealed specific instances of these processes at work. (Hayes-Conroy/Martin 2010: 278)

Es lässt sich also sagen, dass die Stadtmitmacher*innen im Moment der Aufmerksamkeit – der *attention* – ihre Wahrnehmung auf die Responsivität ihrer Umgebung richten. → Stadtmitmacher*innen, S. 167 Nehmen sie dann eine Reaktion der Umwelt auf ihrer Suche nach Interaktion wahr, so erfahren sie Resonanz oder entdecken eine *surprise*. Sie erfahren ihre eigene Wirksamkeit in der Welt als körperliches Glücksgefühl im Antwortverhältnis zwischen ihrem Körper und der Umwelt.

Selbstwirksamkeit körperlich spüren

Ein entscheidender Bestandteil des Resonanzkonzeptes sind die Selbstwirksamkeitserwartungen der Subjekte. Den Begriff hat Rosa aus der Psychologie entlehnt und er beschreibt damit die Erwartungen der Einzelnen, was sie in der Welt um sie herum durch ihr eigenes Handeln verändern können (Rosa 2019: 269ff.). Die Menschen unterscheiden sich in dem, was sie sich selbst zutrauen und was sie im Stande sind zu bewirken. Geringe Selbstwirksamkeitserwartungen werden als Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins gegenüber dem Schicksal empfunden. Wenn hingegen die Erfahrung gemacht wird, dass das eigene Handeln etwas bewirken und zum Erfolg führen kann, steigen die Selbstwirksamkeitserwartungen.

Resonanz setzt voraus, dass sich das Subjekt intentional und ›libidinös‹ (aktiv) auf die Welt richtet, dass es handelnd in sie eingreift und an ihr Anteil nimmt. Selbstwirksamkeitserwartungen, so ergibt sich daraus, können gleichsam als Resonanzexpectationen verstanden werden; als die Erwartung, durch eigenes Handeln die Welt erreichen und zum Sprechen zu bringen. (Rosa 2019: 274f)

Selbstwirksamkeitserwartungen resultieren aus vergangenen Erfahrungen einer Responsivität der Welt, die auf das eigene Tun eine körperlich spürbare Reaktion zeigt. Gemachte Erfahrungen beeinflussen, ob die Subjekte auch zukünftiges Handeln als wirksam einschätzen oder ob sie nicht an die eigene Handlungsmacht glauben.

W Frau Willert ist schon immer ein engagierter und politischer Mensch gewesen. Vor der Wende kämpfte sie im Prenzlauer Berg mit Bürgerinitiativen gegen den Abriss von Altbauten, was sie nach der Wiedervereinigung im Engagement für Sanierungsgebiete in Pankow weiterführte. Später war sie sowohl in der Politik als auch in Verwaltungen beruflich tätig. »Und insofern gehört das irgendwie zu meiner Genetik, dass ich mich einmische. Das führt dann oftmals zu dem Spruch: ›Ist der Ruf erst rui-

2015

Hier entstehen für Berlin
**Räume für
 Kunst, Kultur
 und Soziales**
 Zur Erhaltung des innerstädtischen
 kulturellen und sozialen Umfeldes
 werden hier Atelier-, Atelier- und
 Projekträume für Kulturschaffende
 und soziale Projekte bereitgestellt.
 abba-netzwerk.de
 Tel: 030/35106946
 gefördert von:

10 JAHRE
 SPÄTER



niert, lebt sich's umso ungeniert!« [...] man macht sich nicht immer beliebt damit, dass man sich einmischt, aber es ist meine Natur und ich mache das, bis ich unter der Erde bin.« Neben Diskussionen zu Themen in der Nachbar*innenschaft nimmt sie auch an einer mehrteiligen Debattenwerkstatt zur Berliner Innenstadtentwicklung teil, die sich eher an ein Fachpublikum richtet. Sie weiß, wie sie sich einbringen kann und geht zu allen Veranstaltungen mit dem festen Vorsatz, das auch zu tun. »Ich gehe da nicht hin und gehe nach einer halben Stunde wieder, weil es langweilig ist oder weil sie nicht machen, was ich will, sondern wenn ich da bin, dann will ich auch mich beteiligen. Auf ECHTE Weise, ja? Und das werde ich auch weiterhin so tun. Bis ich tot umfalle.« Dabei ist sie auch fest davon überzeugt, dass sie immer einen gewissen Einfluss hat. »Man kriegt immer eine Reaktion. Entweder kriegt man Eine reingedroschen oder es wird aufgenommen in die Planung.« Als selbstbewusste Nachbarin hat Frau Willert so schon viele Veranstaltungen besucht. Sie kennt also die typischen Abläufe, Situationen, Probleme und Konflikte, die auftreten und ergreift das Wort, wenn sie etwas zu sagen hat. Das kann sie so machen, weil sie mit den Themen und der Debattenkultur fachlich und sprachlich vertraut ist. Als Anwohnerin sieht sie sich legitimiert zu sprechen. Sie informiert sich, macht sich ihre Gedanken und wenn sie sich an etwas stört, agiert sie auch. Sie nutzt nicht nur öffentliche Veranstaltungen, um ihre Kritik zu äußern, sondern formuliert gegebenenfalls ihre Kritikpunkte in Briefen, die sie in der Nachbar*innenschaft verteilt, um andere Anwohner*innen aufmerksam zu machen und sie ebenfalls zu aktivieren. Solange sie noch berufstätig ist fehlt ihr die Zeit, um sich mit anderen Aktiven gemeinschaftlich zu organisieren, doch sie weiß um die Kraft der solidarischen Aktion und wird ihre Zeit als Rentnerin sicherlich für weiteres Engagement nutzen.

Rosa erläutert neben den *generellen* Selbstwirksamkeitserwartungen, mit denen umgangssprachlich häufig allgemeines Selbstbewusstsein gemeint ist und den *spezifischen* Selbstwirksamkeitserwartungen, die sich auf ein bestimmtes Tätigkeitsfeld richten, in dem die Einzelne* agiert (Rosa 2019: 272), noch eine dritte Variante: die herausgestellte Bedeutung der *kollektiven* Selbstwirksamkeitserwartungen (Rosa 2019: 275). Zusätzlich zu den individuellen Resonanzbeziehungen innerhalb des Kollektivs erfahren Gruppenmitglieder die Fähigkeit, etwas erreichen zu können als gemeinsame, *kollektive* Selbstwirksamkeit. In der Entfremdung, dem Gefühl von der Welt abgeschnitten zu sein, sinken die Selbstwirksamkeitserwartungen bis hin zur Depression und zum Burnout (Rosa 2019: 277). Dabei führt die fehlende responsive Beziehung zur Außenwelt dazu, dass der Körper physisch zusammenbricht und vor der unüberwindbaren Barriere zwischen sich und der Welt kapituliert. Erfährt er jedoch im Moment der Abweisung von außen eine Resonanz innerhalb des Kollektivs, kann diese negative Erfahrung in eine positive umgelenkt werden. Im Kollektiv wird somit eine Pufferzone geschaffen, die auf das Subjekt reagiert und die stumme Außenwelt durch resonante soziale Beziehungen kompensiert.

Resonanzachsen des Mitmachens

Die Untersuchung von Resonanzen als körperlich vermitteltes Antwortverhältnis zwischen Stadtmitmacher*innen und der Stadt ist zentral für das Verständnis von städtischem Engagement. Zur genaueren Analyse der sehr unterschiedlichen Resonanzbeziehungen liefert Hartmut Rosa eine Differenzierung in drei Dimensionen, die er Resonanzachsen nennt. Die horizontale Dimension beschreibt die sozialen Beziehungen zu anderen Menschen, die diagonale Achse die Beziehungen zur Dingwelt, während die vertikale Dimension die Beziehung zur Welt als Ganzes beschreibt (Rosa 2019: 331). Diese Kategorisierungen sind dabei nur als heuristische Brücke zu verstehen, die dem besseren Verständnis dienen. Tatsächlich verwinden sich die Achsen notwendigerweise stetig ineinander, sind Teil eines Ganzen und lassen sich daher nie isoliert beobachten.

Die horizontale Resonanzachse

Während Familie und Freund*innenschaften wichtige und unverzichtbare Resonanzerfahrungen in der modernen liberalen Gesellschaft ermöglichen, ist die Sphäre der Politik für Rosa vor allem eine verstummte. Die Dominanz einer sachzwangorientierten Politikauffassung⁴¹ zieht eine Entfremdung der Bürger*innen von den Repräsentant*innen nach sich. Das führt wiederum dazu, dass sich problematische Resonanzoasen zur Kompensation der Resonanzlosigkeit in der Politik auftun können. Im Internet sind Diskursblasen entstanden, in denen einseitige Perspektiven auf das politische Geschehen proklamiert und reproduziert werden. In diesen argumentativ abgeschotteten Resonanzräumen wird Übereinstimmung verfügbar gemacht (Rosa 2019: 615ff). In Demonstrationen geht es dann nicht vordergründig um ein verbindendes gemeinsames politisches Projekt, sondern vielmals darum überhaupt gehört zu werden. In einem »Schrei nach Antwort« (Rosa 2019: 379) fordern die Protestierenden eine resonante Antwortbeziehung in der Politik. Dabei sieht Rosa die Gefahr, dass in diesen Oasen lediglich ein Echo erzeugt wird, dem die gegenseitige Verstärkung durch ein resonantes Antwortverhältnis fehlt. Als mögliche Gegenentwürfe für eine resonantere politische Sphäre führt Rosa gemeinschaftliche kommunitaristische und konvivialistische⁴²

41 Als Weiterführung des Gedankens von Hartmut Rosa, dass der politische Diskurs von Sachzwang dominiert werde, lassen sich die Überlegungen von Chantal Mouffe anführen, die kritisiert, dass in den 1990er-Jahren die politische Debatte zwischen links und rechts durch ein Streben nach einem »universellen rationalen Konsens« ersetzt wurde. So wurden kritische Positionen außen vor gelassen und eine Resonanz im Politischen unterdrückt, da für breite Teile der Bevölkerung kein differenziertes Antwortverhältnis mehr spürbar war (Mouffe 2017: 9).

42 Der Konvivialismus stellt das gemeinschaftliche Zusammenleben ins Zentrum eines utopischen Weltentwurfs. Dabei wird die ökologische und ökonomische Kritik der kapitalistischen Wachstumszwänge auf ein neues soziales und umweltverträgliches Miteinander ausgerichtet

Projekte an, die eigene politische Resonanzräume erschaffen. Organisieren sich Gruppen von Stadtmitmacher*innen gemeinschaftlich, um sich gegenüber den als stumm empfundenen Verwaltungsstrukturen Selbstwirksamkeit zu ermöglichen, errichten sie einen Resonanzraum in der resonanzarmen politischen Sphäre. Während sie in der Interaktion mit der Verwaltung und der Politik keine Selbstwirksamkeitserwartungen erfahren, bestätigen sie sich innerhalb des Kollektivs die Richtigkeit ihres Handelns, ihre kollektive Selbstwirksamkeit und somit einen gemeinsamen Handlungsspielraum. Auf dieser Ebene wird die Wirkung des politischen Handelns – das Spüren der Wirkung der eigenen Stimme – körperlich erfahrbar: Zustimmung oder Widerstand lassen sich unmittelbar spüren. Über das entfremdete Verfahren der Repräsentant*innenwahl per Stimmzettel hinaus entsteht ein resonantes Antwortverhältnis im Politischen.

- A** Herr Achims fühlt sich sehr mit der Nachbar*innenschaft verbunden. Er ist im Quartier aufgewachsen, später weggezogen und 2010 nach Jahrzehnten wieder zurückgekehrt. Zuvor hatte er in Berlin-Schöneberg gewohnt, wo ihn viele Sachen abgestoßen haben, die er erlebt hat. Als Bewohner*in passe man sich auch immer seiner Umgebung an, so Achims. »Von Sex auf der Straße, totschlagen, in die Scheiße drücken, fast jede Woche war da irgendwas gewesen. [...] Und dann haben wir gesagt, nee also, das [...] geht nicht. Da kam eigentlich auch schon [...] zu sagen [...] das Umfeld prägt rückwirkend auch [...], das ist sonne Symbiose. [...] Die Mieter schaffen auch gleichzeitig das Umfeld und das Umfeld wirkt wieder zurück auf die Mieter. Als wir bemerkten das andere Leute ihre angebissene Pizza aus dem Fenster schmissen und sowas alles, war man eigentlich auch schon verführt dazu zu sagen: Ja, wenn die das machen, kann ich's doch auch machen. Und da haben wir ja schon gesagt: STOPP, also jetzt ist die Grenze erreicht. Wir wollen nicht so werden oder so sein.« In der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt fühlt er sich dagegen wohl. Ihn interessiert die Architektur und er identifiziert sich mit der Nachbar*innenschaft – spricht im *Wir*. Für Herrn Achims ist das vertraute Gebiet ein *seelischer Ausgleich*. Durch die vielen Altmietter*innen ist alles etwas ruhiger und gemächlicher und man kann sich entspannt an einen der vielen Spielplätze setzen und lesen ohne Kopfhörer zur Abschottung zu brauchen. Herr Achims sagt, dass es zwar manchmal nerven kann, dass die alten Leute an der Supermarktkasse mehr Zeit benötigen, betont aber, dass er später auch auf diese Rücksicht angewiesen sein könnte. »Und dann sag ich mir immer: naja, wenn du so alt bist, dann machst du bestimmt das gleiche oder viel schlimmer. Das ist dann die Rache an der Jugend.« Schon als Jugendlerner hat er sich sozial in einem Jugendclub engagiert und

(Illich 1980; Les Convivialistes 2014). Der Kommunitarismus entwickelt die kollektive Verankerung des Menschen über einen sozialen Freiheitsbegriff, der dem individualistischen Ansatz eines libertären neoliberalen Freiheitsverständnisses entgegengesetzt ist (Honneth 1992).

als er nach seiner Rückkehr ins Quartier entdeckte, dass viele alte Bekannte von damals noch dort wohnen, begann er den älteren Nachbar*innen seine Hilfe anzubieten. Er wollte sich für die Mieter*innen einsetzen und ließ sich in den Mieterbeirat der Wohnungsbaugesellschaft wählen. »Warum willst du nicht eigentlich MITWIRKEN, um das auch zu erhalten und gleichzeitig eben weiterzuentwickeln und auch was, nicht nur für mich, sondern auch für die anderen was zu tun.« Doch vom Mieterbeirat war Herr Achims sehr schnell enttäuscht. Es frustrierte ihn, weil in der Gruppe nicht zusammengearbeitet wurde. Die Zusammenarbeit im Nachbarschaftsrat findet er viel produktiver und schöner. »Wie sonne Glocke dadrüber, ist ein gemeinsames Interesse für dieses Gebiet, um dieses zu erhalten [...]« Die Leute kennen das Gebiet oftmals schon so lange wie Achims selbst oder sind bewusst dort hingezogen, weil sie die Ruhe und das viele Grün schätzen. Diese Gruppe motiviert ihn und auch wenn sie noch nicht viel erreicht haben, stärken sie sich gegenseitig in ihrem Tun. Sie engagieren sich ehrenamtlich ohne irgendjemandem verpflichtet zu sein. Der Höhepunkt ist für Herrn Achims das Nachbarschaftsfest. Es ist ein Treffpunkt für das Quartier und die Leute kommen, weil sie sich für ihr Quartier interessieren. Besonders schön fand er beim letzten Fest, dass auch die Senior*innen aus seinem eigenen Haus gekommen sind. »Ich war erstaunt, dass das wirklich, für das erste Mal, [...] wirklich so gut besucht war und dass die Leute eigentlich auch sehr positiv darüber gesprochen haben. [...] UND dass man sich mit den NACHBARN unterhalten konnte und nicht Lieschen Müller aus Tempelhof oder so, die da jetzt vorbeikommt, weil es da eine besondere Bratwurst gibt oder so, sondern Leute, die aus dem Kiez gekommen sind, sogar aus meinem, wo ich gewohnt habe, da kamen so ältere Leute mit'm Rollator und mit denen war so, ACH und JA und ACHSO und was machen Sie denn und so. Also war es war richtig schön. Die Resonanz war auch sehr schön.« Dass die Leute im Quartier zusammenkommen ist für Herrn Achims ein wichtiger Antrieb und er glaubt, dass sich dann auch etwas vom traditionell starken Zusammenhalt des Quartiers auf die Jüngeren überträgt – womit er seine Generation meint.

Die diagonale Resonanzachse

Ein zentrales Anliegen von Hennion bei seiner Auseinandersetzung mit den Amateur*innen des Weintrinkens und des Musikhörens, ist die Betonung, dass auch die beteiligten Objekte eine tragende Rolle im Schmecken spielen und nicht nur als materialisierte Anzeiger für einen milieuspezifischen Geschmack betrachtet werden dürfen (Hennion 2005: 4, 2015: 39f). Auch Hayes-Conroy und Martin benennen explizit – ohne Bezugnahme auf Rosa – die Wichtigkeit einer viszeralen Resonanz auf der Subjekt-Objekt-Achse (Hayes-Conroy/Martin 2010: 275f) die Rosa als diagonale Dimension bezeichnet. Die Stadt als Summe all der sie repräsentierenden Einzelelemente ist vielfältig körperlich erspürbar. Die Gebäude, der Straßenverkehr, die Menschen in den Straßen oder in einer Kneipe. All das

ist Stadt und die Körper der Stadtbewohner*innen sind mittendrin. Als räumliche materielle Ausformung eines Lebensgefühls ist die Stadt ein zentrales Objekt von Resonanzbeziehungen, das körperlich erfahren werden kann. Der Wohnort als Lebensmittelpunkt kann ebenso intensive Resonanzen ermöglichen, wie ein Urlaubsziel. Doch die Aktivitäten der interviewten Stadtmitmacher*innen gehen über das Bewohnen oder Besuchen einer Stadt hinaus. Während das Bewohnen einer Stadt auf vorhandene Resonanzangebote zurückgreift, kann das aktive Bedürfnis an der Gestaltung der Stadt mitzuwirken als Aufsuchen und Erschaffen von Resonanzerfahrungen gedeutet werden. Den Vorgang des aktiven Wechselverhältnisses zwischen den Menschen und der Dingwelt bezeichnet Rosa als *Arbeit* (Rosa 2019: 193ff). Im Sinne der Resonanztheorie *antwortet* das Material auf die *Bearbeitung* durch den Menschen. Mit Hennion gesprochen ist diese Arbeit eine Koproduktion aus Körper und Material. In der Auseinandersetzung mit den widerständigen Produktionsbedingungen der Stadt schreiben sich die Aktiven in die Stadt ein und verändern sie ebenso, wie die Stadt sie selbst verändert. Im Hinblick auf die vorangegangenen Überlegungen zur Körperlichkeit dieser Aktivitäten kann diese Antwortbeziehung zwischen den Stadtmitmacher*innen und der Stadt nur als körperlich vermittelte Beziehung verstanden werden.

Die vertikale Resonanzachse

In seinen Ausführungen zur vertikalen Resonanzachse, das heißt der Beziehung zur Welt als solche, beschränkt sich Rosa auf die Beispiele Religion, Natur und Kunst, während er Politik innerhalb der horizontalen Dimension als Beispiel für zwischenmenschliche Beziehungen verhandelt. Das Buch *Über die Rechtfertigung* von Luc Boltanski und Laurent Thévenot lässt sich mit Rosa auch als Untersuchung zu konkurrierenden vertikalen Weltbeziehungen verstehen. Darin untersuchen die Autoren sechs *Rechtfertigungsordnungen*. Diese stellen tief verwurzelte Argumentationssysteme dar, die beschreiben, wie die Menschen die Welt deuten. Sie sind jeweils von eigenen Denkströmungen geprägt und vermitteln den Menschen ein in sich schlüssiges Verständnis der Welt, auf das sie sich im Moment der Auseinandersetzung in Konfliktsituationen berufen können (Boltanski/Thévenot 2014: 45ff). Da Rosa selbst keinen Versuch unternommen hat, alle denkbaren vertikalen Resonanzsysteme zu erörtern, möchte ich auf die Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot zurückgreifen, die sich meines Erachtens als vertikale Weltbeziehungen lesen lassen. Sie beschreiben ein grundlegendes Verständnis der Welt als Gesamtheit und ermöglichen ihren Anhänger*innen eine vertikale Resonanzerfahrung. Neben der Welt der Inspiration oder des Marktes führen Boltanski und Thévenot die *staatsbürgerliche Welt* an, die auf Rousseau fußend ein demokratisches und kollektiv agierendes *in der Welt sein* begründet (Boltanski/Thévenot 2014: 153ff, 2014: 254ff). Ebenso wie in der von Rosa beschriebene Sphäre der Religion vermögen Riten und Praktiken der staatsbürgerlichen

Welt diese vertikale Resonanzbeziehung körperlich spürbar zu machen. Wird im politischen Handeln die eigene Wirksamkeit erfahren, indem der eigene Beitrag als Teil der kollektiven Willensbildung im Sinne eines demokratischen Aushandlungsprozesses wahrgenommen wird, so lässt sich dies auch als Resonanzerfahrung auf der Achse einer staatsbürgerlichen Weltbeziehung verstehen.

K Für Frau Kubitz ist das Ehrenamt ein zentrales Element der demokratischen Teilhabe. Sie nimmt am gemeinschaftlichen Leben einer Gesellschaft teil, der sie sich zugehörig fühlt: »[...] meine Motivation ist einfach, ich möchte mittun. Ich fühle mich als Teil dieser Gesellschaft.« Sie ist tief davon überzeugt, dass jede*r seinen Beitrag zum Gemeinschaftsleben erbringen sollte, damit alle daran teilhaben können. »Genau, das ist meine moralisch ethische Überzeugung (pocht auf den Tisch). Ja, der Mensch lebt nur, nicht nur für sich alleine. Der Mensch soll – jetzt sind wir bei der ganz großen Moral und Ethik, aber das ist wirklich meine Überzeugung – [...] man muss so leben, dass man sich selber im Spiegel angucken kann.« Dabei betont sie die Kontinuität, die diese Form des Mitwirkens vor und nach der Wende 1989 für sie darstellt. »Aber wir alle Älteren sind doch in der DDR damit groß geworden, dass man sich kümmert! Egal wie! Und hieß das damals schon Ehrenamt? Weiß ich, ja, ehrenamtliche Arbeit, [...] wir haben damals gesellschaftliche Arbeit gesagt.« »Da fällt mir jetzt Karl Marx ein. Kommunistisches Manifest: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedeM nach seinen Bedürfnissen.«« Daraus ergibt sich ein Wechselverhältnis, eine gegenseitige Abhängigkeit von Gesellschaft und Individuum – fast wie ein Vertrag. »Jeder engagiert sich so gut er kann, auch für andere. Das ist ja die Idee vom Ehrenamt. Und die Gesellschaft gibt zurück, indem man den Ehrenamtler unterstützt. Ob das jetzt die Leute sind, die mit anderen zusammen einkaufen gehen oder sich um Obdachlose kümmern oder was weiß ich? Also das Ehrenamt ist schon ganz wichtig, find ich.« Frau Kubitz sieht demzufolge auch die Verantwortlichen in der Politik und Verwaltung in der Pflicht. Doch während stets betont wird, wie wichtig Bürger*innenbeteiligung für städtische Projekte ist, empfindet sie deren Umsetzung im Einzelnen als sehr unbefriedigend. Wenn die Beteiligung der Bürger*innen gewünscht ist, dann muss es auch Spielräume für das Mitwirken geben. Die Einladung zur Partizipation wird konterkariert, wenn die Bürger*innen letztlich vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Noch schlimmer findet sie es, wenn Verwaltung und verantwortliche Vertreter*innen des Bezirks Bürger*innen, die sich einmischen, abweisen oder ignorieren. Aus ihrer eigenen Berufserfahrung in der Verwaltung weiß sie, dass es manchmal lästig sein kann, wenn Bürger*innen Einsendungen schreiben, doch gab es in ihrer Berufspraxis die Regel, dass innerhalb von 14 Tagen zumindest eine Empfangsbestätigung geschickt werden musste. Einen solchen Umgang vermisst Frau Kubitz und betont, dass Bürger*innen wie sie, wenn sie sich für ihre Belange engagieren wollen, »am ausgestreckten Arm, [...] zappeln und verhungern [sollen]« So, als ob die Verantwortlichen hoffen, dass sie

irgendwann resignieren. »Wir resignieren aber nicht! Wir werden immer lästiger werden!« Dabei entsteht eine Wut, die zum Teil in Motivation umgewandelt werden kann, aber auch die Gefahr der Resignation birgt. Im schlimmsten Fall würde wohl auch sie aufgeben, doch dagegen dient der Nachbarschaftsrat als eine Art Schutzraum, denn hier motivieren sich die Aktiven gegenseitig, damit niemand resigniert. In der durch die Ignoranz der Politik verschuldeten Resignation, sieht Frau Kubitz auch einen Grund dafür, dass »populistische Lösungen« so viele Anhänger*innen finden.

Mitmachen als mehrdimensionale Weltbeziehung

Rosa betont, dass die drei Dimensionen lediglich die unterschiedlichen Sphären darstellen, in welchen Resonanzbeziehungen auftreten können. In der Praxis sind die Resonanzachsen eng miteinander verflochten. Die Dimensionen können dabei in Primärbezüge und über diesen vermittelte Bezüge differenziert werden. In der Erwerbsarbeit stellt zum Beispiel die Arbeit beziehungsweise die Aufgabe den Primärbezug auf der diagonalen Achse dar, während die horizontalen Resonanzbeziehungen zu Kolleg*innen und Kund*innen über diesen Primärbezug vermittelt werden. Fällt der Primärbezug weg, können auch andere Resonanzbeziehungen geschwächt werden (Rosa 2019: 339f). Für Stadtmitmacher*innen stellt die Stadt als Wohnort vielleicht den Primärbezug dar, an den sich Kollektive und Projekte koppeln. Nach einem Wegzug steht womöglich das komplette Netzwerk aus Resonanzbeziehungen infrage. Die vier Komponenten der Lebenswelten der Amateur*innen nach Hennion sind ebenso ineinander verzahnt, wie die einzelnen Resonanzachsen sich gegenseitig bedingen.

Rosa differenziert zudem starke und schwache Wertungen, die unser Verhältnis zur Welt ausmachen. Starke Wertungen beziehen sich auf grundsätzliche Werturteile und moralische Vorstellungen, die konstitutiv für unsere Weltbeziehung sind. Mit schwachen Wertungen meint Rosa das affekthafte Begehren des Körpers im Moment. Diese beiden Wertungsdimensionen lassen sich jedoch nicht entkoppeln. Eine Fokussierung auf lediglich eine Dimension birgt die Gefahr, entweder die moralische Orientierung oder die libidinöse Verbindung zur Welt aus dem Blick zu verlieren. Nur in einem ständigen Oszillieren zwischen verschiedenen Resonanzsphären und in der Auseinandersetzung mit den daraus entstehenden Widersprüchen ist die Dynamik der Lebensführung eines Subjektes zu verstehen (Rosa 2019: 231).

Resonanz erscheint auf diese Weise als ein mehrdimensionaler Prozess, der sich sowohl zwischen innerpsychischen Ebenen als auch zwischen leiblichen und geistigen Sphären des Subjekts und schließlich zwischen Selbst und Welt abspielt. Dabei bezeichnet sie nicht einfach einen Zustand der »Übereinstimmung« beziehungsweise der Widerspruchsfreiheit, sondern ein aktiveres, dynamischeres Moment der Begegnung beziehungsweise des wechselseitigen

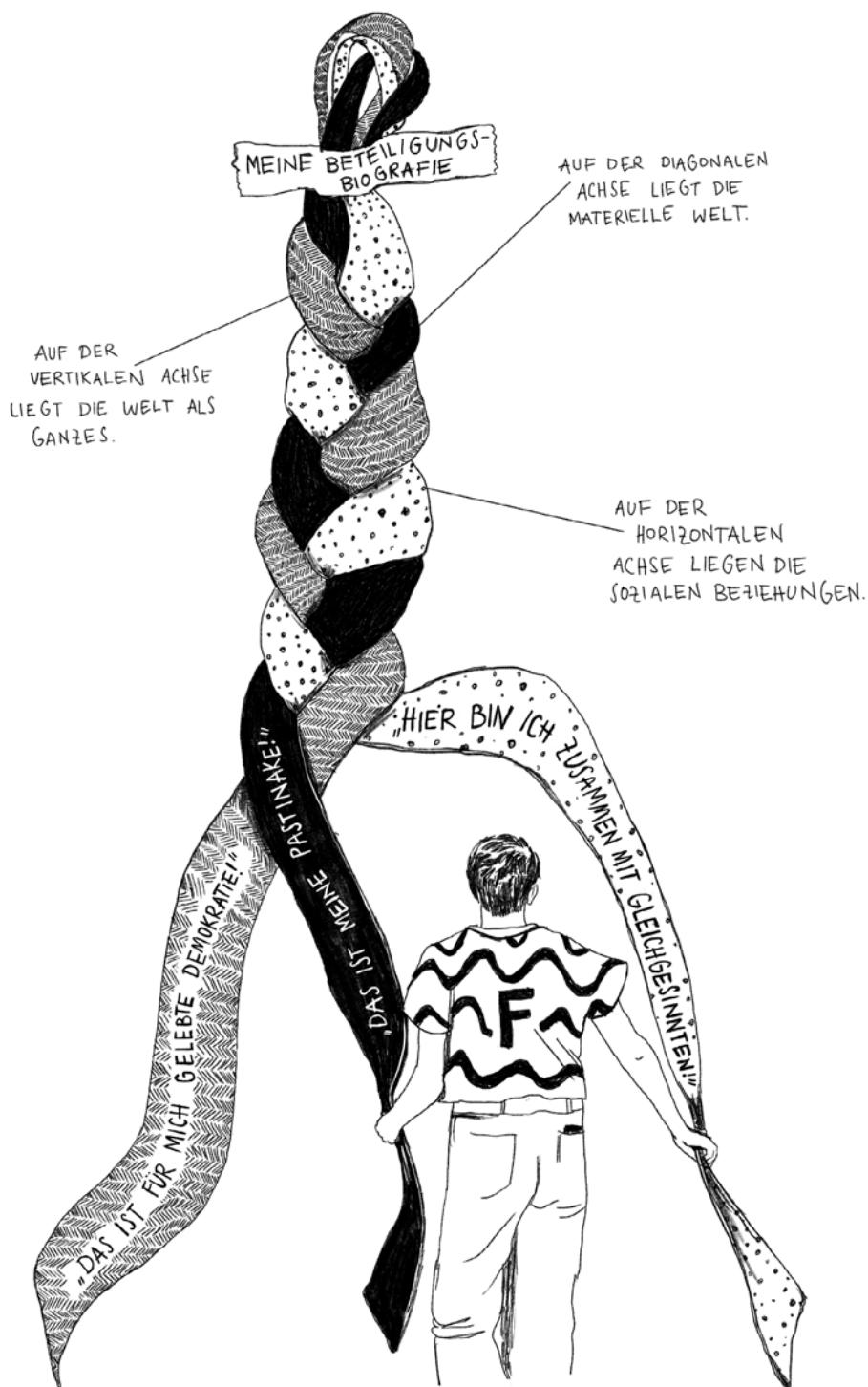
Angesprochenseins: Leib und Geist, Selbst und Welt treten in eine gleichsam *energetisch aufgeladene* Form des Kontakts. (Rosa 2019: 234)

Im selben Sinne wie die Resonanz bei Rosa ist auch die Welt der Amateur*innen bei Hennion im stetigen Fluss. Es gibt keinen Stillstand, sondern sowohl Resonanzphänomene als auch Amateur*innenpraktiken müssen in ihrer Bewegung betrachtet werden. Keinem Aspekt der Lebenswelt der Stadtmitmacher*innen darf weniger Aufmerksamkeit zuteilwerden. Nur im komplexen Geflecht der individuellen und intersubjektiven Weltbeziehungen entsteht das, was wir Stadt nennen.

- F** Der Gemeinschaftsgarten ist für Flora zu einem Lebensmittelpunkt in Berlin geworden. Schon bald nachdem sie in die Stadt gezogen war, suchte sie nach einer Beschäftigung, sodass viele ihrer ersten Sozialkontakte in Berlin über den Garten entstanden sind. So ist dieser nicht nur ein beliebiges Projekt, bei dem sie mitmacht, sondern vielmehr wäre für sie der Garten ohne die daraus gewachsenen Freund*innenschaften, nicht denkbar. Gemeinsam haben sie etwas aufgebaut und tragen nun auch zusammen die Verantwortung dafür. Das hat die Gruppe zusammengeschweißt und auch außerhalb des Gartens treffen sie sich, gehen tanzen oder ein Bier zusammen trinken. Mit diesen Menschen kann Flora spannende Diskussionen führen und sie schätzt die verschiedenen Perspektiven von Leuten, denen sie vertraut. Ohne den Garten wären ihr viele Einblicke in das Leben in Deutschland und in die deutsche Gesellschaft verwehrt geblieben. Für Flora liegt eine große Stärke von Gartenprojekten darin, dass nicht nur diskutiert, sondern direkt gehandelt wird. In der Kerngruppe wissen alle, dass sie immer in den Garten gehen und etwas machen können, gerade dann, wenn sie voneinander genervt sind und sich in einer Diskussion verrannt haben. Als Gruppe haben sie im Garten allerdings die Erfahrung gemacht, dass dieses direkte Machen und die Verantwortung, die sie als Kerngruppe tragen, viele eher abschreckt. Die Möglichkeiten sich als Bürger*in einzubringen erfordern oft viel Zeit- und Energieressourcen, so Flora. »Man muss sich wirklich reinstecken« und sich ausreichend Kenntnisse aneignen, um mitmachen zu können. Auch Flora findet oft nicht die Zeit in den Garten zu gehen, aber da es mittlerweile genügend andere Leute gibt, die sich kümmern, kann sie sich mit halbwegs gutem Gewissen etwas zurücknehmen. Der Garten ist ein Angebot an Interessierte, sich auszuprobieren und dabei ganz direkt den Raum zu gestalten. Flora findet es wichtig, dass es solche Angebote zur Teilhabe in der Stadt gibt und hat sich bereits in ihrer Abschlussarbeit im Landschaftsarchitekturstudium mit Gemeinschaftsgärten beschäftigt. »Gemeinschaftsgärten sind so eine politische Aussage. [Sie] sind [...] ein soziales Projekt, wo Leute, alle Leute zusammenkommen können, theoretisch, [...] UND man kann gleichzeitig den Raum gestalten und das, das ist halt der Landschafts-, [...] Objektgestaltungsteil davon. Und ähm, deshalb hab' ich mir gewünscht auch Teil von so

einem Projekt zu sein, um selber zu erfahren, wie das funktioniert und halt, wie Leute miteinander interagieren. Und wie [...] kommt man zu einem Konsens oder wie löst man einen Konflikt [...?]« Dafür ist es für Flora nicht nötig, einen Verein zu haben und Strukturen festzulegen. Viel wichtiger sei es, dass sich die Akteur*innen gegenseitig vertrauen. Das gilt ihrer Meinung nach auch für die Schule, auf deren Grundstück der Garten liegt. Nur wenn alle gemeinsam etwas aufbauen wollen und ihre Bedenken und ihre Bedingungen nachvollziehbar erklären können, kann so ein Projekt funktionieren. Flora findet es toll, bei einem Projekt mitmachen zu können, in dem Leute zusammenkommen, um gemeinsam aktiv zu werden, statt über ihre Differenzen zu streiten. »[...] die Freiheit zu haben, dass zu tun und auch noch die Möglichkeit zu haben es selber zu [machen], also [...] dass es Wirklichkeit wird. Dass man nicht nur nach etwas wünscht, dass sehr abstrakt ist, sondern dass es tatsächlich TUT. (kichert) Ich glaub, (unv.) die Leute haben schon das Bedürfnis, Sachen zu MACHEN. [...] irgendwie dieses Gefühl zu haben, dass sie etwas geschafft haben. Dass sie irgendwie ein Foto zeigen können, zu den Freunden: »Schau mal, das ist meine Pastinake!«

Die mehrdimensionale Resonanzstruktur des Stadtmitmachens führt auch körperlich zu einem mehrdimensionalem Wahrnehmungsspektrum. Die Wahrnehmung von Resonanz in sozialen Beziehungen ist anders als die bestätigende Erfahrung, wenn Aushandlungsprozesse das eigene Gesellschaftsbild stärken. Der Körper steht dabei im Zentrum eines jeden Stadtmitmachens. Die Stadt zu schmecken heißt, sie zu spüren, sie körperlich wahrzunehmen. Das geschieht gemeinsam mit Anderen, immer vielfältig verwoben im Gewebe der Stadt und verankert in einem grundsätzlichen Verständnis der Welt. Diese Dimensionen lassen sich mit den von Hartmut Rosa entwickelten Resonanzachsen analysieren. Die horizontale Achse beschreibt die zwischenmenschlichen Beziehungen, die diagonale die Objekt-Subjekt-Beziehungen und die vertikale Achse die Beziehung zu einer Idee von der Welt als Ganzes (Rosa 2019: 329ff). Der Körper muss dabei als Gesamtheit aus sozial vermittelten Kompetenzen und Erfahrungen verstanden werden, die sich in gewissem Maße als körperliche Wahrnehmungen in das Unterbewusste einschreiben und somit als biologisch erscheinen. Um diesen Dualismus aufzulösen, schlagen Hayes-Conroy und Martin den Begriff des *Viszeralen* für die Einheit von Körper und Verstand als biosozialen Komplex vor. Besonders hervorzuheben ist der Moment des Schmeckens als der Moment, in dem die Reflexion über die eigene körperliche Wahrnehmung erfolgt. In diesem Moment wird die eigene körperliche Wahrnehmung als veränderlich empfunden. Hierin liegt ein wichtiges Transformationspotential (Hennion 2015: 50; Rosa 2019: 269ff), denn es ist der Moment, an dem das eigene Handeln als wirksam erfahren werden kann. Für das Mitmachen ist die Feststellung der eigenen Selbstwirksamkeit zentral, denn das Mitmachen ist immer auf das Mitwirken am Gesamten gerichtet.



2.3 Mitmachen braucht Resonanz

Viele Menschen beteiligen sich, um die Stadt zu verändern in der sie leben. Ich wollte genauer verstehen, was diese Menschen machen und warum sie das tun. Die von Antoine Hennion entlehnte praxistheoretische Akteur*innenperspektive hat deutlich gemacht, dass es nicht ausreicht nach ihren Zielen zu suchen, um ihre Motivation verstehen. In meinen Interviews hat sich gezeigt, dass das Mitwirken selbst zum Ziel wird. Herr Achims engagiert sich für seine Nachbar*innen im Quartier, weil er den Zusammenhalt wichtig findet. Robert streitet für Künstler*innenateliers und Orte der Kultur als wichtige Freiräume in der Stadt. Und Flora will gemeinsam mit anderen einen Ort zum Mitmachen schaffen. In allen Fällen sind die Beweggründe für das Engagement in der Biografie verankert. Nach Hennion ist diese Verankerung keine soziale Determination des Milieus, wie sie Bourdieu (laut Hennion) womöglich beschrieben hätte, sondern sie ist das Resultat einer individuellen libidinösen Auseinandersetzung im relationalen Wechselspiel von vier Elementen: das geschmeckte Objekt, die Rahmenbedingungen, das Kollektiv und der schmeckende Körper (Hennion 2005: 4). Ich habe diese vier Elemente auf den Kontext der Stadtmitmacher*innen übertragen und daran die Praxis des Partizipierens durchdekliniert. Die Stadt, das Gewebe der Stadt sowie die Kollektive und die Körper der Stadtmitmacher*innen bilden ein Gerüst, in dem die Praxis des Mitmachens in ihrer Vielschichtigkeit und Relationalität nachgezeichnet werden kann. Dabei habe ich architektursoziologische Perspektiven mit praxistheoretischen und körpersoziologischen Ansätzen verknüpft. Hier ist vor allem das Resonanzkonzept von Hartmut Rosa (Rosa 2019) für das Verständnis von Partizipation in den Vordergrund gerückt. Nicht nur die Suche der Subjekte nach einer resonanten Weltbeziehung, sondern auch die Resonanzen zwischen den Individuen und der Stadt haben ihren Einfluss auf das Tun der Stadtmitmacher*innen.

Dabei habe ich gezielt die Perspektive der Bürger*innen untersucht, die bisher eine Leerstelle der Forschung zu Partizipationsprozessen darstellte (Gribat/Lutz 2018). Mit einem subjektzentrierten offenen Forschungsdesign konnten die Tätigkeiten der partizipierenden Akteur*innen unabhängig von deren Beteiligungsformaten oder Protestformen betrachtet werden. Das Engagement der Einzelnen ist tief in deren Lebenswelten verankert und nie unabhängig von Sozialisation, Ressourcen, Lebensbedingungen und sozialen Netzwerken. Die qualitativen Inter-

views (Kaufmann 1999) ermöglichen, dass die Informant*innen ausführlich über diese Aspekte reflektieren und berichten konnten. Dabei bot das Amateur*innenkonzept nach Hennion die notwendige Grundlage für das lebensweltliche Verständnis des freizeitlichen Engagements, das eine ergebnisoffene Forschung im Sinne einer *Grounded Theory* erst möglich machte. [→ Methodischer Zugang, S. 142](#)

Was ist also Partizipation?

Betrachtet man Partizipation als freizeitliches Engagement im Sinne einer Hobbytätigkeit von Amateur*innen, zeigt sich, wie vielseitig und individuell die Zugänge der einzelnen Akteur*innen jeweils sein können. Die *Stadt* ist an sich schon ein komplexes System, das Forscher*innen seit Jahrhunderten zu beschreiben versuchen. Die Stadt ist weder alleinig auf die gebaute *ville* reduzierbar, noch mit dem ausschließlichen Fokus auf die soziale, gelebte *cité* zu erfassen (Sennett 2018). Sie wird stets in der dynamischen Interaktion beider (re-)produziert und ist somit die fluide und situative (Ko-)Produktion aller Handlungen der Stadtbewohner*innen, Benutzer*innen und Besucher*innen mit der Stadt, die sie tagtäglich beleben. [→ Stadt, S. 160](#) Dabei tritt nie die Stadt als Ganzes in der Interaktion auf, sondern alle städtischen Praktiken agieren tief verwoben im *Gewebe der Stadt*. [→ Gewebe, S. 170](#) Die Stadt interagiert mittels ihrer Promenaden mit der Flaneur*in, mittels ihrer Bars mit den Trinker*innen und nicht zuletzt mittels ihrer Institutionen mit den Bürger*innen. Dabei ist entscheidend, welche Wissens-, Sprach-, Zeitressourcen und Energien die Bürger*innen aufbringen können, um an der Produktion der Stadt aktiv teilzuhaben. Während einige den Einladungen zu offiziellen Bürger*innenbeteiligungsveranstaltungen folgen, organisieren andere ihre Teilhabe in Form von Protesten oder Aktionen selbst (Cornwall 2008). Doch immer sind die Bürger*innen letztlich auf eine Kooperation mit den Institutionen der Stadt angewiesen, die sie mit verschiedensten Strategien zu erreichen versuchen. Dazu verb  nden sich die Bürger*innen zu *Kollektiven von Stadtmitmacher*innen*. [→ Kollektive, S. 187](#) Ebenso wie die Stadt im Kollektiv kennengelernt und benutzt wird, ist es unabdingbar, sich mit anderen zu vernetzen, um mitwirken und verändern zu können. Das Mitmachen an der Stadt bedeutet am Aushandlungsprozess teilzuhaben, der zukünftiges Zusammenleben gestaltet. Doch die Zusammenarbeit erfolgt nicht einfach aufgrund gleicher Interessen, sondern diese sind erst das Ergebnis mehr oder weniger aufwendiger Harmonisierungsprozesse innerhalb der Gruppen. [→ Einschwingen, S. 193](#) Um als Gruppe agieren zu können, ist es wichtig, dass grundlegende Ansichten abgestimmt werden und eine gemeinsame Stimme entwickelt wird. Oftmals erfolgt die Aushandlung innerhalb einer Kerngruppe, die die Organisation stabilisiert und weitere Akteur*innen einlädt mitzumachen; unter der Voraussetzung, dass sie sich den

Grundsätzen anschließen können. [→ »Fünf ist Trümpf«, S. 197] Letztlich ist es dabei eine körperliche Reaktion, welche Aktivitäten und Formate sich jeweils richtig anfühlen. [→ Körper, S. 207] Die *Körper der Stadtmitmacher*innen* suchen nach resonanten Momenten, in denen sie sich selbst in der gemeinsamen Tätigkeit wiederfinden können. Dabei reagieren sozialisierte und trainierte Kompetenzen und Wertvorstellungen auf die Angebote der Mitwirkung und bewerten, ob eine eigene Selbstwirksamkeit zu erwarten ist. [→ Selbstwirksamkeit, S. 216] So entsteht die Stadt als Resultat aus der Koproduktion der Körper mit der Stadt selbst, welche sich den Einzelnen als vielfältiges Gewebe von gebauter Umwelt, Institutionen und nicht zuletzt aktivistischer Kollektive zeigt, in dem die Stadtmitmacher*innen nach Selbstwirksamkeit suchen. Doch die Stadt ist komplexer als der Wein bei Hennion. Sie ist als Gesamtes das geschmeckte Objekt, besteht aber sowohl aus den verwobenen Strukturen und Institutionen als auch aus den Kollektiven, spricht den schmeckenden Körpern. Frau Kubitz ist selbst Teil der Stadt, wenn sie sich im Nachbarschaftsrat engagiert und versucht Veränderungen zu erwirken, die das Leben in ebenjener Stadt für sie und ihre Nachbar*innen verbessern.

Ich möchte abschließend drei grundsätzliche Aussagen formulieren, die ich aus der Beschäftigung mit den aktiven Subjekten der Partizipation, den Stadtmitmacher*innen entwickelt habe. Sie ergänzen das Verständnis von Partizipation in der Stadtentwicklung und weiten den Blick für die vielfältigen Tätigkeiten der Stadtmitmacher*innen. Das Partizipieren im hier erörterten Sinne ist die subjektive Praxis des Mitwirkens an der (Re-)Produktion der Stadt. Ich möchte hervorheben, dass (1) (fast) alles Handeln in der Stadt als Mitmachen zu betrachten ist. Dabei ist Mitmachen in der Stadt immer (2) individuell und gleichzeitig (3) kollektiv. Diese Grundsätze erläutere ich auf den nächsten Seiten, da sich daraus Ansatzpunkte für weiterführende empirische Studien im Forschungsfeld, für die Weiterentwicklung der Gestaltung von Partizipationsprozessen sowie für den Diskurs zur Teilhabe an derartigen Verfahren ergeben.

(Fast) alles Handeln ist Mitmachen

Die hier untersuchten Formen der Partizipation repräsentieren nur einen kleinen Teil des Spektrums, das sich mit Hennions Amateur*innenkonzept als Praxis des Mitmachens an der Stadt betrachten lässt. Wird die Produktion der Stadt nur als professionelle Stadtentwicklung verstanden, ist der Blick auf alltäglichere Praktiken versperrt, die ebenso die Stadt gestalten. Auch das gesellige Zusammensein in Bars oder das Spaziergehen auf der Promenade schaffen Räume und warum sollte nicht auch das Sprühen von Graffiti als bewusster Akt der Raumproduktion verstanden werden? Der Moment der Aufmerksamkeit, in dem reflektiert wird, wie sich die Stadt anfühlt und wie diese Sinneseindrücke entstehen, ist Teil der alltäglichen Benutzung der Stadt. Man kann im Anschluss an performative

und relationale Raumtheorien auch sagen (de Certeau 1988; Löw 2001), dass jedes Agieren im (Stadt-)Raum als Stadtproduktion und demnach als Partizipation zu verstehen ist. Doch jede Stadtnutzer*in benutzt die Stadt anders, bezieht andere Objekte und Personenkreise in ihre Stadt mit ein und lässt andere außen vor. Diese Bezüge überschneiden sich ständig, wenn zum Beispiel unterschiedliche Personen mit unterschiedlichen Fahrzielen in der gleichen U-Bahn sitzen. Die Stadt ist ein lebendiges heterogenes Nebeneinander verschiedenster Lebenswelten und gleichzeitig immer ein Miteinander und das Resultat aller Handlungen.

Dachte ich anfangs, dass ich angesichts der vorherrschenden Diskurse über Partizipation bereits ein breites Spektrum an Beteiligungsformen in meine Untersuchung aufnehmen, so muss ich abschließend feststellen, dass auch ich nur ein sehr eingeschränktes Bild davon eingebracht habe, was Mitmachen bedeutet. Alle Interviewpartner*innen interagieren mit den Institutionen der Stadt, das heißt der Stadtverwaltung oder mit ihr verbundenen Partner*innen. Warum verstehen viele Akteur*innen – mich eingeschlossen – meist nur diese Interaktionen als Partizipation, obwohl viele Stadtnutzer*innen täglich ihre Stadt gestalten, ohne dabei mit der Institution Stadt zu interagieren. Partizipation an der Stadt – in diesem breiteren Verständnis – lässt sich nicht einladen oder verhindern, sondern sie geschieht ständig.

Im Gegensatz zum Weintrinken, das ein frei gewähltes gustologisches Spezialgebiet darstellt, an dem viele Menschen nicht teilhaben (wollen), ist jeder Mensch notwendigerweise Bewohner*in der Stadt – im umfassenden Verständnis von Stadt als gesamter gebauter Umwelt (Rossi 1984: 34f) – und somit grundsätzlich auch Koproduzent*in der Stadt. Die Frage ist vielmehr, wer mit wem kooperiert und wer jeweils ausgeschlossen wird. Wenn der Partizipationsbegriff nur auf die institutionelle Teilhabe verengt wird, wird das Engagement von Gruppen unsichtbar gemacht, denen ohnehin schon kein niederschwelliger Zugang ermöglicht wird. So werden beispielsweise informelle Netzwerke nicht als Beteiligung begriffen, obwohl sie das Zusammenleben in vielen großstädtischen Bezirken entscheidend prägen (Twickel 2013: 9ff).

Mitmachen ist individuelles Handeln

Aus den für diese Arbeit geführten Interviews wird deutlich, dass jede Aktivität immer eine individuelle Entscheidung ist. Durch den Fokus auf die einzelnen Partizipierenden als aktive Subjekte wurden individuelle Beteiligungsbiografien erkennbar. Die Grenzen zwischen initiativer und eingeladener Beteiligung sind darin fließend, denn je nach Situation, Zielstellung und Verfügbarkeit von Ressourcen nehmen die Akteur*innen an verschiedenen Formaten teil. Wird Partizipation zudem als körperliches Handeln im Sinne eines biosozialen viszeralen Ansatzes verstanden (Hayes-Conroy/Martin 2010), dann geschieht jedes Engagement auch in einem Kontext multidimensionaler Resonanzen. → Resonanzachsen, S. 219

Um die individuelle politische Teilhabe aus der Bürger*innen zu differenzieren, kann der *Capabilities Approach* von Amartya Sen helfen. Er unterscheidet zwischen den tatsächlichen Aktivitäten der Akteur*innen (*functionings*) und ihren theoretischen Möglichkeiten (*capabilities*). Die Capabilities sind dabei als Gesamtheit der angeborenen, der erlernten, der materiellen, der sozialen und der kulturellen Kompetenzen zu verstehen (Abel/Schori 2009). Es lässt sich im Anschluss an diese Arbeit aber auch die Einschätzung der Bürger*innen als Differenzierungsmöglichkeit in dieses Modell einbetten. Entscheidend für die Teilhabe ist, ob theoretisch verfügbare Capabilities tatsächlich als Möglichkeiten zur Mitwirkung – sprich als Selbstwirksamkeitserwartungen nach Hartmut Rosa – empfunden werden. Flora hat als Planerin durchaus die kulturellen Kapazitäten, um sich an geladenen Beteiligungsprozessen zu beteiligen. Allerdings erachtet sie dieses Engagement für sich als sinnlos, da sie daran glaubt auf diesem Wege etwas verändern zu können. Selbstwirksamkeitserwartungen sind dann eine individuelle Bewertung der Capabilities auf Grundlage der Weltbeziehung und der körperlichen Wahrnehmung. Sie sind die tatsächlich als Handlungsspielraum wahrgenommenen Möglichkeiten der Einzelnen sich selbst einzubringen (Rosa 2019: 269ff), der Bereich, in dem die Handelnde* glaubt wirksam werden zu können. In diesen Bereich hält sie ein resonantes Antwortverhältnis für möglich. Diese Einschätzung zu den Resonanzerwartungen ist entscheidend für die Beurteilung, ob ein Engagement lohnenswert erscheint oder nicht. Die Selbstwirksamkeitserwartungen könnten demnach eine sinnvolle Ergänzung für die Bewertung der politischen Teilhabemöglichkeiten im Capabilities Approach darstellen und die individuelle und körperliche Bedingtheit von Partizipation in die Betrachtung einbeziehen (Klaftt 2025). → Partizipierende als aktive Subjekte, S. 136

Mitmachen ist kollektives Handeln

Während jedes Handeln individuell ist, findet es als Handeln in der Stadt immer im gesellschaftlichen Kontext statt. Die Stadt wird *immer* von *allen* zu dem gemacht, was sie ist. Werden dann überhaupt Gruppen exkludiert, wenn doch ohnehin alle an der Stadt partizipieren? Das Mitwirken an Aushandlungsprozessen zur Gestaltung städtischen Zusammenlebens findet in vielen losen oder organisierten Gruppen statt. Hier werden Ansichten und Haltungen entwickelt, ausgetauscht und neu ausgerichtet. Für eine kollektive Handlungsfähigkeit ist es unabdingbar eine gemeinsame Haltung zu finden, die als Standpunkt der Gruppe nach außen getragen werden kann und so eine gemeinsame Wirksamkeit erzeugt. Dabei sind Kollektive notwendigerweise ausgrenzend, denn sie müssen Akteur*innen ausschließen, die zu unterschiedlich sind, um in die gemeinsame Haltung einbezogen zu werden. → Was, wenn jemand nicht passt?, S. 199

So findet vieles in abgeschlossenen Resonanzräumen statt. Ohne Austausch und Aushandlung negieren sich gegensätzliche Ansätze verschiedener Kollektive. Finden die Kollektive keine Möglichkeiten diese Konflikte konstruktiv zu bearbeiten, geht viel Energie für einen fragilen Gesamtzustand mit konkurrierenden Positionen verloren, während die Entwicklung des Quartiers stagniert. In dieser Situation ist lediglich die Interaktion innerhalb der eigenen Gruppe befriedigend, während die äußere Welt mit Misstrauen betrachtet wird. Eine solche Zersplitterung könnte im Extremfall das alltägliche Miteinander in der Stadt infrage stellen. Daher ist es nötig *interkollektive* Kooperationen zu stützen und bei der Aushandlung zu begleiten. Die grundlegende Aufgabe von öffentlichen Partizipationsprozessen muss die Stärkung von Zusammenarbeit verschiedener Gruppierungen untereinander sein, um die Aushandlung eines gesamtgesellschaftlichen Ansatzes zu erreichen. Es ist dabei nicht entscheidend, wie ausbalanciert das Ergebnis am Ende zwischen den ursprünglichen Positionen ist. Die gemeinsame Arbeit ermöglicht ein Verständnis für gegensätzliche Positionen auf dem eine respektvolle Kooperation entstehen kann.

Das Ziel öffentlicher Beteiligungsprozesse muss die *intersubjektive* und *interkollektive* Kooperation sein, denn die Stadt ist ja das Gemeinsame aller! Dabei ist insbesondere auf die Integration marginalisierter Gruppen zu achten, während die Wirkmacht rein ökonomischer orientierter Akteur*innen ausbalanciert werden muss. Diese wirken im großen Maßstab an der Gestaltung der Stadt mit, beteiligen sich jedoch nur selten an den Aushandlungsprozessen partizipativer Verfahren. Diese Dysbalance gefährdet demokratische Entscheidungsprozesse und die Resonanzexpectationen der Bürger*innen.

Wer partizipiert nicht?

Eine Frage aus dem Einleitungsteil der Mitmacharbeit war nicht im Fokus des Forschungsdesigns, stellt jedoch einen zentralen Problempunkt für die Gestaltung von Partizipationsprozessen dar: welche Menschen nehmen weder an eingeladenen noch an selbst mobilisierten Beteiligungsprozessen teil und warum? Die sechs Befragten dieser Untersuchung sind jeweils auf ihre Art und Weise sehr engagiert und meist in verschiedene Prozesse eingebunden. Sie müssen als privilegiert verstanden werden, denn sie können sich selbst auf vielen Ebenen im gesellschaftlichen System wiederfinden und eigene Handlungsspielräume für sich erschließen.⁴³ Dabei hat insbesondere das Resonanzkonzept von Hartmut Rosa

43 Fünf der sechs Interviewpartner*innen haben einen akademischen Hintergrund. Sie sind Teil der weißen Mehrheitsgesellschaft, wobei Flora, die als Erwachsene nach Berlin zog, als Teil einer international vernetzten akademischen Community gesehen werden kann. Drei Interviews führte ich mit Personen, die über viele Jahrzehnte, zum Teil mit Unterbrechungen, in der

aufzeigen können (Rosa 2019), wie entscheidend Resonanz Erfahrungen für die Ausrichtung und Motivation zur Teilhabe sind. Im Interview mit Michael deutet sich hingegen an, was passiert, wenn einzelne Resonanzachsen verstummen. Ohne Resonanz finden die Akteur*innen keinen Anschlusspunkt für eigenes Handeln und eine Beteiligung in einer Gruppe, bei der das Resonanzgefühl fehlt, scheint nicht möglich. Führt man diesen Gedanken weiter, kommen weitere Aspekte in den Blickpunkt, die sich von Rosas drei Resonanzachsen herleiten lassen (Rosa 2019: 331ff). Fehlt der Bezug zum demokratischen Gesellschaftsbild, zum gesellschaftlichen Kollektiv oder zum Ort verstummen die Resonanzachsen. Das ist nicht allein auf fehlende Ressourcen und Kapitalien der Akteur*innen zurückzuführen, sondern auf die Qualität ihrer Weltbeziehungen.⁴⁴ Fehlen Resonanzen auf diesen Achsen, werden mögliche Aktivitäten nicht als resonant wahrgenommen und keine Selbstwirksamkeit erwartet. Damit kann jedes Handeln sinnlos erscheinen. Doch was machen Menschen dann?

Das unkooperative Ich

Richard Sennett umreißt in seinem Buch *Zusammenarbeit* die Faktoren, die in der modernen Gesellschaft die Kooperation zwischen Menschen schwächen. Unter anderem beschreibt er einen individuellen Rückzug aus den komplexen Strukturen der gesellschaftlichen Interaktion als *unkooperatives Ich* (Sennett 2012: 241). Er leitet diese Form der Individualisierung aus der Angst davor ab, in Situationen zu geraten, in denen man sich unwohl fühlt und eine aufgezwungene Rolle ausfüllen muss. Wir bewegen uns je nach Kontext in ganz unterschiedlichen sozialen Rollen, als Kind, als Mitarbeiter*in, als Elternteil oder als Mitglied eines Sportteams (Dahrendorf 1968: 128ff). Passt diese Rolle nicht zur eigenen Persönlichkeit oder zwingen Vorurteile und Ausgrenzung eine fremde Rolle auf, muss eine Maske aufgesetzt werden – man spielt die Rolle, anstatt sie als Teil des selbst auf-

Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt wohnen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich alle als Teil der demokratischen Gesellschaft der Bundesrepublik sehen und mit Abstrichen auch als Teil der Nachbar*innenschaft des untersuchten Quartiers.

- 44 Beispielsweise verlieren geflüchtete Menschen viele ihrer etablierten Resonanzbeziehungen, sodass sie sich an ihrem neuen Wohnort neue Resonanzachsen aufbauen müssen. Dabei müssen sie sich nicht nur mit einer neuen Gesellschaft und ihrer neuen Rolle auseinandersetzen, sondern auch mit traumatisierenden Erlebnissen auf der Flucht und mit Diskriminierungserfahrungen (Bayat 2025). Diese schreiben sich tief in den Körper ein und bestimmen ihre Selbstwirksamkeitserwartungen und ihre Weltbeziehung. Auf dem Weg zu mehr Mitwirkung von Menschen mit Flucht- oder Einwanderungserfahrung müssen tiefe gesellschaftliche und bürokratische Denkfehler überwunden werden, die strukturell in der Migrationspolitik verankert sind und weiterhin reproduziert werden (Ullrich 2025). Derartige strukturelle Probleme haben Einfluss auf die Resonanzachsen und lassen sich für viele Gruppen und Milieus beschreiben.

zunehmen. Das kann dazu führen, dass Situationen vermieden werden, in denen man nur mit Maske teilnehmen kann. Das mündet in einer selbst gewählten Isolation, die weniger von Verlust als von der Erleichterung geprägt ist, sich vor den unangenehmen Zwängen der Interaktion in Sicherheit gebracht zu haben. Dieser bewusste Rückzug führt jedoch zu einem Ausblenden anderer Menschen und einer Selbstbezogenheit, die Sennett als Selbstzufriedenheit beschreibt. Die Verkopplung aus Überbetonung der eigenen Bedürfnisse und der Zufriedenheit mit einer begrenzten Weltbezogenheit ermöglichen es dem Individuum der Angst zu entkommen, mit der unkalkulierbaren Außenwelt interagieren zu müssen und die Isolation als Abwesenheit dieses Chaos' genießen zu können. Für Sennett ist die moderne Gesellschaft ein Motor dieser Entwicklung hin zu einem *unkooperativen Ich*, das Kooperationen aus dem Weg geht und die Auseinandersetzung mit anderen scheut (Sennett 2012: 250ff).

Liest man diese Herleitung mit Hartmut Rosa, lässt sich die Angst vor der Notwendigkeit einer Maske auch als Angst vor Resonanzlosigkeit interpretieren. Mit einer Maske wird lediglich eine Schwingung gespiegelt und vorgetäuscht; ein tatsächliches Antwortverhältnis kann nur entstehen, wenn die Maske abgenommen wird. Demnach besteht ein Zusammenhang zwischen fehlender Resonanz in gesellschaftlicher Interaktion und dem Rückzug auf die individuellen Bedürfnisse, um Auseinandersetzungen über widerstreitende Ansichten zu entgehen. Das bedeutet aber, dass Menschen auch Interaktionen vermeiden, die resonant sein könnten. Die Figur des *unkooperativen Ichs* zweifelt an, dass es sich lohnt, sich mit der Außenwelt auseinanderzusetzen, da keine Resonanz erwartet wird und eine Interaktion daher unnötigen Aufwand bedeutet. Sie verzichtet also von sich aus auf Resonanz und entfremdet sich von ihrem Umfeld.

Gibt es eine unkooperative Gesellschaft?

Resonanz hat immer zwei Seiten. Das *unkooperative Ich* reagiert auf eine repulsive Gesellschaft. Sein biosozialer viszeraler Körper hat Entfremdungserfahrungen gemacht und ihm fehlt die Energie, sich Resonanz zu erarbeiten. So können beispielsweise Ausgrenzung und Rassismus dazu führen, dass er sich nicht als Bestandteil des gesellschaftlichen Kollektivs betrachtet (Ullrich 2025). Auch die Interaktion mit den materiellen Dingen, die Rosa als Arbeit beschreibt (Rosa 2019: 393ff), kann entfremdet sein. Der Bezug zum Ort, an dem man lebt kann verloren gehen, weil man ihn sich nicht aussuchen konnte. In Verdrängungsprozessen (wie beispielsweise Gentrifizierung) verlieren Menschen Orte, an denen sie sozial verankert waren.

Partizipationsverfahren, zu denen Menschen eingeladen, aber nur gewünschte Formen der Mitarbeit zugelassen werden, sind nicht dazu geeignet, einen resonanten Dialog zu erzeugen. Die Einlassungen der Bürger*innen werden nur aufgenommen, wenn sie in das vorgesehene Schema passen. Die Kooperation

wird von diesem asymmetrischen Verhältnis geprägt und bleibt distanziert.⁴⁵ Aus der Perspektive des *unkooperativen Ichs* führen sie lediglich zur Bestätigung der Erwartung, dass sich der Aufwand nicht lohnt. Die fehlende Resonanz führt zu einem erneuten, beziehungsweise weiteren Rückzug. In diesem Sinne sind unresonante eingeladene Teilnehmungsformate sogar kontraproduktiv für die Kooperationsbereitschaft. Es scheint unmöglich, aktiv zu werden, wenn man davon ausgehen muss, dass die eigene Stimme ungehört verhallt. Ohne Selbstwirksamkeitserwartungen gibt es keine Beteiligung, denn nur mit der Erwartung, dass das eigene Handeln etwas bewirkt – im besten Fall ein vibrierender Draht entstehen kann – macht es Sinn, sich einzumischen. Muss von vornherein davon ausgegangen werden, dass eine eigene Initiative reaktionslos verpufft, ist es sehr schwer, überhaupt zu Handeln.

Resonanz ist als Antwortverhältnis immer von beiden Interaktionspartner*innen abhängig. Bietet die Gesellschaft keine responsive Andockstelle für das Individuum an, verstärkt dies Entfremdungserfahrungen. Partizipationsangebote sind für potenzielle Beteiligte mit einer Überwindung verbunden. Finden sie beispielsweise eine Einladung zu einer Informationsveranstaltung zu einem Bauvorhaben in der Nachbar*innenschaft in ihrem Briefkasten, müssen sie zunächst die Zweifel, ob ihr Aufwand sich lohnen wird, beiseite schieben und ihren Körper zur Veranstaltung bewegen, ohne genau zu wissen, ob ihre Hoffnungen auf einen guten Austausch erfüllt werden. Wenn sie sich entschieden haben, teilzunehmen, müssen sie sich in das präsentierte Projekt hineindenken, obwohl sie womöglich sprachlich und fachlich überfordert werden. Dabei ist nicht immer eindeutig, was das Projekt mit ihrer Lebenswelt zu tun hat. Alle Bürger*innen haben einen anderen Bezug und andere Gründe, warum sie zur Veranstaltung gegangen sind. Sie müssen sich auf die Veranstaltung einlassen, was Arbeit an sich selbst bedeutet.

Für eine resonante Veranstaltung braucht es jedoch auch die Bereitschaft zu dieser Arbeit an sich selbst von Seiten der Verantwortlichen. Sie müssen nachvollziehbar kommunizieren und anerkennen, welchen Aufwand es für die Teilnehmer*innen darstellt, sich zu überwinden und die Veranstaltung zu besuchen. Gelingt dies nicht, spürt keiner der Anwesenden Anerkennung oder Resonanz und die Veranstaltung hat nicht nur keine Kooperation hergestellt, sondern in den Besucher*innen sowie in den Veranstalter*innen eine negative Erfahrung verankert, die die nötige Überwindung eine weitere Veranstaltung zu organisieren oder zu be-

45 Es wäre sicherlich eine spannende Untersuchung, die für Teilnahmeprozesse verantwortlichen Verwaltungsstrukturen aus organisationssoziologischer Perspektive der Logik des Sennettschen Argumentes des *unkooperativen Ichs* auszusetzen. Es scheint mir ein ergiebiger Forschungsfokus zu sein, das Zögern vor offenen partizipativen Verfahren sowie die Angst und die Unsicherheit vor der Unkalkulierbarkeit solcher Prozesse zu untersuchen. Die hier vorliegende Arbeit fokussiert jedoch auf die Akteur*innen des Mitmachens.

suchen noch größer werden lässt. Beteiligung ist für die Teilnehmer*innen Arbeit, die sie in ihrer Freizeit erbringen. Doch auch die Voraussetzungen für Resonanz bereitzustellen ist Arbeit, die von den Verantwortlichen erbracht werden muss. Erst wenn beide Seiten den Aufwand der jeweils anderen Teilnehmer*innen sehen und anerkennen, kann ein kooperativer Austausch auf Augenhöhe stattfinden.

Beteiligung als körperlich erfahrbare Demokratie

Beteiligungsprozesse sind nicht nur Werkzeuge in Planungsverfahren, sondern immer auch lokale und körperlich erfahrbare Politik. Das bedeutet einerseits, dass Resonanz in diesen Verfahren Möglichkeiten der direkten Selbstwirksamkeit eröffnen kann. Andererseits besteht die Gefahr, dass unresonante Formate Zweifel an politischen Prozessen im Großen hervorrufen. In den letzten Jahren kursieren im digitalen Raum der Social-Media-Plattformen immer mehr Gegenerzählungen zur Deutung des politischen Diskurses, die bis zu Verschwörungsmythen reichen. Während die körperlich erfahrbare politische Sphäre der Lokalpolitik inklusive der Beteiligungsprozesse keine Selbstwirksamkeit ermöglicht, werden diese Gegenerzählungen als resonant wahrgenommen. Der Rückzug in resonante Gruppen ermöglicht es den Akteur*innen, sich einzubringen und Selbstwirksamkeit zu erfahren, auch wenn offiziellen Beteiligungsformate dies nicht ermöglichen. Kollektive dienen als Resonanzräume, in denen Einzelpersonen Resonanz-erfahrungen machen und durch die gemeinsame Strukturierung des kollektiven Handelns wirksam werden können. So ist es ihnen möglich zu agieren, auch wenn sie nicht in einen offenen Dialog mit den verantwortlichen Akteur*innen gelangen.⁴⁶ → Resonanz, S. 191 Doch wenn der Widerspruch das Leitmotiv dieser Gruppen ist, endet jede sachliche Reaktion des politischen Systems in der Sackgasse. Diese Proteste richten sich nicht unbedingt auf Sachfragen, sondern sie fungieren als »Schrei nach Antwort« (Rosa 2019: 379). Werden ausdrücklich widerständige Resonanzräume zu einem Zufluchtsort für das unkooperative Ich, wird es immer schwieriger von außen in diese Räume vorzudringen, da sich die Resonanz im Innern explizit durch die Ablehnung der politischen Sphäre speist.

Laut Sennett schafft gerade die gemeinsame Arbeit ein subjektives Band zwischen den Beteiligten. Dies ist nicht notwendigerweise eine starke Resonanz, jedoch eine Grundlage gegenseitigen Respekts, die Kooperation möglich macht

46 Dieser Gedankengang kann weiterverfolgt werden und mit der Kommunikation in den sozialen Medien verknüpft werden, die es dem zurückgezogenen Individuum ermöglichen, sich in einer Informationsblase eine isolierte Sicht auf die Außenwelt zu schaffen. Dabei verbleibt das Individuum nicht mehr unkooperativ, sondern agiert in anderen Resonanzräumen, die sich von der direkten Außenwelt in den digitalen Raum verlagern, jedoch ebenfalls Selbstwirksamkeit erzeugen oder zumindest simulieren können.

(Sennett 2018: 320f). → [Wer sind Wir?, S. 202](#) An etwas Mitzuwirken ist notwendigerweise ein Prozess der Kooperation. Im Sinne einer partizipativen Demokratie, die auf der Mitwirkung aller Bürger*innen beruht, ist es wichtig, dass Menschen an Aushandlungsprozessen teilnehmen und Kooperationserfahrungen im demokratischen Raum machen. Partizipationsprozesse können in diesem Sinne eine große gesellschaftspolitischen Aufgabe übernehmen. Aber dafür ist viel mehr nötig als die freundliche Einladung im Briefkasten. Die Beteiligungsveranstaltungen müssen so gestaltet sein, dass die Bürger*innen sich wahrgenommen fühlen und ihre Masken abnehmen können. Sie müssen sich selbst auf diesen Veranstaltungen spüren können und mit anderen in einen Dialog treten. In der gemeinsamen Arbeit nehmen sie die Reaktionen auf ihre Einlassungen wahr und fühlen, dass sie an den Ergebnissen *mitgewirkt* haben. Das Zusammenkommen in Räumen der Kooperation muss auch Überraschungen zulassen, die sich im Sinne der *surprise* als unerwarteter Mehrwert in der Interaktion ergeben und somit beweisen, dass es in der Aushandlung etwas hinzuzugewinnen gibt.

Angesichts des *unkooperativen Ichs* und sogar unkooperativer Kollektive ist die Arbeit an den Resonanzvoraussetzungen in Partizipationsprozessen ein notwendiger Baustein zur Stärkung des intersubjektiven und interkollektiven Austauschs und der Kooperation. Dieser Weg muss vor allem glaubwürdig und nachhaltig gestaltet werden, damit demokratische Teilhabe nicht von Resignation, sondern von Selbstwirksamkeitserwartungen geprägt sein kann.

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Ich habe in dieser Arbeit zu den Stadtmitmacher*innen an einem Perspektivwechsel im Bereich der Partizipation versucht. Mein Anliegen war es, nicht die verschiedenen Formate von Beteiligungsverfahren zu betrachten, sondern die Personen, die sich aktiv einbringen. Dabei löst sich die in der Forschung diskutierte Unterscheidung von eingeladener oder initiativer Beteiligung auf, da sie innerhalb einer Beteiligungsbiografie stetig wechseln. Wenn wir Partizipation als Teilhabe an der Gestalt der Stadt begreifen, dann können wir sehr viel von Menschen lernen, die für sich eigene Formen der Teilhabe gesucht haben und sich anders engagieren, als an offiziellen Beteiligungsprozessen teilzunehmen. Insbesondere darf nicht übersehen werden, dass der Diskurs über die Gestalt der Stadt nicht nur zwischen den Institutionen der Stadt und den Bürger*innen sondern auch zwischen den Bürger*innen selbst geführt wird. In Gruppen von Gleichgesinnten, aber auch im Streit, wird die Nutzung der Stadt ausgehandelt. Doch keineswegs beschränkt sich Partizipation auf Diskussionen. Eine persönliche Erkenntnis war für mich die Beobachtung, dass sich durch das gemeinsame Handeln kräftezehrende Diskussionen umgehen las-

sen und durch die körperliche Kooperation ein »vibrierender Draht der Resonanz« (Rosa 2019) entstehen kann, während direkt Raum umgestaltet wird.

Für die empirische Sozialforschung stellen die Lebenswelten der Stadtmitmacher*innen einen wertvollen, bislang noch wenig erschlossenen Fundus dar. Ich persönlich habe sehr viel von den engagierten Menschen, die ich interviewt habe, lernen können. Dafür bin ich dankbar und es hat meinen Respekt für die Energie von derart aktiven Bürger*innen noch verstärkt. Die Gedankengänge zu Barrieren und Nicht-Partizipation zeigen nicht nur weiteren empirischen Forschungsbedarf auf, sondern liefern auch Ansatzpunkte zur Weiterentwicklung von Partizipationsverfahren. Zum einen ist es wichtig wahrzunehmen, wie viel Aufwand und Arbeit es für Bürger*innen bedeutet, eine Veranstaltung zu einem stadtplanerischen Projekt zu besuchen. Die dort geführten Diskurse setzen sprachliche und fachliche Kompetenzen voraus, die zunächst nichts mit der eigenen Lebenswirklichkeit zu tun haben. Zum anderen bringen sich viele Bürger*innen bereits auf ihre Weise in der Stadt ein, die für die Expert*innen aber unverständlich, unbedeutend oder schlichtweg unsichtbar bleibt.

Das gegenseitige Verständnis ist wichtig, um eine Arbeitsatmosphäre zwischen Stadtplaner*innen und einer breiten Bürger*innenschaft herzustellen. Diese Resonanzvoraussetzungen müssen erarbeitet werden, bevor eine konstruktive Kooperation entstehen kann. Damit am Ende ein gemeinsames Ergebnis steht, müssen offene Räume geschaffen werden, die jeder Person das Gefühl vermitteln, dass sie zumindest die Möglichkeit zur Mitsprache hat. Gelingt es nicht, eine resonante Arbeitsatmosphäre zu schaffen, bleibt das Gefühl zurück zwar eingeladen, jedoch nicht gefragt worden zu sein. Das hinterlässt sowohl bei den Bürger*innen als auch bei den Organisator*innen eine Frustrationserfahrung in den Beteiligungsbiografien. Diese Erfahrungen sind dann wieder präsent, wenn eine erneute Einladung zu einer Veranstaltung oder der Flyer zur Gegendemonstration im Briefkasten landet.

Die Diskussion über die Qualität von Beteiligungsverfahren ist keine Fachdebatte zur Optimierung einer professionellen Praxis, sondern ein elementarer Baustein zur Stärkung der partizipativen Demokratie. Der Stadtraum, in dem sich die Menschen in ihrem Alltag bewegen ist die Kontaktfläche ihres Körpers zur Gesellschaft. Hierin liegt ein enormes demokratisches Potential. Wenn dieses Nahumfeld ein Raum der Selbstwirksamkeit ist, können sich die Menschen nicht nur rational sondern mit all ihren Sinnen als Teil einer Gesellschaft fühlen, in der sie ihren Platz haben (Rosa 2025). Somit will ich in Anlehnung an den Wahlslogan von Bill Clinton 1992 schließen: *It's the body, stupid!*

Danksagung

Ganz im Sinne dieses Buches möchte ich mich als Amateur des wissenschaftlichen Schreibens zum Abschluss bei dem großartigen Kollektiv bedanken, auf das ich mich als Autor dieses Buches in so vielen Momenten verlassen konnte. Mit euch habe ich schrauben, mitmachen und schreiben gelernt!

Zuerst möchte ich Jan-Peter Voß meinen Dank aussprechen, denn er hat mir einen großen Teil der Literatur gezeigt, die ich brauchte, um zu verstehen, was mich beschäftigt hat. Martin Fuller hat mir dazu die Zuversicht gegeben, dass ich bei all meinen Gedankenreisen auf den Gleisen bleibe.

Mein Dank gilt Frank Meißner, der immer ein offenes Ohr für meine Gedankenwelten hatte und jede Zeile dieses Buches in ihrem schwer erträglichen Rohzustand gelesen hat. Martin Schulze ist mir nicht nur beim Schrauben ein Ratgeber, sondern hat mich immer wieder mit ethnografischen Perspektiven inspiriert. Zudem danke ich der großartigen Julia Kirstein, mit der ich zum ersten Mal auf der Meta-Ebene über das Reparieren gesprochen habe.

Unermesslich dankbar bin ich Johanna Gehring für ihre vielseitige Unterstützung! Sie hat mich überhaupt erst auf den Gedanken gebracht, dieses Buch umzusetzen und mich ermutigt das Exposé einzureichen. Seitdem hat sie mich in jeder Phase dieses langen Prozesses unterstützt. Ihre Zeichnungen schenken dem Buch eine ganz eigene Ebene und ihrem gründlichen Lektorat sollten alle Leser*innen dankbar sein. Ich teile mit ihr das Fahrradreisen, das Basteln, politische Diskussionen und den unzerstörbaren Glauben daran, dass diese Welt irgendwie auch besser sein kann.

Valentin Müller danke ich für seine verständnisvolle und geduldige Betreuung dieses Langzeitprojektes von Seiten des transcript-Verlags.

Ich danke allen Menschen, mit denen ich unvergessliche Fahrradreisen erleben durfte. Jeder Kilometer mit Rüdi, Karl, Mark, Matti, Pizz, Will, Geert, Martin, Tom, Markus, Johanna und Frank sowie allen Teilnehmern der Anarchotouren hat dieses Buch geprägt.

Auch danke ich allen Menschen, mit denen ich herausfordernde Reparaturen angegangen bin und dabei viele kleine wie große Dinge wieder zum Laufen gebracht habe. Besonders hervorheben möchte ich Karl Zühlke, der mit seiner Werkstatt ein unglaublich inspirierender Mensch für mich war. Und danke Dody Klein, dass ich wieder mit meinem Rennrad fahren kann!

Ich danke allen Interviewpartner*innen, die mich in ihre Welt des Mitmachens haben schauen lassen. Zudem möchte ich mich bei den Menschen bedanken, mit denen ich über das Mitmachen, die Politik und die Zukunft debattieren durfte. Ich danke meinen wunderbaren Kolleg*innen im Büro nonconform, denn von ihnen habe ich gelernt, was ernst gemeinte Beteiligungsprozesse sind und wie sie gemacht werden.

Mein Dank gilt auch Florian Strenge, Felicitas Soeiro, Birge Zühlke, Janja Barši und Bernhard Hinz. Ich möchte auch meinen Schwestern Danke sagen, die ihren Bruder in so manchem ertragen mussten, aber immer ein offenes Ohr für mich haben und für mich da sind!

Besonders möchte ich meinen Eltern danken, die mir das Selbstbewusstsein mitgegeben haben, dass man die meisten kaputten Dinge eigenständig wieder in Gang setzen kann – oder besser noch: dass man sie gleich selbst baut. Ich danke den beiden auch für die konkrete Unterstützung dieses Buches. Meiner Mutter danke ich zudem für ihr inspirierendes Engagement, dass ich als anschauliches Beispiel für die Einleitung verwenden durfte. In tiefer Freundschaft denke ich an meinen Großvater, der in dem Moment, in dem ich mir mein eigenes Bett zusammenschusterte, wusste, dass ich wohl im Leben klarkommen würde.

Literaturverzeichnis

- Abel, Thomas/Schori, Dominik (2009): Der Capability-Ansatz in der Gesundheitsförderung: Ansatzpunkte für eine Neuausrichtung der Ungleichheitsforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 34/2, S. 48–64. doi:10.1007/s11614-009-0012-9.
- Ahmed, Syed Ishtiaque/Jackson, Steven J./Rifat, Md. Rashidujjaman (2015): Learning to fix: knowledge, collaboration and mobile phone repair in Dhaka, Bangladesh. In: Proceedings of the Seventh International Conference on Information and Communication Technologies and Development. Singapore: ACM, S. 1–10. doi:10.1145/2737856.2738018.
- ARCH+ (2020): Architektur ethnografie. 238. Berlin: ARCH+ Verlag.
- ARCH+ (2023): Open for Maintenance: Wegen Umbau geöffnet. 252. Berlin: ARCH+ Verlag.
- Architektenkammer Berlin (2019): Stellungnahme der Architektenkammer Berlin zum Thema Partizipation. Online verfügbar unter: https://www.ak-berlin.de/fileadmin/user_upload/Faltblaetter/Stellungnahme_Partizipation_final.pdf (Abgerufen am 06.06.2020).
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1994): Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 114–140. doi:10.1007/978-3-663-09784-6_7.
- Augé, Marc (2016): Lob des Fahrrads. München: C. H. Beck.
- Baier, Andrea/Hansing, Tom/Müller, Christa/Werner, Karin (Hrsg.) (2016): Die Welt reparieren: Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis. Bielefeld: transcript.
- Bartmański, Dominik/Woodward, Ian (2014): Vinyl: The Analogue Record in the Digital Age. London, New York, NY: Bloomsbury Academic.
- Bayat, Reza (2025): Akkumulierte Prekarität: Migration, Körper und Kämpfe ums Ankommen. Kultur und soziale Praxis. Bielefeld: transcript. doi:10.14361/9783839474655.
- Blume, Jutta (2019): Alle sollen mitreden. In: MieterEcho, Nr. 405. Online verfügbar unter: <https://www.bmgev.de/mieterecho/alle-ausgaben/2019/me-single/article/alle-sollen-mitreden/> (Abgerufen am 06.06.2020).

- Bock, Christine/Pappenberger, Ulrich/Stollmann, Jörg (Hrsg.) (2018): Das Kotti-Prinzip. Urbane Komplizenschaften zwischen Räumen, Menschen, Zeit, Wissen und Dingen. Berlin: Ruby Press.
- Boltanski, Luc/Thévenot, Laurent (2014): Über die Rechtfertigung: Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft. Hamburg: Hamburger Edition.
- Borg, Kevin L. (2007): Auto Mechanics: Technology and Expertise in Twentieth-Century America. Studies in Industry and Society. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt. Göttingen: Otto Schwarz, S. 183–198.
- Brookshire, Bethany (2015): Lessons from failure: Why we try, try again. In: Science News Explores. Online verfügbar unter: <https://www.snexplores.org/article/lessons-failure-why-we-try-try-again> (Abgerufen am 12.08.2025).
- Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve-Verlag.
- Cherrier, Hélène/Ponnor, Tresa (2010): A study of hoarding behavior and attachment to material possessions. In: Qualitative Market Research: An International Journal, Jg. 13/1, S. 8–23. doi:10.1108/13522751011013945.
- Cornwall, Andrea (2008): Unpacking »Participation«: Models, meanings and practices. In: Community Development Journal, Jg. 43/3, S. 269–283. doi:10.1093/cdj/bsn010.
- Dahrendorf, Ralf (1968): Pfade aus Utopia: Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie. München, Zürich: Piper.
- Ehn, Billy (2011): Doing-it-Yourself. In: Ethnologia Europaea, Jg. 41/1, S. 54–65. doi:10.16995/ee.1077.
- Ehn, Billy/Löfgren, Orvar (2013): Nichtstun: Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Eugster, Benjamin/Schwarz, Richard (2017): Vorgelagerte Selbstermächtigung: Autoethnografie einer dinglich-digitalen Bastelübung. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.): Edition Kulturwissenschaft. Bielefeld: transcript, S. 171–194. doi:10.14361/9783839433508-009.
- Farías, Ignacio (2011): The politics of urban assemblages. In: City, Jg. 15/3–4, S. 365–374. doi:10.1080/13604813.2011.595110.
- Frick, B./Wicker, P. (2016): The trickle-down effect: How elite sporting success affects amateur participation in German football. In: Applied Economics Letters, Jg. 23/4, S. 259–263. doi:10.1080/13504851.2015.1068916.
- Friesinger, Günther/Schneider, Frank Apunkt (2016): Technologie gegen Technokratie. Reverse Engineering als politische Praxis. In: Baier, Andrea/Hansing, Tom/Müller, Christa/Werner, Karin (Hrsg.): Die Welt reparieren. Bielefeld: transcript, S. 268–274. doi:10.1515/9783839433775-024.

- Fry, Craig (2015): Has Lance Armstrong's impact in cycling and beyond been a net positive? In: *The Conversation*. Online verfügbar unter: <https://theconversation.com/has-lance-armstrongs-impact-in-cycling-and-beyond-been-a-net-positive-44886> (Abgerufen am 27.03.2018).
- Gelber, Steven M. (1997): Do-It-Yourself: Constructing, Repairing and Maintaining Domestic Masculinity. In: *American Quarterly*, Jg. 49/1, S. 66–112. doi:10.1353/aq.1997.0007.
- Gieryn, Thomas F. (2002): What buildings do. In: *Theory and Society*, Jg. 31/1, S. 35–74. doi:10.1023/A:1014404201290.
- Goldstein, Carolyn M. (1998): Do it yourself: Home Improvement in 20th-century America. Washington, D.C: National Building Museum.
- Gomart, Emilie/Hennion, Antoine (1999): A Sociology of Attachment: Music Amateurs, Drug Users. In: *The Sociological Review*, Jg. 47/1_suppl, S. 220–247. doi:10.1111/j.1467-954X.1999.tb03490.x.
- Gräff, Friederike (2025): Mechanikerin über den männlichen Blick: »Ach, Sie sind also die Frau vom Chef«. In: *Die Tageszeitung: taz*. Online verfügbar unter: <https://taz.de/Mechanikerin-ueber-den-maennlichen-Blick!/6116315/> (Abgerufen am 30.10.2025).
- Gribat, Nina/Lutz, Manuel (2018): Planung und Partizipation. Zwischen Emanzipation, Kollaboration und Vereinnahmung. In: Vogelpohl, Anne/Michel, Boris/Lebuhn, Henrik/Hoerning, Johanna/Belina, Bernd (Hrsg.): *Raumproduktionen II. Theoretische Kontroversen und politische Auseinandersetzungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 81–99.
- Guggenheim, Michael (2016): Im/mutable im/mobiles. From the socio-materiality of cities towards a differential cosmopolitics. In: Blok, Anders/Farias, Ignacio (Hrsg.): *Urban Cosmopolitics*. Routledge, S. 63–82. doi:10.4324/9781315748177.
- Halbwachs, Maurice (2013): Das kollektive Gedächtnis und der Raum (1950). In: Hauser, Susanne/Kamleithner, Christa/Meyer, Roland (Hrsg.): *Architekturwissen: Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften, Architekturen*. Bielefeld: transcript, S. 57–63.
- Harper, Douglas A. (1992): *Working knowledge: skill and community in a small shop*. Berkeley: University of California Press.
- Hayes-Conroy, Allison/Martin, Deborah G. (2010): Mobilising bodies: visceral identification in the Slow Food movement. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, Jg. 35/2, S. 269–281. doi:doi.org/10.1111/j.1475-5661.2009.00374.x.
- Hein, Jan-Philipp (2018): Weniger Bürgerbeteiligung wagen! In: *Tagesspiegel Online*. Online verfügbar unter: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/bauprojekt-ein-berlin-weniger-buergerbeteiligung-wagen/23628914.html> (Abgerufen am 06.06.2020).

- Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-92076-4.
- Hennion, Antoine (2001): Music Lovers. Taste as Performance. In: *Theory, Culture, Society*, Jg. 18/5, S. 1–22.
- Hennion, Antoine (2005): Pragmatics of Taste. In: Jacobs, Mark D./Hanrahan, Nancy Weiss (Hrsg.): *The Blackwell companion to the sociology of culture*. Malden, MA: Blackwell Pub, S. 131–144.
- Hennion, Antoine (2010): Loving music: From a sociology of mediation to a pragmatics of taste. In: *Comunicar*, Jg. 17/34, S. 25–33. doi:10.3916/C34-2010-02-02.
- Hennion, Antoine (2011): Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, Jg. 2/1, S. 93–109. doi:10.28937/1000107525.
- Hennion, Antoine (2015): Paying Attention: What is Tasting Wine About? In: Antal, Ariane Berthoin/Hutter, Michael/Stark, David (Hrsg.): *Moments of Valuation: Exploring Sites of Dissonance*. Oxford: Oxford University Press, S. 37–56.
- Hirschauer, Stefan (2001): Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 30/6, S. 429–451. doi:10.1515/zfs02-2001-0602.
- Hitzler, Ronald/Eisewicht, Paul (2016): *Lebensweltanalytische Ethnographie - im Anschluss an Anne Honer*. Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Hoffmann, E.T.A. (1968): *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern*. Wiesbaden: Fourier und Fertig.
- Holm, Andrej (2023): Behutsamkeit als raumpolitisches Prinzip. In: *Open for Maintenance — Wegen Umbau geöffnet*, Arch+, 252. Berlin: ARCH+ Verlag, S. 180–187.
- Honer, Anne (1993): *Lebensweltliche Ethnographie: ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen*. DUV Sozialwissenschaft. Wiesbaden: Springer.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Houdart, Sophie (2008): Copying, Cutting and Pasting Social Spheres. In: *Science & Technology Studies*, Jg. 21/1, S. 47–63. doi:10.23987/sts.55233.
- Houston, Lara/Jackson, Steven J./Rosner, Daniela K./Ahmed, Syed Ishtiaque/Young, Meg/Kang, Laewoo (2016): Values in Repair. In: *Proceedings of the 2016 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems*. Gehalten auf der CHI'16: CHI Conference on Human Factors in Computing Systems, San Jose California USA: ACM, S. 1403–1414. doi:10.1145/2858036.2858470.

- Illich, Ivan (1980): *Selbstbegrenzung: Eine politische Kritik der Technik*. Rororo aktuell. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jackson, Steven J. (2014): Rethinking Repair. In: Gillespie, Tarleton/Boczkowski, Pablo J./Foot, Kirsten A. (Hrsg.): *Media Technologies: Essays on Communication, Materiality, and Society*. Cambridge, MA: The MIT Press, S. 221–239. doi:10.7551/mitpress/9780262525374.001.0001.
- Jackson, Steven J. (2016): Speed, Time, Infrastructure. In: Wajcman, Judy/Dodd, Nigel (Hrsg.): *The Sociology of Speed*. Oxford University Press, S. 169–186. doi:10.1093/acprof:oso/9780198782858.003.0012.
- Jaeger-Erben, Melanie/Hielscher, Sabine (2022): *Verhältnisse reparieren: Wie Reparieren und Selbermachen die Beziehungen zur Welt verändern*. Urban Studies. Bielefeld: transcript.
- Jaeger-Erben, Melanie/Meißner, Magdalena/Hielscher, Sabine/Vonnahme, Marco (2019): Herausforderung soziale Teilhabe. In: *Soziologie und Nachhaltigkeit*, S. 44–65. doi:10.17879/SUN-2019-2451.
- Kaufmann, Jean-Claude (1995): *Schmutzige Wäsche: Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): *Das verstehende Interview: Theorie und Praxis*. Édition discours. Konstanz: UVK, Universitätsverlag Konstanz.
- Keen, Andrew (2007): *The Cult of the Amateur: How Blogs, Myspace, YouTube, and the Rest of Today's User-Generated Media Are Destroying Our Economy, Our Culture, and Our Values*. Westminster: Crown/Archetype.
- Klafft, Torsten (2025): Self-efficacy expectations in participatory urban development processes. In: Schröder, Jörg/Lino, Barbara/Ferretti, Maddalena (Hrsg.): *TRANSFORMERS – Steering Urban Transition towards Sustainability and Resilience*. Hannover: Regionales Bauen und Siedlungsplanung, Leibniz Universität Hannover, S. 162–171. doi:10.15488/19406.
- KoSP (2020): *Gebietsbetreuung Karl-Marx-Allee, II. Bauabschnitt*. In: *Internetpräsenz des Berliner Planungsbüros Koordinationsbüro für Stadtentwicklung und Projektmanagement – KoSP GmbH*. Online verfügbar unter: <https://www.kosp-berlin.de/projekt/gebietsbetreuung-karl-marx-allee-ii-bauabschnitt/> (Abgerufen am 04.11.2025).
- Kreis, Reinhild (2017): Anleitung zum Selbermachen: Do it yourself, Normen und soziale Ordnungsvorstellungen in der Industriemoderne. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.): *Selber machen: Diskurse und Praktiken des »Do it yourself«*, Edition Kulturwissenschaft. Bielefeld: transcript, S. 17–34. doi:10.14361/9783839433508-002.
- Kuhtz, Christian (2014): *Rad kaputt & Gangschaltungen: Reparaturen aller Art vom Platten bis zum Rahmenbruch, unterwegs ohne Werkstatt. Reihe Einfälle statt Abfälle Fahrrad*. Kiel: Christian Kuhtz, Selbstverlag.

- Latour, Bruno (1987): *Science in action: How to follow scientists and engineers through society*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (1999): *Pandora's hope: Essays on the reality of science studies*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2003): What if we Talked Politics a Little? In: *Contemporary Political Theory*, Jg. 2/2, S. 143–164. doi:10.1057/palgrave.cpt.9300092.
- Latour, Bruno (2008): *A Cautious Prometheus? A Few Steps Toward a Philosophy of Design*. Gehalten auf der Annual International Conference of the Design History Society, Cornwall, United Kingdom: University College Falmouth, S. 2–10.
- Latour, Bruno (2015): *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Les Convivialistes (2014): *Das konvivialistische Manifest: Für eine post-neoliberale Welt*. Bielefeld: transcript.
- Lessing, Hans-Erhard (2017): *Das Fahrrad: Eine Kulturgeschichte*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lévi-Strauss, Claude (2016): *Das wilde Denken*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lyons, Kate (2018): Can we fix it? The repair cafes waging war on throwaway culture. In: *The Guardian*. Online verfügbar unter: <https://www.theguardian.com/world/2018/mar/15/can-we-fix-it-the-repair-cafes-waging-war-on-throwaway-culture> (Abgerufen am 05.08.2025).
- Maikämper, Moritz/Frieling, Katharina/Berding, Nina (2024): Kulturen der Beteiligung? (Un)möglichkeiten der Teilhabe in der vielfältigen Stadt. In: *pnd - rethinking planning*, Jg. 2024/1, S. 208–222.
- Manthe, Rainald (2024): *Demokratie fehlt Begegnung: Über Alltagsorte des sozialen Zusammenhalts. X-Texte zu Kultur und Gesellschaft*. Bielefeld: transcript. doi:10.1515/9783839471418.
- Matzig, Gerhard (2013): *Schrauben bis zur Verzweiflung*. In: *Süddeutsche.de*. Online verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/leben/do-it-yourself-oder-auch-nicht-schrauben-bis-zur-verzweiflung-1.1641365> (Abgerufen am 05.08.2025).
- Michalik, Lisa Tracy (2018): *Die Fahrradmechanikerin*. In: *Missy Magazin*, Jg. 06/2018, S. 14–15.
- Mouffe, Chantal (2017): *Über das Politische: Wider die kosmopolitische Illusion*. Edition Suhrkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Mustroph, Tom (2014): Der Ulle-Effekt. In: Zeit Online. Online verfügbar unter: <https://www.zeit.de/sport/2014-09/jan-ullrich-radsport-talente-deutschland> (Abgerufen am 27.03.2018).
- Nemitz, Rolf (2013): Ich – Ideal-Ich – Ichideal: der Zauberspiegel. In: Lacan entziffern. Online verfügbar unter: <https://lacan-entziffern.de/spiegelstadium/ich-idealich-ichideal/> (Abgerufen am 24.03.2018).
- Netzwerk Reparatur-Initiativen (2015): REPARIEREN - Projekte, Orte und Akteure einer Bewegung. Online verfügbar unter: https://www.reparatur-initiativen.de/files/kcfinder/posts/4242/anstiftung_reparatur_broschuere_rz_download_korr_2.pdf (Abgerufen am 12.08.2025).
- Nussbaum, Martha (2011): Creating capabilities: the human development approach. Cambridge, MA, London: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Paech, Niko (2015): Befreiung vom Überfluss: Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: oekom.
- Penn, Robert (2012): Traumrad auf der Suche nach dem besten Fahrrad der Welt. München: Malik.
- Pistorius, Elke (2005): Sowjetische Vorbilder im Städtebau? In: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.): Die Karl-Marx-Allee zwischen Straußberger Platz und Alex, Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin. Berlin: BWV, Berliner Wissenschafts-Verlag, S. 25–39.
- Platonow, Andrej (2017): Die Baugrube. Berlin: Suhrkamp.
- Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkswissenschaftlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 116/3–4, S. 373–404.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Forschungsdesigns für die qualitative Sozialforschung. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 105–123. doi:10.1007/978-3-658-21308-4_7.
- Ramge, Thomas/Friebe, Holm (2008): Marke Eigenbau: Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion. Berlin: Campus Verlag.
- Rancière, Jacques (2006): Die Aufteilung des Sinnlichen: Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien. Reihe PoLYpeN. Berlin: b-books.
- Reckwitz, Andreas (2015): Ästhetik und Gesellschaft – Ein analytischer Bezugsrahmen. In: Reckwitz, Andreas/Prinz, Sophia/Schäfer, Hilmar (Hrsg.): Ästhetik und Gesellschaft: Grundlagentexte aus Soziologie und Kulturwissenschaften, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp, S. 13–52.
- Renn, Ortwin (2013): Partizipation bei öffentlichen Planungen. Möglichkeiten, Grenzen, Reformbedarf. In: Keil, Silke I./Thaidigsmann, S. Isabell (Hrsg.):

- Zivile Bürgergesellschaft und Demokratie. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 71–96. doi:10.1007/978-3-658-00875-8_6.
- Ritzer, George (2013): *The McDonaldisation of society*. Los Angeles, CA: SAGE.
- Ritzer, George/Jurgenson, Nathan (2010): Production, Consumption, Prosumption: The nature of capitalism in the age of the digital ›prosumer‹. In: *Journal of Consumer Culture*, Jg. 10/1, S. 13–36. doi:10.1177/1469540509354673.
- Rohwetter, Marcus (2016): Mach du mal! In: *Die Zeit*. Online verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2016/14/wirtschaftspsychologie-engagement-lifestyle-arbeit-oekonomie-kunden> (Abgerufen am 05.08.2025).
- Rosa, Hartmut (2017): Für eine affirmative Revolution: Eine Antwort auf meine Kritiker_innen. In: Peters, Christian Helge/Schulz, Peter (Hrsg.): *Sozialtheorie*. Bielefeld: transcript, S. 311–330.
- Rosa, Hartmut (2019): *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2020a): *The uncontrollability of the world*. Cambridge, MA: Polity press.
- Rosa, Hartmut (2020b): *Unverfügbarkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2023): *When monsters roar and angels sing: Eine kleine Soziologie des Heavy Metal*. Metal book. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Rosa, Hartmut (2024): *Social Battery: Was ist soziale Energie?* In: *Die Zeit*. Online verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2024/03/social-battery-soziale-energie-erschöpfung-kraft> (Abgerufen am 14.03.2025).
- Rosa, Hartmut (2025): *Weltreichweitenvergrößerung*. In: Kibel, Jochen/Meier, Nina/Steets, Silke/Weidenhaus, Gunter (Hrsg.): *Figuring Out Spaces: über die Sozialität von Räumen und die Räumlichkeit des Sozialen, Re-Figuration von Räumen*. Bielefeld: transcript, S. 165–175. doi:10.14361/9783839475041.
- Rossi, Aldo (1984): *The architecture of the city*. Oppositions books. Cambridge, MA: MIT Press.
- Rulffes, Evke (2024): *Die Erfindung der Hausfrau: Geschichte einer Entwertung*. Hamburg: HarperCollins.
- Schmidbauer, Wolfgang (2003): *Die einfachen Dinge*. München: DTV, Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Sennett, Richard (2008): *Handwerk*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Sennett, Richard (2012): *Zusammenarbeit: Was unsere Gesellschaft zusammenhält*. München: Hanser Berlin.
- Sennett, Richard (2018): *Die offene Stadt: Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. Berlin: Hanser.
- SenSW, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2015): *Informationsblatt Senatsbeschluss vom 14. Juli 2015 zu fünf neuen Fördergebieten in den Programmen Städtebaulicher Denkmalschutz und Aktive Zentren*.

- SenSW, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019): Leitlinien für Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an Projekten und Prozessen der räumlichen Stadtentwicklung, Volltext.
- Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): *The dynamics of social practice: everyday life and how it changes*. Los Angeles, CA: SAGE.
- Shove, Elizabeth/Watson, Matthew/Hand, Martin/Ingram, Jack (2007): *The design of everyday life*. Cultures of consumption series. New York, NY: Berg.
- Sievers, Anne-Christin (2015): Ich baue – also bin ich. In: FAZ.NET. Online verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/stil/drinnen-draussen/warum-die-deutschen-im-do-it-yourself-fieber-sind-13740354.html> (Abgerufen am 05.08.2025).
- Sohn-Rethel, Alfred (1926): Das Ideal des Kaputten. In: Frankfurter Zeitung vom Sonntag.
- Southerton, Dale (2003): »Squeezing Time«: Allocating Practices, Coordinating Networks and Scheduling Society. In: *Time & Society*, Jg. 12/1, S. 5–25. doi:10.1177/0961463X03012001001.
- Stadtforum (1996): Dokumentation, 60. Sitzung des Stadtforums Berlin am 29. November 1996, Planwerk Innenstadt I.
- Star, Susan Leigh/Strauss, Anselm (1999): Layers of Silence, Arenas of Voice: The Ecology of Visible and Invisible Work. In: *Computer Supported Cooperative Work (CSCW)*, Jg. 8/1–2, S. 9–30. doi:10.1023/A:1008651105359.
- Steets, Silke (2015): *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: Eine Architektursoziologie*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Stegkemper, Jan Markus/Grunau, Thomas/Rupp, Claudia/Huchler, Martin (2018): Die Verschriftlichung qualitativer Forschung zwischen Verschleierung und Selbstdarstellung. Überlegungen zu einem Grundproblem qualitativer Sozialforschung. DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation. Frankfurt am Main: pedocs. doi:10.25656/01:15954.
- Stiftung für Zukunftsfragen (2025): Das Freizeitverhalten der Deutschen. Freizeit-Monitor - Stiftung für Zukunftsfragen. Online verfügbar unter: <https://www.freizeitmonitor.de/> (Abgerufen am 13.05.2025).
- Strohmaier, Brenda (2014): *Wie man lernt, Berliner zu sein: Die deutsche Hauptstadt als konjunktiver Erfahrungsraum*. Interdisziplinäre Stadtforschung. Frankfurt: Campus Verl.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory und Theoretical Sampling. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 457–472. doi:10.1007/978-3-531-18939-0_32.
- Thévenot, Laurent (2001): Pragmatic regimes governing the engagement with the world. In: Cetina, Karin Knorr/Schatzki, Theodore R./Savigny, Eike von

- (Hrsg.): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London: Routledge, S. 56–73.
- Toffler, Alvin (1983): *Die dritte Welle - Zukunftschance: Perspektiven für die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts*. Goldmann-Taschenbuch New Age: Modelle für morgen. München: Goldmann.
- Tuma, René/Schnettler, Bernt/Knoblauch, Hubert (2013): *Videographie: Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-531-18732-7.
- Twickel, Christoph (2013): *Gentrifidingsbums: oder eine Stadt für alle*. Nautilus-Flugschrift. Hamburg: Edition Nautilus.
- Ullrich, Maria (2025): *Partizipation nach der Flucht: Zivilgesellschaftliche Auseinandersetzungen von Citizenship im Aufnahmekontext*. Edition Politik. Bielefeld: transcript.
- Van Deth, Jan W. (2014): Wer partizipiert (nicht) in der Politik? In: Van Deth, Jan W. (Hrsg.): *Demokratie in der Großstadt*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 129–151. doi:10.1007/978-3-658-05849-4_6.
- Voges, Jonathan (2017): *Die Axt im Haus: Heimwerken - die »Verbürgerlichung« des Selbermachens in den 1960er Jahren*. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.): *Selber machen: Diskurse und Praktiken des »Do it yourself«*, Edition Kulturwissenschaft. Bielefeld: transcript, S. 35–56. doi:10.14361/9783839433508-003.
- Voß, Jan-Peter/Guggenheim, Michael (2019): *Making Taste Public: Industrialized Orders of Sensing and the Democratic Potential of Experimental Eating*. In: *Politics and Governance*, Jg. 7/4, S. 224–236. doi:10.17645/pag.v7i4.2215.
- Voß, Jan-Peter/Rigamonti, Nora Milena/Suárez, Marcela/Watson, Jacob (Hrsg.) (2023): *Sensing Collectives: Aesthetic and Political Practices Intertwined*. Bielefeld: transcript.
- Walker, Gordon (2015): *Beyond individual responsibility: social practice, capabilities and the right to environmentally sustainable ways of living*. In: Strengers, Yolande/Maller, Cecily (Hrsg.): *Social practices, intervention and sustainability: beyond behaviour change*, Routledge studies in sustainability. London, New York, NY: Routledge, S. 45–60.
- Wallace, David Foster (2011): *Unendlicher Spass: Roman*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Weidenhaus, Gunter (2015): *Soziale Raumzeit*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Weise, Ireen (2012): *Methoden im Fokus: SHADOWING*. D-LABS GmbH. Online verfügbar unter: https://www.d-labs.com/blog/methoden_im_fokus__shadowing.html (Abgerufen am 06.08.2025).

- Weiss, Anne (2017): Spiel, Satz, Sieg, Socke. In: Spiegel Online. Online verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/geschichte/steffi-graf-boris-becker-und-der-tennis-hype-der-80er-a-1175902.html> (Abgerufen am 11.08.2025).
- Zibell, Barbara (2022a): Care-Arbeit räumlich denken: Feministische Perspektiven auf Planung und Entwicklung. genderwissen. Wettingen: eFeF-Verlag.
- Zibell, Barbara (2022b): Frauen im Feld der Architektur. In: Wissel, Christian von/Schaper, Jörn Tore (Hrsg.): Architektur für Alle?! Emanzipatorische Bewegungen in Planung und Raum, Schriftenreihe / Bremer Zentrum für Baukultur. Bremen: Carl Schünemann Verlag, S. 22–29.

